

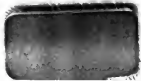
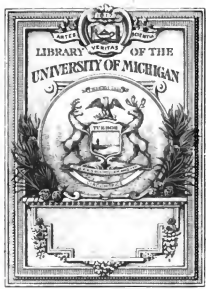


Schiller

Ernst Müller

V. HALEM
BREMEN

L. B. Wahr





828

S3340

M 9+65

Ehlers



SCHILLER IM 35. LEBENSJAHRE

NACH EINER BISHER UNVERÖFFENTLICHTEN KREIDESKIZZE VON LUDOVICA
SIMANOWITZ. ORIGINAL IM BESITZ DER FRAU MAJOR RIDEL IN WEIMAR

Schiller

Autimes aus seiner Zeit

aus dem Nachlass von

dem Verfasser

von

W. G. Müller

Verlag von G. Reclam & Co., Leipzig

Preis 1 Mark 50 Pfennig

Berlin

A. De Gruyter & Co.

1894

Müller



IM 35. LEBENSJAHRE

IN DER PRINZ-BIBLIOTHEK VON DER
KÖNIGLICHEN UNIVERSITÄT WÜRZBURG

Schiller

Intimes aus seinem Leben

nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und
einer Geschichte der Schillerverehrung

von

Crust Müller

Ehem. Archivar des Schillermuseums zu Marbach a. N.

Mit 65 Bildern und 8 facsimilierten Schriftstücken und Briefen

Berlin

H. Hofmann & Comp.

1905

L. B. Wahr.



Weimar. — Hof-Buchdruck.

gerne
wahr
7-13 44
50623

Vorwort



vorliegendes Buch, das einer Aufforderung des Herrn Verlegers seine Entstehung verdankt, möchte zu W. Vodes Schrift „Goethes Lebenskunst“ ein Seitenstück bilden. Nach Vodes Vorgang ist darin erzählt, wie sich Schiller gegen seine Eltern und Geschwister, gegen seine Frau und Kinder verhielt, wie er sich als Liebhaber und gegen seine Freunde und Feinde benahm. Wir erfahren daraus, mit welcher Geduld er sein langes Leiden ertrug, wie er wohnte und sich kleidete, wie er aß und trank. Sein geselliges Leben, seine religiöse und politische Überzeugung werden uns darin vor Augen geführt. In der Einleitung ist Schillers Bedeutung als Dichter erörtert; mit einer Geschichte der Schillerverehrung schließt das Buch.

Die Hauptquelle bilden Schillers Briefwechsel und Werke nebst den Aussprüchen seiner Zeitgenossen. Die Literaturgeschichten und Schillerbiographien reden von diesen Sachen auch; aber nur gelegentlich und nie in dieser Ausführlichkeit, wie es hier geschieht.

Ähnliche Ziele verfolgt Friß Jonas in seinem schönen Buch „Schillers Seelenabel“.

Ich habe möglichst objektiv die menschlichen Seiten des Dichters zu schildern gesucht. Darum sind auch die Schwächen, denen er ebenso wie jeder andere unterworfen war, nicht verheimlicht. Aber diese Fehler werden durch die vielen Vorzüge seines Herzens und Geistes verdeckt. In seiner Person spiegelt sich das deutsche Wesen in schönster Weise wieder. Deshalb wird auch die Wiederkehr seines 100. Todestages am 9. Mai 1905 von allen Deutschen, auch denen im Ausland, gefeiert werden. Auch das vorliegende Buch möchte zugleich ein Festgruß für diesen Tag werden.

Wichtiges bisher unbekanntes Material über das intime Leben des Dichters verdanke ich der Güte von Schillers Großnichte, Frau Anna Lanz in Mannheim, welche mir handschriftliche Aufzeichnungen biographischen Inhalts von Schillers Sohn Karl mit großer Liebenswürdigkeit zur Verfügung stellte. Sie war auch so freundlich mir einige wertvolle bisher unbekannte Bilder Schillers und seiner Gemahlin zur Veröffentlichung in meinem Buch zu überlassen. Ebenso sei auch der Urkelin von Schillers Schwester Luise, Frau Amalie Kießling in Möckmühl, der beste Dank dafür ausgesprochen, daß sie uns zwei Briefe Schillers zur Faksimilierung und Bilder von Schillers Geschwistern zur Illustration überlassen hat. Für das schöne Titelbild, das hier zum erstenmal die Freude des Dichters erfreuen wird, sind wir der Frau Major Nidel in Weimar ganz besonderen Dank schuldig. Durch Gewährung reichen handschriftlichen Materials ist der Direktor des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs, Herr Geheimrat Dr. W. Suphan, unserer Bitte in liberalster Weise entgegengekommen. Zu großem Danke fühlen wir uns ferner verpflichtet dem Vorstand des Marbacher Schillermuseums Herrn Geh. Hofrat Güntter in Stuttgart, der uns eine Anzahl Bilder überlassen hat, sodann Herrn Archivdirektor Dr. Burkhardt in Weimar für das Jägerlied aus dem Tell, und dem Konservator der Altertumsammlung in Stuttgart Herrn Professor Dr. Gradmann für das Heideloffsche Bild der Solitude.

Möge das Buch dieselbe freundliche Aufnahme finden, die auch meinen anderen Schillerschriften zuteil wurde! Möge es dem Leser ebensoviel Freude bei der Lektüre bereiten, als es mir während der Arbeit an ihm bereitet hat! Möge es endlich dazu dienen, die Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers zu fördern und zu verbreiten!

Stuttgart, Dezember 1894.

Dr. Gust Müller.

I.

Schillers Bedeutung als Dichter





chillers Dichterkraft regte sich in frühester Jugend. Eine besondere dichterische Vererbung darf man übrigens nicht annehmen, wenn auch seine Eltern nicht ohne poetische Neigung waren. Die Mutter las gerne Gedichte, besonders religiösen Inhalts. Dichter wie Gerhard, Gellert und Uz waren ihre Lieblinge. Sie gab diese auch ihrem Sohn zur Lektüre. Selbst aber hat sie keine Gedichte gemacht. Man hat ihr früher fremde Produkte zugeschrieben. Der Vater dagegen, ein sehr strebsamer, von edlem Bildungsdrang erfüllter Mann, hat Gedichte oder vielmehr geistliche Lieder verfaßt. Eines davon, „Ein anderes Morgenopfer“ betitelt, das er bei den täglichen Hausandachten des Morgens und Abends vorzulesen pflegte, hat sich noch bis heute erhalten. Aber daraus dürfen wir nicht den Schluß ziehen, daß der Vater dadurch als Vorbild auf seinen Sohn besonders eingewirkt habe. Das könnte nur für die früheste Jugend gelten. Denn das erste deutsche Gedicht, das der junge Schiller anno 1772 mit 14 Jahren verfaßte, erinnert durch seinen Inhalt an diese poetische Tätigkeit des Vaters. Am Tage vor seiner Konfirmation schlenderte der Konfirmand nach Knabenart auf der Straße umher. Die Mutter sah ihn und machte ihm darüber Vortwürfe, daß er so wenig an die bevorstehende heilige Handlung denke. Der Sohn nahm sich den Tadel der Mutter zu Herzen, zog sich zurück und überreichte nach kurzem der Mutter zu ihrer größten Freude ein Gedicht, in welchem er den Gefühlen seines Innern Ausdruck gab. Das leider nicht mehr erhaltene Gedicht ging offenbar weit über das hinaus, was man von einem Knaben erwarten konnte. Es war vielleicht etwas mystisch überspannt. Darum tat wohl auch der Vater, wie es heißt, nach der Lektüre desselben den Ausspruch: Bist Du närrisch geworden, Friß? Nur so läßt sich dieses Wort des Vaters erklären.

Übrigens hatte Schiller schon vorher Verse in Menge gemacht, aber lateinische. Mit wahrer Leidenschaft hatte er diese Kunst ausgeübt, mehr als seinen Lehrern lieb war.

Der religiöse Zug in Schillers Jugend kam auch in seinen dramatischen Jugenddichtungen zum Ausdruck, soweit wir wenigstens aus den Titeln derselben, — denn die Stücke selbst sind nicht erhalten — schließen dürfen. Noch in dem Jahre seiner Konfirmation, vermutlich unter dem Einfluß derselben, entstanden die beiden Trauerspiele „Die Christen“ und „Absalon“. In dem folgenden Jahre machte er, wie wir wissen, Mose zum Helden eines Epos.

Auf der Akademie beschäftigte er sich — freilich mußte dies insgeheim geschehen — mit der neuesten Literatur. Lessings Dramen, Goethes Götz und Werther wurden mit Heißhunger verschlungen, Shakespeare zog ihn mächtig an, so sehr er sich andererseits von ihm abgestoßen fühlte.

Seine Seele ging in der Poesie auf, er kannte nichts Höheres als diese. Darum stiftete er heimlich mit seinen Freunden Scharffenstein, Hoven, Peterfen u. a. einen Dichterbund. Das geschah im Jahre 1774, als er 15 Jahre alt war! Wie mächtig muß in ihm die dichterische Reigung schon damals entwickelt gewesen sein! Und wie gewaltig muß er seinen Freunden imponiert haben, wenn er sie zu einem solchen Schritt bewegen konnte! Etwas weiteres wissen wir freilich von diesem Dichterbund nicht. Die Hauptrolle wird dabei zweifellos Schiller gespielt haben. Im Jahre 1775 hören wir von einem neuen dramatischen Produkt Schillers; es führt den Titel „Der Student von Raffau“. Er behandelte darin den Selbstmord eines unglücklichen Studenten. Damit hatte er das eigentlich religiöse Gebiet verlassen, wenn auch der Stoff Gelegenheit zu religiösen Betrachtungen genug bot. Immer eifriger widmete er sich der Poesie. Alle Zeit, die ihm sein Berufstudium übrig ließ, wurde darauf verwendet. Es war ihm daher sehr erwünscht, als er das Studium der Rechtsgelehrsamkeit, dem er sich anfangs ergeben hatte, mit dem der Medizin vertauschen durfte. Denn die Medizin schien mit seinen poetischen Neigungen weniger zu kontrastieren. Der große Schweizer Dichter und berühmte Arzt Haller war ihm darin Vorbild.

Mit dem Anwachsen seiner Dichterkraft steigerte sich auch seine Anforderung an sich selbst. Ein Drama „Kosmus von Medicis oder Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer“, das er, durch Leisewitz' „Julius von Tarent“ angetregt, im Jahre 1776 gedichtet hatte, vernichtete er selbst wieder, da es ihm nicht genügte. Nur einzelnes davon soll er nachher in seine „Räuber“ aufgenommen haben.

A. Schillers Dramen

Die Räuber

Das Jahr 1777 war für die dichterische Entwicklung Schillers sehr wichtig, ja entscheidend. Da ward er sich seines Dichterberufs voll bewußt, da drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß er zum Dichter geboren sei. In diesem Jahr fand er auch den Stoff, der ganz für ihn paßte, der seine ganze Seele erfüllte. Es war Schubarts Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“, auf die ihn sein Freund Hoven aufmerksam machte. Die Grundlage zu seinen „Räubern“ war damit gefunden. Mit allem Feuer der Jugend machte er sich an die Ausführung. Langsam aber sicher schritt die Arbeit fort. Der Beifall seiner Freunde begleitete und ermunterte den Dichter. Er brauchte denselben, denn „die Neigung für die Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts“ der Karlschule. Hier sah er sich also nur gehemmt. Aber der Dichter wußte sich im Notfalle zu helfen. Seine Kränklichkeit benützend, meldete er sich bisweilen krank und arbeitete, soweit es möglich war, im Bett an seinem Drama. Wenn dann ein Aufseher, Arzt, oder, wie öfters vorkam, der Herzog selbst unvermutet auf dem Krankenzimmer sich zeigte, dann wurde das Räuber-Manuskript blitschnell unter das Bett gesteckt und ein bereit liegendes medizinisches Werk ließ den kranken Dichter als fleißigen Mediziner erscheinen.

Die einzelnen Szenen las er, sobald sie fertig waren, den Freunden vor, bald da, bald dort, wo sich gerade eine günstige Gelegenheit bot; denn diese Vorlesungen mußten natürlich im verborgenen stattfinden. Welchen Eindruck sie auf die Zuhörer machten und welche Wichtigkeit diese ihnen zuschrieben, wie wenn sie die

künftige Größe Schillers geahnt hätten, das verrät die bildliche Darstellung einer solchen Szene, die von Künstlerhand festgehalten wurde. Es ist eine Skizze des Malers Viktor Peter Heideloffs, eines Teilnehmers an einer solchen geheimen Vorlesung im Popfer Wäldchen auf einer der Anhöhen, die Stuttgart einschließen. Mitten im Walde unter den Bäumen haben sich die jungen Leute gelagert. Schiller in der Mitte trägt aus seinem Manuskript unter dem lebhaftesten Beifall seiner Zuhörer vor.¹⁾

¹⁾ W. P. Heideloff hat die Szene in sein Gedebuch skizziert. Sein Sohn, Direktor von Heideloff, zeichnete später das Bild getreu nach. Ein größeres Exemplar seiner Zeichnung schenkte er dem König Ludwig von Bayern als einem großen Verehrer Schillers, ein anderes kleineres Bild erhielt Justinus Kerner. Dieser schenkte im Jahre 1859 sein Exemplar dem Schillerhause in Marbach, wo es sich noch befindet. Rings um dasselbe steht von der Hand einer Enkelin Kerners geschrieben folgendes Gedicht Kerners, das bis jezt unbekannt geblieben zu sein scheint:

Entflohn der Schule bangen Räumen
 Das Schiller unter Tannenbäumen
 Sein erstes Schauspiel, das von Moor,
 Fünf ihm gefotgten Freunden vor.
 Bald, bald doch unter deutschen Eichen
 Sah man ein ganzes Volk ihm reichen,
 Ihm, schwer umstrahlt vom Dichterglanz,
 Der deutschen Eiche Siegestranz.

Dieses Marbacher Bild ist schon wiederholt nachgebildet worden (z. B. bei Wychgram). Wo das größere Exemplar sich gegenwärtig befindet, ist unbekannt.

Während der Heideloffschen Skizze ein wirklicher Vorgang zugrunde liegt, so scheint ein Gemälde von Theobald von Fr., das eine Räuber-Vorlesung in der Akademie darstellt, lediglich der Phantasie des Künstlers entsprungen zu sein. Wir sehen Schiller wiederum im Kreise seiner Freunde vortragen, die sich bei Punsch und Tabak gütlich tun. An der Tür des Saales erscheint unvermuthet der Herzog mit seiner Französa, von einem Aufseher begleitet. Dieser letzte Zug macht aber das Ganze unwahrscheinlich. Karl Eugen hätte sicher schwere Strafen über die jungen Leute verhängt und zum mindesten Schillers Manuskript konfisziert. Wäre das aber der Fall gewesen, so würde es wohl kaum der Nachwelt verborgen geblieben sein. Tatsächlich hat nur der Leutnant Ries einmal Schiller und seine Freunde bei einer solchen Vorlesung überrascht. Doch hatte das keine weitere Folge, als ein momentanes Schelten des Leutnants. Man erzählt nämlich, Schiller habe gerade die erste Szene des fünften Aktes vorgelesen, als sich die Tür öffnete und der hereintretende Aufseher sah, wie Schiller halb in Verzweiflung die Stube auf- und abrannte. „Si, so schäme man sich doch,“ sagte er zu ihm, „wer wird denn so entkräftet sein und fluchen?“ Dann lehrte er den Rücken und ging. Die Freunde lachten und Schiller rief ihm spottend

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Karlschule entlassen und als Regimentsmedikus bei dem Grenadierregiment Augé in Stuttgart angestellt. Bei seinem Austritt waren seine „Räuber“ im wesentlichen fertig. Jetzt galt es nur noch, die Arbeit durchzuführen. Mit Eifer machte er sich daran, und in kurzem sah er das Ganze vollendet vor sich liegen. Nun aber kam eine neue, die letzte Sorge: Wer wird die Arbeit drucken, wer sie verlegen? Sein Freund Peterfen, der ihn auch sonst bei seinem Werk beraten hatte, war auch jetzt tätig. Aber es gelang ihm sowenig als Schiller selbst, einen Verleger zu finden. Schiller teilte das Los vieler deutschen Dichter. Auch ein Goethe mußte sein Erstlingswerk auf eigene Kosten drucken lassen, und ein Uhland mußte jahrelang suchen, bis er endlich einen Verleger für seine Gedichte fand, die jetzt in unzähligen Auflagen verbreitet sind. Schiller wollte nicht so lange warten; er war zu ungeduldig, sonst hätte er sicher auch einen Verleger gefunden. Sein Werk mußte sofort gedruckt werden. Seine ganze Zukunft stand auf dem Spiel. Nicht bloß Ruhm und Ehre, eine Stellung, einen andern Wirkungskreis wollte er sich damit erringen. Wie hätte er, der junge Feuergeist, da zuwarten können! Jeder Tag schien ihm ein Verlust. Darum entschloß er sich kurz und gut zum Selbstverlag, obgleich er die Kosten des Druckes nicht bezahlen konnte und daher Schulden machen mußte. Die bekannte Mehlersche Firma in Stuttgart, die vielleicht den Verlag auch abgelehnt hatte, übernahm den Druck. Schon im Mai 1781 erschien das Werk anonym in einer Auflage von 800 Exemplaren. Es führt den Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781“ (222 Seiten Oktav). Also auch der Drucker hatte seinen Namen beizufügen nicht gewagt. „Frankfurt und Leipzig“ als Druckort anzugeben, war damals etwas Häufiges. Auf diese Weise erreichte es Schiller, daß er zunächst unbehelligt blieb.

Zur Bezahlung der Druckkosten mußte der Dichter 150 Gulden (= 255 Mark) entlehnen. Diese Schuld ward später für ihn die Quelle mancher Not.

nach: „Ein konfiszierter Reel!“ Daß Th. v. Er auch den Herzog mit hereingenommen hat, ist zwar nicht historisch, bildete aber zweifellos für die Darstellung ein fruchtbareres Moment.



Christf. Friedr. Schwan, Hofbuchhändler in Mannheim

Ein besonderes Glück war es für ihn damals, daß er den bedeutenden Mannheimer Buchhändler Schwan kennen gelernt hatte; vermutlich hatte ihn sein Freund Petersen auf ihn aufmerksam gemacht. Diesem Buchhändler schickte nun Schiller die Aushängelbogen seiner „Käuber“ zu. Es lag ihm dabei wohl weniger an Schwans Urteil, als daran, ihm seine Leistung, deren Verlag vielleicht Schwan ebenfalls verschmäht hatte, zu zeigen. Schwan erkannte sofort den hohen dramatischen Gehalt des Stückes. Das veranlaßte ihn, die Aushängelbogen dem Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, Wolfgang Heribert von Dalberg, „brühwarm“ vorzulesen. Auch dem ihm befreundeten Intendanten des Regensburger Theaters, Reichsrat von Verberich, las er daraus vor. Ebenso machte er die berühmten Schauspieler Jßland und Böck damit bekannt. Allen, die das Stück hörten oder lasen, imponierte es gewaltig. Sie waren einstimmig der Ansicht, daß es nach Beseitigung der stärksten Auswüchse auf die Bühne gebracht werden solle. Der Herr von Dalberg wandte sich daher direkt an Schiller. In einem ehrenvollen, schmeichelhaften Schreiben vom Juli 1781 stellte er dem Dichter diesen Antrag. Schiller war über die Aussicht, sein Werk auf die Mannheimer Bühne zu bringen, die damals zu den bedeutendsten zählte, hoch erfreut. Unverzüglich machte er sich an die Umarbeitung des inzwischen erschienenen Schauspiels. Es ging freilich nicht so rasch, als er hoffte und wünschte. Sein Beruf raubte ihm viel Zeit, zumal als eine Ruhrepidemie im

Lazarett ausbrach. Erst am 6. Oktober des Jahres konnte er sein Manuskript absenden. Er gab in seinem Begleitschreiben an Dalberg dem Stück den Titel: „Der verlorene Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber“. Allein der Intendant war noch nicht zufrieden. Noch manches fand er auszufehen. Insbesondere wünschte er eine Verlegung der Zeit des Schauspiels ins 16. Jahrhundert. Schiller begründete sein Verhalten ausführlich; aber Dalberg war taub gegen alle Einwürfe, wenn sie noch so begründet waren. So wollte er es



Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg

und so mußte es Schiller machen. Es half alles nichts, Schiller mußte sich ins Unermeidliche fügen. Schließlich nahm sich Dalberg selbst noch die Freiheit und änderte an dem Manuskript nach seinem Gutdünken; denn der ängstliche Dichter hatte dem Intendanten ausdrücklich erklärt, daß er „auf dem Theater keine Stimme prä-tendierte“. Das war Dalberg nur erwünscht gewesen. Endlich war auch dieser fertig, und nun konnte die Vorstellung vor sich gehen. Sie ward mit Rücksicht auf den Dichter auf den 13. Januar 1782 festgesetzt. Auf Dalbergs Wunsch hatte Schiller für dieselbe ein besonderes „Avertissement“: „Der Verfasser an das Publikum“, das dem Theaterzettel beigelegt wurde, abgefaßt. Das Publikum sollte dadurch orientiert und angezogen werden.

Schiller freute sich auf die Aufführung „wie ein Kind“. Seine Freude ward freilich etwas gedämpft, da er nur heimlich der Vorstellung beiwohnen konnte. Ohne Urlaub reiste er nach Mannheim. Sein Freund Petersen war bei ihm. Sie trafen gerade noch recht

zur Aufführung ein. Das Theater war gedrückt voll. Die Leute waren „Scharenweise aus der ganzen Umgegend . . . zu Fuß und zu Wagen herbeigeströmt, um dies berühmte Stück, das eine außerordentliche Publizität erlangt hatte, . . . zu sehen“. Die allgemeine Erwartung war aufs höchste gespannt. Die Schauspieler, darunter die besten Kräfte Mannheims, ein Pfälzer, Veil und Böck, von dem Stück hingerissen, spielten vorzüglich. Die letzten Akte übten auf die Zuschauer eine gewaltige Wirkung aus. Ein Augenzeuge der ersten Vorstellung gibt folgende Schilderung: „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflöfung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht“. Aus dieser Außerung dürfen wir zweierlei schließen, einmal wie zündend der Stoff trotz aller Übertreibung in Inhalt und Form wirkte, und sodann wie offen und natürlich das Publikum sich der Wirkung des Stücks hingab. Solche allgemeine Gefühlsäußerungen, die die höchste Anerkennung für den Dichter bilden, sind in unserer modernen Zeit kaum denkbar.

Schiller fühlte sich durch diesen Erfolg seines Erstlingswerks sehr gehoben. Er kehrte nur ungern zur alten Tätigkeit nach Stuttgart zurück; denn trotz allen Erfolges gab es für ihn keinen andern Weg. Er mußte seine medizinische Praxis als Regimentsmedikus oder Feldscher wieder aufnehmen, so sauer es ihm fiel. Sein Los wurde noch schwerer, bis er sich endlich selbst zu helfen suchte.

Nur vor dieser ersten Aufführung in Mannheim war auch eine zweite Auflage des Stücks erschienen und zwar ebenfalls in Mannheim bei Tobias Köppler. Diesmal trat der Dichter aus seiner Anonymität heraus. Er nannte auf dem Titel seinen Namen. War er das erstemal in dieser Beziehung zu zaghaft gewesen, so ging er diesmal so weit, daß er dem Titellupfer das Motto „In tyrannos“, gegen die Tyrannen, hinzufügen ließ. So sehr war sein Selbstbewußtsein gewachsen, daß ihn nicht einmal die Rücksicht auf seinen Herzog von der Aufnahme dieses Mottos abhielt. Es wird freilich auch bezweifelt, ob Schiller von diesem Motto Kenntnis hatte. Allein es scheint wenig

wahrscheinlich, daß der Verleger dieses Kupfer beifügte, ohne dem Verfasser etwas davon zu sagen. Die neue Auflage ging reißend ab, obwohl zugleich ein Nachdruck der „Räuber“ erschien. Im April folgte eine „Neue, für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage“. Es war die erste Ausgabe, die Schwan verlegte. Jetzt nach dem unzweideutigen Erfolg Schillers war er so gnädig, eine neue Auflage zu besorgen. Warum hat er nicht gleich den Verlag der ersten gedruckten Ausgabe, deren Aushängebogen ihn so entzückten, übernommen? Wie viel Not hätte er damit dem Dichter erspart!

Am 28. Mai fand die zweite Räuberaufführung in Mannheim statt. Auch dieser wohnte Schiller, von seiner mütterlichen Freundin Henriette von Wolzogen begleitet, bei. Er hatte die Reise wagen können, da der Herzog Karl gerade in Wien war. Aber leider erfuhr der Herzog im Juni von dieser zweiten Reise seines Regimentsmedikus und bestrafte ihn mit 14 Tagen Arrest, weil er ohne Urlaub von ihm seine Garnison verlassen hatte. Eine neue, noch empfindlichere Strafe erteilte den Dichter, da aus Graubünden, das er in seinen „Räubern“ „ein Spitzbubenklima, das Athen der heutigen Gauner“ genannt hatte, eine öffentliche Klage gegen ihn erhoben wurde. Auch der Herzog erhielt Mitteilung davon. Er war darüber sehr unwillig, ließ den Dichter sofort antreten, verwarnte ihn und befahl ihm, seine poetischen Produkte vor dem Druck ihm zu zeigen. Schiller weigerte sich; schließlich verbot ihm der Herzog bei Strafe der Kassation das Komödienschreiben überhaupt. Schillers Antwort war die Flucht. Sie schien ihm die einzige Möglichkeit, sich weiterhin der Dichtkunst widmen zu können. Er brauchte volle Freiheit für seine dichterische Entwicklung. Und ob ihn der Herzog in dieser nicht gehemmt hätte, ist zum mindesten fraglich. Karl Eugen war von sich und seiner Erziehungskunst sehr eingenommen und daher eigentwillig und gewalttätig. Aus diesem Grunde wäre ein Eingehen auf des Herzogs Wünsche gleichbedeutend mit dem geistigen Tod Schillers gewesen.

Die „Räuber“ hatten also ein ganz merkwürdiges Geschick, schon ehe sie ausgegeben wurden. Ihre Geschichte ist überhaupt merkwürdiger als die fast aller übrigen Werke Schillers. Bei den Aufführungen im Theater und bei der Lektüre wirkten sie so zündend wie kaum ein

anderes Werk. Das nimmt uns nicht wunder. Schiller hatte noch in der Karlschule zu seinem Freund Scharffenstein geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Henker abfolut verbrannt werden muß.“ Daß es ihm mit diesem Ausspruch ernst war, daß er nicht bloß im jugendlichen Übermut gesprochen, das verrät der revolutionäre Charakter der „Räuber“ in jeder Beziehung. Ein Wort des Dichters aus späterer Zeit bestätigt seinen ersten Ausspruch, wenn es einer Bestätigung überhaupt bedürfte. Er sagte nämlich, seine Jugenddramen seien alle in Opposition gegen seine Zeit geschrieben. Das gilt in erster Linie von den „Räubern“. Wohl liegt denselben eine Erzählung Schubarts zugrunde, die dieser ausdrücklich einem Genie zur Bearbeitung preisgab. Schiller hätte aber diesen Stoff wohl schwerlich gewählt, wenn er nicht seinen eigenen Ideen und seinen eigenen Absichten so gut entgegengekommen wäre. Der eigentliche Stoff ruhte in ihm selbst. Er hatte ihn aus dem Leben geschöpft; seine Beobachtungen und seine Erfahrungen waren das eigentliche Material. Es bedurfte nur einer leisen Anregung von außen, um ihn zur Ausführung anzureizen. Ein Stoff, der ihm erlaubte, alles das, was sein Inneres bewegte und empörte, zum Ausdruck zu bringen, mußte ihn notwendig packen. Und das war eben die Schubartsche Erzählung. Auch ohne Schubarts Bemerkung hätte er sicher diesen Stoff bearbeitet, der so alt ist wie die Menschheit. Es ist die Geschichte eines ungleichen Brüderpaars, die seit Cain und Abel in immer neuen Gestalten sich wiederholt hat. Von den beiden Söhnen eines Edelmanns ist der eine, Wilhelm, scheinbar fromm und gehorsam, aber in Wirklichkeit ein heuchlerischer, gemeiner Mensch, der andere, Karl, leichtsinnig, aber offenen und geraden Sinns. Karl hängt an seinem Vater, während ihn Wilhelm haßt. Karl muß Schulden halber und wegen eines Duells das Vaterhaus meiden. Er wird Soldat. In einer Schlacht verwundet, wendet er sich an den Vater und bittet ihn um Verzeihung. Sein Bruder unterschlägt den Brief. Karl erhält gar keine Antwort. Nun entschließt er sich, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, zu redlicher Arbeit. Er verdingt sich zu einem Bauern in der Nähe des väterlichen Gutes. Das war sein Glück, denn einst, als er im Wald Holz fällte, konnte er seinen Vater aus

der Hand von Räubern, die sein Bruder angestiftet hatte, erretten. Wilhelm erhielt zwar auf Karls Bitte die Verzeihung seines Vaters, ward aber verstoßen, während Karl zu dem Vater zurückkehrte.

Diese Erzählung bot noch den großen Vorteil, daß sie sich wirklich zugetragen hat, wie Schubart ausdrücklich dazu bemerkt. Das war für Schiller noch ein besonderer Ansporn. Das paßte für



Nach Stichen von Chodowiecki zu den „Räubern“

seine Zwecke ganz vorzüglich; denn er wollte auch nur Gegebenes darstellen. Und wirklich liegen dem Inhalt der „Räuber“ gewisse Tatsachen zugrunde, wenn sie auch vom Dichter übertrieben dargestellt sind. Die beiden feindlichen Brüder des Stücks, Franz und Karl, sind zwei scharf ausgeprägte Gegensätze. Karl, ganz die Gestalt Schubarts, ist ein durchaus edel veranlagter Mensch, für Recht und Freiheit schwärmend, aber etwas leichtsinniger Natur: Franz da-

gegen, schon durch sein Äußeres gekennzeichnet, feig, hinterlistig, herrschsüchtig. Sein Bestreben ist, seinen älteren Bruder und sogar seinen Vater zu beseitigen, um alleiniger Erbe und Herr zu sein. Zur Erreichung dieses Zwecks ist ihm jedes Mittel gerade recht, wenn es auch noch so schlecht ist. In seinem Beginnen sind ihm die Verhältnisse günstig. Sein Bruder Karl nämlich muß Schulden und eines Duells halber von der Universität fliehen. Er wird Soldat. In der Schlacht verwundet, erfaßt ihn Neue, er schreibt nach Hause und bittet seinen Vater, der ihm stets liebevoll gesinnt war, um Verzeihung. Zu seinem Unglück gerät der Brief zuerst Franz in die Hände. Dieser unterschlägt denselben und liest dem Vater einen fingierten Brief vor. Dann bringt er ihm die falsche Nachricht von Karls Tode bei. Der Vater fällt in Ohnmacht. Franz benützt diese erwünschte Gelegenheit und läßt ihn in das Burgverlies werfen. Seinem Bruder Karl hatte er geschrieben, daß ihn der Vater verstoßen habe. In seinem Schmerz darüber wird Karl Räuberhauptmann. Als solcher erlangt er bald durch schreckliche Taten eine fürchterliche Berühmtheit. Schließlich zieht er in seine Heimat: das Los eines seiner Genossen veranlaßt ihn dazu. Er schleicht sich in sein väterliches Schloß: da trifft er seine ehemalige Braut Amalia, um die sich Franz vergeblich bemüht hatte. Weder List noch Gewalt brachte ihn zu seinem Ziel. Nachts stößt Karl mit Hermann, dem „Bastard von einem Edelmann“ zusammen, der eben wieder insoheim dem alten Moor in seinem Turm Nahrung bringen wollte. Jetzt kennt Karl, über die Sachlage aufgeklärt, keinen andern Gedanken mehr als blutige Rache. Er befreit zunächst den Vater und verfolgt den Bruder, der sich im letzten Augenblick vor seiner Gefangennahme erdrosselt. Auch der Vater stirbt, als er hört, daß sein Karl Räuberhauptmann ist. Endlich muß auch die unschuldige Amalia den Tod erleiden. Ihr einstiger Bräutigam ermordet sie, um sie nicht der Räuberbande ausliefern zu müssen. Dann aber übergibt er sich selbst dem Gerichte. Tausend Louisdor sind auf seinen Kopf gesetzt. Einen armen Tagelöhner gedenkt er diese Summe verdienen zu lassen. „Dem Mann kann geholfen werden“, ist sein berühmtes letztes Wort.

Auf die „Räuber“ folgte:

„Die Verschwörung des Fiesko zu Genua“

Den Genueser Fiesko lernte Schiller zuerst in den „Denkwürdigkeiten von J. J. Rousseau“, die H. P. Sturz herausgegeben hatte, kennen. Dort fand er auch wieder eine gewisse Aufforderung zur Bearbeitung des Stoffs, wie in Schubarts Erzählung zu den „Räubern“. Da lesen wir: „Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb großen Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende gibt, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neueren Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien.“ Eine erste Erwähnung Fieskos findet sich in Schillers Dissertation vom Jahre 1780. Als er sich dann zur Bearbeitung des Stoffs entschloß, suchte er nach eingehendem Quellenmaterial. Die wichtigsten Schriften, die er benützte, hat er uns in seiner Widmung des Stücks an seinen Lehrer Abel, Professor an der Militärakademie zu Stuttgart, selbst mitgeteilt. Unter diesen sind besonders zu beachten die „Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque“ des französischen Kardinals Retz und die „Geschichte der Regierung Kaiser Karls V.“ von Robertson. In der Widmung hat sich Schiller auch kurz über sein Thema ausgesprochen im Vergleich mit den „Räubern“. Er sagt: „Ich habe in meinen „Räubern“ das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. Hier versuche ich das Gegenteil, ein Opfer der Kunst und Rabale. . . .“

Den gegebenen historischen Stoff hat Schiller ziemlich getreu benützt. Fiesko, Graf von Lavagna, ein 23-jähriger ehrgeiziger Mensch, sucht die höchste Gewalt in der Republik Genua, die Würde eines Dogen, sich anzueignen. Das kann er nur mit List und Gewalt erreichen, denn der regierende Doge Andreas Doria, ein „ehrwürdiger Greis von 80 Jahren“, ist im allgemeinen beliebt. Nur sein Neffe Gianettino Doria, 26 Jahre alt, gibt Anlaß zur Unzufriedenheit. Aber gerade dieser entdeckt Fieskos geheime Umtriebe und Verschwörung. Deshalb will er kurzer Hand den Fiesko durch

Muley Hassan, einen „konfiszierten Mohrenkopf“, ermorden lassen. Doch der Versuch mißlingt. Fiesko ist auf der Hut. Ja es gelingt ihm sogar, den Mohren für seinen Dienst zu gewinnen. Dieser nützt ihm sehr viel; freilich ist er ein abgeseimter Spießbube, der für Geld jede Schand- und Freveltat ausführt. Schließlich sieht sich Fiesko gezwungen, ihn hängen zu lassen. Von dem Mohren stammt das berühmte Wort: „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen.“ Unterdessen ist auch Gianettino nicht untätig gewesen. Er zielt auf den Sturz seiner Gegner, aber der Plan kommt ans Tageslicht. Andere Gewalttätigkeiten des jungen Doria beschleunigen den Ausbruch der Verschwörung. Er fällt dem Dolche Bourgogninos, des Verlobten Bertas, gegen die er sich vergangen hatte, zum Opfer. Aber auch Fiesko selbst kommt im Kampfe um; der starre Republikaner Verrina, Bertas Vater, der in ihm einen Tyrannen fürchtet, stößt ihn ins Meer in dem Augenblick, als er eine Galeere betreten will, um den Galeerenflaven die Freiheit zu verkündigen.

Mit dem Fiesko hat Schiller zuerst den Boden des historischen Schauspiels, auf dem er später so Vorzügliches leistete, betreten. Er ist nur wenig abgewichen von seinen geschichtlichen Quellen und auch da nur, soweit es die Rücksicht auf die dramatische Entwicklung forderte. Aus diesem Grunde mußte er gerade den Schluß ändern. Fiesko ertrinkt nämlich durch Zufall. Aber der Zufall ist für eine festgefügte Handlung, in der sich eine Szene aus der andern entwickelt, völlig unbrauchbar.

Eine von Schiller frei erfundene Figur ist der Mohr, auch die Bertaepisode ist ein Produkt seiner Phantasie.

Ende April 1783 wurde das Drama ausgegeben. Es führte den Titel: „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel von Friedrich Schiller.“ Der Verleger war Schwann in Mannheim.

Das Stück wurde am 11. Januar 1784, also fast auf den Tag hin zwei Jahre nach den „Räubern“, zuerst in Mannheim aufgeführt. Schiller hatte wie bei den „Räubern“ ein Avertissement „Zur Erinnerung an das Publikum“ vorausgeschickt. Aber trotz „allen Pomps, der dabei angewendet wurde“, war der Erfolg nicht groß. Schiller





schrieb darüber am 5. Mai an seinen Schwager Reintwald: „Den „Fiesko“ verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hierzuland ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es 14 mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.“ Der letztere Vorwurf der Mannheimer ist kaum stichhaltig. Es sind wohl einzelne Stellen vorhanden, die man vielleicht so bezeichnen kann, aber im Grunde ist das Stück so wenig „gelehrt“ als die „Räuber“. Schiller stand noch ganz unter dem Eindruck seines ersten Dramas, als er „Fiesko“ dichtete. Noch in Stuttgart, gleich nach dem Druck der „Räuber“, begann er damit. „Fiesko“ teilt die Vorzüge und Schwächen der „Räuber“, wenn auch letztere einen weit größeren Erfolg hatten. In manchen Ausdrücken und Motiven des „Fiesko“ finden wir den Dichter der „Räuber“ wieder. Es ist derselbe Stürmer und Dränger, der sich hier zeigt wie dort. Unwahrscheinliche und übertriebene Stellen weisen beide Stücke gleichermaßen auf, aber beide sind von hoher theatralischer Wirkung und frisches Leben und eine rege Handlung herrscht in beiden. Schiller hat in seinen Jugenddramen dem Naturalismus gehuldigt wie nur immer unsere modernen Dramatiker. Das gilt ganz besonders für sein drittes Jugenddrama:

Sabale und Liebe

Auch dieses Schauspiel geht in seinem Ursprung auf die Stuttgarter Zeit zurück. Es heißt, Schiller habe es entworfen während des Arrestes, den ihm Herzog Karl diktierte, weil er unerlaubterweise der zweiten Aufführung seiner „Räuber“ in Mannheim angewohnt hatte. Waren dem Dichter schon nach der Rückkehr von Mannheim „Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft“ geworden, so hatte diese Strafe erst recht seinen Ingrimm erregt. Daher ist es durchaus wahrscheinlich, was Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen berichtet, daß ihm während jenes vierzehntägigen Arrestes der Plan zu „Sabale und Liebe“ gekommen sei; denn das Stück geißelt das Stuttgarter Hofleben.

Der Arrest fällt in den Anfang des Juli 1782. Im September dieses Jahres erfolgte Schillers Flucht, und jetzt machte er sich mit allem Eifer hinter das neue Stück, obwohl er noch mit dem Abschluß des Fiesko beschäftigt war. Sein Fluchtgenosse Streicher erzählt, daß er in Oggersheim sich so in seine Arbeit vertiefte, „daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ“. Streicher mußte ihm auch häufig Klavier spielen, während er dichtete; denn dadurch wurde seine Phantasie belebt und seine Begeisterung genährt. Der Musikus hat uns darüber also berichtet: „Schiller machte meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage: ‚Werden Sie nicht heute abend wieder Klavier spielen?‘ Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft bloß durch den Mondschein erleuchtet war, mehrere Stunden auf und ab ging und nicht selten in unternehmliche begeisterte Laute ausbrach.“ Wie weit Schiller in Oggersheim mit seiner Arbeit kam, wissen wir nicht, vollendet hat er sie erst in der Stille seines Bauerbacher Asyls, im Hause der Frau Henriette von Wolzogen. Im Juli 1783, also genau ein Jahr nach der Konzeption des Plans, lag das Stück fertig vor. Schwan in Mannheim verlegte es ebenso wie den Fiesko. Er zahlte Schiller $6\frac{1}{2}$ Karolin (à 11 Gulden) dafür. Der Druck erschien aber erst im Mai 1784 unter dem Titel „Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller“. Der Titel „Kabale und Liebe“ stammt nicht von Schiller, der sein Stück nach der Heldin „Luise Millerin“ nennen wollte, sondern von Pfland. Ihm zulieb hatte sich der Dichter dazu verstanden, diese allgemeinere Aufschrift zu nehmen, die allerdings inzwischen die Bedeutung eines geflügelten Worts angenommen hat.

Die Fabel des Stücks ist vom Dichter frei erfunden, wenigstens ist uns keine Quelle bekannt. Die Hof- und Mätressenwirtschaft jener Zeit, vor allem in Stuttgart, war der allgemeine Grund, auf dem Schiller aufbaute. Für seine weiteren Zwecke machte er umfassende Vorstudien. Er las neuere und ältere dramatische Literatur, die in sein Gebiet einschlug. Manche dieser Stücke dienten ihm für einzelne Motive und Situationen als Vorbild, so u. a. Lessings „Emilia Galotti“ und Gemmingens „Deutscher Hausvater“.

Mit dem Stück hat Schiller eine neue Gattung, das bürgerliche Trauerspiel, das zuerst in England durch Lillo aufgekomen war und dann durch Lessing in seiner Miß Sara Sampson in Deutschland eingeführt wurde, zu neuen Ehren gebracht. In dieser Gattung ist das Motiv des Standesunterschieds behandelt. Der Unterschied zwischen arm und reich, bürgerlich und adelig ist hier das treibende Element in der Handlung des Stücks. Natürlich ist die Liebe zwischen solchen



Me vertraue dich — Ich will mich
zwischen dich und das Schick,
fal werfen — 1 Aufz & Aufz



Wem der Teufel ein Ey in die
Wirtschaft gelogt hat, dem wird
eine hübsche Tochter gelohren
II Aufz & Aufz

Nach Stichen von Chodowiecki zu „Kabale und Liebe“

durch den Stand getrennten Personen ein treffliches tragisches Motiv, das zu allerlei Verwicklungen führt. Das ist in „Kabale und Liebe“ nach allen Richtungen hin durchgeführt, wie der Inhalt dargetut.

Der Major Ferdinand von Walter hat sich heimlich mit Luise Miller, der Tochter eines Musikus, verlobt. Seinem Vater, dem Präsidenten von Walter, ist die Sache um so weniger angenehm, als er wünscht, daß sein Sohn die Favoritin des Fürsten, Lady Milford, zum Scheine heirate. Denn von dieser Heirat hängt seine ganze

Stellung ab. Aber Ferdinand will nicht. Der Vater jedoch ist fest entschlossen, ihn dazu zu zwingen, koste es, was es wolle. Er glaubt zudem sein Ziel leicht erreichen zu können, da er in Luise Miller nur eine Mätresse seines Sohnes sieht. Um rasch und sicher zum Ziele zu gelangen, will er Luise verhaften lassen; aber Ferdinand hindert ihn daran durch seine Drohung, zu erzählen, wie man Präsident werde. Daraus läßt der Vater die Eltern in Haft bringen, um Luise ihrem Einfluß zu entziehen. Auch die Lady, die den Major wirklich liebt, läßt ihre „Minen springen“. Die Hauptrolle in dieser Intrigue aber spielt der Sekretär Wurm. Er überredet den Präsidenten, Luise zu zwingen, daß sie einen Brief an den Hofmarschall von Kalb schreibt, in welchem sie diesen zu einem Stellbichein auffordert. Diesen Brief muß der einsältige Hofmarschall dem Major in die Hände spielen. Der Anschlag gelingt. Ferdinands Eifersucht ist dadurch, wie beabsichtigt, aufs höchste erregt, aber er läßt jetzt nicht etwa Luise fahren, wie der Präsident gehofft hatte, sondern die Wirkung ist eine viel schlimmere: Er vergiftet sich und seine Luise. Im Angesicht des Todes bricht die Katastrophe über den Präsidenten und seinen Helfershelfer, den Sekretär Wurm, herein. Das ist der tragische Ausgang des Stücks, der nur durch die Versöhnung des sterbenden Sohnes mit dem Vater etwas gemildert wird.

Die erste Aufführung des Stücks fand, kurz vor der Ausgabe desselben im Buchhandel, am 13. April 1784 statt und zwar in Frankfurt. Schiller wohnte selbst der Aufführung bei, in der Jßland mitwirkte. Am 15. April erfolgte die Premiere des Trauerspiels in Mannheim. Schiller schreibt darüber am 5. Mai an seinen Freund Reintwald: „Hier zu Mannheim wurde es mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben.“ Der Beifall war also ebenso stürmisch wie bei der ersten Aufführung der „Mäuber“. Der Dichter dankte ihn seiner realistischen Darstellung, die zugleich von hohem idealem Sinn getragen ist. Man wundert sich in der Tat über die Sicherheit, mit welcher der junge Dichter das wirkliche Leben dramatisch darzustellen wußte, über die Kühnheit, mit der er die Vorgänge behandelt, und über die Lebens-

wahrheit, die seinen Szenen innewohnt. Unter allen seinen Dramen ist es deshalb „Kabale und Liebe“, das den besondern Beifall der modernen naturalistischen Dramatiker sich erworben hat, es findet am meisten Gnade vor ihren Augen. Die bekannten Dramen „Sodoms Ende“ und „Rosenmontag“ hat man direkt zu Schillers Stück in Parallele gesetzt. Aber der Vergleich hinkt. Wohl haben sie die realistische Darstellung mit Schiller gemein, aber das eigentlich Poetische ist nur bei ihm zu treffen. Er allein steht auf realem und idealem Boden zugleich. Während die Modernen nur die reine nackte Wirklichkeit darstellen, hat Schiller dazu noch die poetische Verklärung gefügt. Er schildert nicht bloß Vorgänge und Tatsachen, wie sie etwa der Geschichtsschreiber schildern soll, seine Liebe zum Guten und Schönen und sein Haß gegen alles Schlechte und Gemeine begleitet die Dichtung. Er bestrafte das Böse als solches, sein heiliger Zorn verfolgt den Verbrecher und trifft ihn sicher. Und das Gute findet nicht minder seinen Lohn. Die Gerechtigkeit, die in der Welt nicht immer triumphiert, feiert in der Dichtung ihre schönsten Siege. Aber ein leidiger Moralprediger ist Schiller darum noch lange nicht. Dafür hat ihn noch niemand gehalten.

Zwischen den drei Jugenddramen und den klassischen Dramen der Spätzeit in der Mitte liegt das zweite historische Drama:

Don Carlos

Auch dieses Stück weist in seiner Entstehung auf Stuttgart zurück. Der Freiherr von Dalberg in Mannheim machte den Dichter darauf aufmerksam. Schiller schrieb ihm auf seine Anregung am 15. Juli 1782, daß der „Don Carlos“¹⁾ allerdings den Pinsel eines Dramatikers verdiene und er sei vielleicht eines der nächsten Sujets, die er bearbeiten werde. Allein erst in Bauerbach, Ende März 1783, entschloß er sich endgiltig zum Don Carlos, nachdem er vorher zwischen der (später ausgeführten) Maria Stuart und einem Imhof geschwankt hatte. Sofort machte er sich ernstlich an das Thema.

¹⁾ Die Form „Don Carlos“ behielt Schiller bis zum Jahre 1801 bei. Erst in der neuen Ausgabe dieses Jahres findet sich „Don Carlo“. Der Dichter hatte auf Wielands Vorschlag diese Änderung vorgenommen.

Aber schon im April ließ er die angefangene Arbeit liegen, weil er *Kabale und Liebe* vollenden mußte. Aus der *Bauerbacher Zeit* stammt ein noch erhaltener „Plan“: „*Don Carlos, Prinz von Spanien. Trauerspiel.*“ Dieser „Plan“ weicht von dem ausgeführten Stück in manchen Punkten ziemlich ab. Die Wiederaufnahme des fallengelassenen Dramas erfolgte mehr denn ein Jahr später, im Sommer 1784. Ende dieses Jahres konnte er bereits den I. Akt dem Herzog Carl August von Weimar in Darmstadt vorlesen, eine Vorlesung, die ihm den Titel eines „Kak“ einbrachte. Im Laufe der beiden nächsten Jahre wurden die übrigen Akte vollendet. In Körners Weinberghäuschen bei Loschwitz an der Elbe schloß er sein Drama ab. Das Ganze erschien im Juni 1787 unter dem Titel „*Don Carlos, Infant von Spanien, von Friedrich Schiller*“ bei Götschen in Leipzig, nachdem die drei ersten Akte zuvor in der „*Ithalia*“ veröffentlicht worden waren. Die Hauptquelle des *Don Carlos* bildet die von Dalberg empfohlene Novelle des Abbé St. Réal, die den Titel führt „*Don Carlos. Nouvelle historique*“. An diese historische wenig zuverlässige Quelle hielt sich Schiller ziemlich genau: er entnahm ihr nicht nur die Namen, sondern auch den Hauptinhalt. Mit der Novelle weicht er insbesondere ab in der Darstellung der Hauptperson des *Don Carlos*. Dieser ist nach der Geschichte nicht so liebenswürdig wie bei St. Réal und Schiller, sondern heftigen Gemüts.

Nach der Geschichte liebt *Don Carlos* seine Stiefmutter, die Königin Elisabeth, welche ihm selbst einst zur Gemahlin bestimmt gewesen war. In seinem Vater, dem König Philipp II., sieht er den Räuber seines Glücks, weil er ihm die Braut genommen hatte. Von dieser Grundlage ausgehend, beabsichtigte Schiller, „in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen“. „Ich will,“ schrieb er, „einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.“ Nach dem *Bauerbacher „Plan“* wollte er ein „*Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause*“ geben. Das politische Element fehlte damals noch ganz. Das kam erst infolge der langen Beschäftigung mit dem Stoffe hinzu und bildete schließlich die Hauptsache. Die schwärmerischen Ideen von Freiheit



Friedrich Schiller

Nach einem Gemälde von H. Graff gestochen von G. H. Müller

und Völkerglück, zu deren Vertreter Schiller den Prinzen Carlos und dessen Freund den Marquis Posa macht, beherrschen von jetzt ab das ganze Stück. Zunächst will Carlos auf die Mahnung Posas hin die spanischen Niederlande von Alba und der Inquisition befreien. Die Königin selbst, die ihm freundlich gesinnt ist, bestärkt ihn in diesem Entschlusse. Allein der Ausführung steht der feste Wille des Königs entgegen. Dieser duldet nicht, daß Carlos nach den Niederlanden gehe; Alba ist dazu bestimmt. Dieser intrigiert mit des Königs Weichdater Domingo gegen den Prinzen und die Königin. Aber Posa, der das Zutrauen des Königs gewonnen hat, wirkt ihnen entgegen. Seine Absicht ist, es durchzusetzen, daß Don Carlos heimlich zu den Niederländern gehe, die ihn wünschen. Um den König ganz sicher zu machen und ihm jeden Verdacht zu benehmen, gibt ihm Posa ohne Wissen des Don Carlos dessen Briefftasche mit Briefen von dessen einstiger Braut Elisabeth. Zum Unglück erfährt dies der Prinz, er wähnt sich von Posa verraten und sucht bei der Prinzessin Eboli Schutz und Hilfe. Posa verhindert das, er läßt sogar den Prinzen zum Schein verhaften. Aber das hat seinen Sturz und Tod zur Folge. Er opfert sich, weil er hofft, den Prinzen dadurch für die Sache der Freiheit wieder zu gewinnen. In der That hat dieser Opfertod Posas die gewünschte Folge. Der Prinz ist entschlossen, noch in derselben Nacht heimlich abzureisen. Die Königin wünscht ihn nochmals vor der Abreise zu sehen, um ihm seine Pflicht gegen die Niederländer ans Herz zu legen, aber bei diesem mitternächtlichen Rendezvous werden sie vom König überrascht. Er übergibt den Prinzen dem Großinquisitor mit den Worten: „Cardinal, ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihre.“

Don Carlos ist das längste von Schillers Dramen. Die erste Ausgabe von 1787 hat nicht weniger als 6282 Verse. Es ist noch einmal so groß als ein gewöhnliches Schauspiel. Schiller hat daher wiederholt Kürzungen vorgenommen. In der Ausgabe von 1805, der letzten, die er selbst besorgte, zählt es aber immer noch 5370 Verse. Wegen seiner Länge erklärte der Dichter das Stück für ein Buchdrama. So erfolgte auch die Uraufführung erst spät, fast ein Jahr nach dem Erscheinen im Druck, am 8. April 1788 in Mannheim. Der

Erfolg aber war nicht groß, die Schuld traf den Intendanten und die Schauspieler, von denen nur zwei gut spielten.

Dieses vierte Drama bezeichnet gegen die drei früheren einen wesentlichen Fortschritt. Einmal hatte Schiller dazu den Vers gewählt, während die andern in Prosa geschrieben sind und dadurch die ganze Dichtung gehoben. Für die Aufführung im Theater war freilich der Vers weniger günstig. Die Schauspieler verstanden nicht damit umzugehen. Schiller hat deshalb später eine eigene Prosabearbeitung für die Bühne veranstaltet und in dieser Fassung wurde das Stück i. J. 1790 in Hamburg von dem berühmten Theaterdirektor Schröder aufgeführt.

Ein weiterer Fortschritt sodann zeigt sich im Ausdruck. Er ist gewählter und frei von den Übertreibungen der Frühzeit; auch die Charaktere haben vor allem an Lebenswahrheit gewonnen. Das zeigt ein Vergleich einzelner Figuren aufs deutlichste.

Kurz, man merkt an dem ganzen Stück, daß der Dichter reifer geworden ist. Er hat aus seinen eigenen Dramen am meisten gelernt und hat frühere Fehler vermieden. Er nähert sich mehr und mehr dem Gipfel seines Könnens. Die dramatischen Lehrjahre sind vorbei. Das nächste Drama mußte zweifellos ein Meisterstück werden.

Leider stand es neun lange Jahre an bis Schiller mit einem neuen dramatischen Werk an die Öffentlichkeit trat. Zunächst entzog ihn sein Lehramt an der Universität Jena der dramatischen Tätigkeit. Geschichte und Philosophie nahmen jetzt seine Zeit in Anspruch. Erst im Oktober 1796 nach vorausgegangener Beschäftigung mit den nie fertig gewordenen *Maltesern* begann er ein neues großes Drama:

Die Wallensteintrilogie

Unterm 22. Oktober 1796 findet sich in Schillers Kalender die Notiz: „An den Wallenstein gegangen, denselben am 17. März 1799 geendigt fürs Theater und in allem 20 Monate voll mit sämtlichen drei Stücken zugebracht.“ Die Quelle bildeten die geschichtlichen Werte, die ihm von seiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs her bekannt waren. Die geschichtlichen Studien veranlaßten Schiller eben zur dramatischen Behandlung der Person des Wallenstein und seiner

Geschichte. Die ersten Spuren seiner Wallenstein-Dichtung gehen bis auf den Anfang der Neunziger Jahre zurück. Am 12. Januar 1791 hören wir in einem Brief Schillers an Körner zuerst von seinem Plan des Wallenstein. Am 25. Mai 1792 schrieb er ebendemselben: „Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches zur Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder nach dem „Wallenstein.““ Allein erst Anfangs 1794 während seines Aufenthalts in Schwaben fand er Zeit, den Plan weiter auszuarbeiten. Noch aber stand es über zwei Jahre an bis er endlich sich ganz dieser Arbeit widmen konnte. Erst im Oktober 1796 konnte er an den Wallenstein „gehen“ und ernstlich daran weiterdichten, doch ging es auch jetzt noch nicht ohne verschiedene Unterbrechungen ab. Die Arbeit machte ihm viel Freude, aber auch bei seinem Leiden viel Sorge. Noch am 24. Januar 1798 seufzte er: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser Wallenstein aus meiner Hand und von meinem Schreibtisch verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht. Hätte ich zehn Wochen ununterbrochene Gesundheit, so wäre er fertig.“

Der Dichter plante ursprünglich ein einziges Stück, das er „Die Wallensteiner“ nennen wollte. Aber während der Arbeit schwoh ihm der Stoff gewaltig an, neue Gedanken kamen ihm, und neue Szenen entstanden, die er nicht gerne mißte. Daher entschloß er sich „nach reifer Überlegung und vielen Konferenzen mit Goethe“, dessen Freundschaft er jetzt recht zu schätzen wußte, zu einer Teilung der Dichtung. „Ohne diese Operation wäre der Wallenstein ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung. Jetzt sind es mit dem Prolog drei bedeutende Stücke, davon jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie ist. Jedes der zwei letzten hat fünf Akte und dabei ist der glückliche Umstand, daß zwischen dem Akt die Szene nie verändert wird. Das zweite Stück führt den Namen von den Piccolominis, deren Verhältnis für und gegen Wallenstein es behandelt. Wallenstein erscheint in diesem Stücke nur einmal, im 2. Akte, da die Piccolominis alle vier übrigen als Hauptfiguren be-
setzen. Das Stück enthält die Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite, und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft ist. Das dritte Stück heißt Wallenstein und ist eine eigentliche vollständige

Tragödie: die Piccolomini können nur ein Schauspiel, der Prolog ein Lustspiel heißen.“ Mit diesen Worten hat Schiller selbst seinem Freunde Körner über das Stück am 30. September 1798 Bericht erstattet. Der hier erwähnte Prolog oder Vorspiel erhielt nachher die Aufschrift „Wallensteins Lager“.

Von den drei Stücken ist, wie Schiller selbst sagt, jedes gewissermaßen ein Ganzes. In dem Vorspiel, das auf die kommenden Ereignisse vorbereiten soll, erhalten wir ein vollständiges Lagerbild. Wir lernen die verschiedenen Truppengattungen kennen, ihre Stimmung, ihre Kampfeslust und vor allem ihre hohe Begeisterung für ihren Oberfeldherrn, dem sie mit Leib und Leben ergeben sind. Andererseits wird uns ihr rohes, verwildertes Wesen, wie es aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges allbekannt ist, in der berühmten Kapuzinerpredigt noch besonders vor Augen geführt. Kurz, Schiller hat alle Kunst aufgeboten, um einen vollen Einblick in das Kriegsleben zu gewähren, um die kriegerischen Handlungen, die die beiden folgenden Stücke bringen, verständlich zu machen. Wallensteins Lager ist die Basis für die andern Dramen. Aus nur elf Szenen, die lose aneinander gereiht sind, besteht das Vorspiel. Aber diese wenigen Szenen enthalten eine solche Fülle von Leben und Bewegung, eine solch reiche Abwechslung und Mannigfaltigkeit bei dem doch einigermaßen beschränkten Stoff, daß man nur staunen muß. Das Stück endigt mit dem berühmten Reiterlied „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ Mit ihm ist das ganze in schönster Weise abgeschlossen. Es recapituliert gewissermaßen nochmals das ganze Kriegsleben. Der echte Wallensteinische Reitersmann, wie er lebt und leidet, tritt uns in ihm nochmals entgegen.

Das zweite Stück, „Die Piccolomini“, enthält die eigentliche Exposition. Die Intrigen gegen Wallenstein beginnen. Mit dem Erscheinen des kaiserlichen Kriegsrats von Lnestenberg besteht darüber kein Zweifel mehr. Dieser stellt an Wallenstein verschiedene Forderungen, aus denen der Oberfeldherr sehen muß, wie man in Wien gegen ihn gesinnt ist. Wallenstein, auch durch seine Frau schon davon unterrichtet, operiert dagegen. Es liegt ihm vor allem daran, sich der Treue seiner Generale zu versichern. Daher legt er ihnen

bei einem Bankett, das sein Schwager Graf Terzky veranstaltet, einen Revers zur Unterschrift vor. Mit Ausnahme des Obersten Max Piccolomini unterzeichnen alle. Letzterer fühlt sich durch die Liebe zu Wallensteins Tochter Thella so sehr mit diesem verbunden, daß er die Unterschrift für unnötig erachtet. Sein Vater dagegen, Generalleutnant Octavio Piccolomini, hat zum Schein unterschrieben. Er klärt nachher den Sohn über die Lage auf, und sagt ihm offen, Wallenstein sei geächtet und an dessen Stelle sei er vorerst insgeheim zum Generalissimus ernannt. Diese Mitteilung ruft in Max eine gewaltige Erregung hervor. Mit diesen Aspekten schließt dieser zweite Teil der Trilogie.

Im dritten Teil, „Wallensteins Tod“, schreitet die Handlung ununterbrochen vorwärts. Der schwedische Oberst von Wrangel drängt Wallenstein zum letzten entscheidenden Schritt, zum offenen Abfall vom Kaiser und zur Übergabe Prags und Egers an die Schweden. Wallenstein zaudert. Aber sein Hauptgegner, Octavio Piccolomini, dem er noch immer trotz aller Warnungen seiner Freunde traut, ist sehr tätig und es gelingt diesem durch Vorzeigen des kaiserlichen Handschreibens, die bedeutendsten Offiziere zum Abfall von Wallenstein zu verleiten. Damit ist das Spiel für diesen verloren, um so mehr da einer der Abgefallenen, Oberst Buttler, noch bei Wallenstein bleibt und ihn überwacht. Jetzt rafft sich auch Wallenstein auf, zieht nach Eger, aber freilich nur in sein eigenes Verderben. Man beschließt, ihn dort zu verhaften. Noch im letzten Augenblick scheint die Sache günstig für Wallenstein abzulaufen; die Schweden erringen einen Sieg über die Pappenheimer, doch das beschleunigt nur sein Verderben. Sein ungetreuer Begleiter Buttler fürchtet, die Schweden würden jetzt gegen Eger ziehen und so beschließt er, seinen Gegner ermorden zu lassen. Dieser trifft trotz aller Warnung nicht die geringste Maßregel. Die Mörder haben daher leichte Mühe und ermorden den Wehrlosen in seinem Schlafkabinett. Auch seine Freunde fallen ihnen zum Opfer. Mit der Ernennung des Generalissimus Octavio Piccolomini zum Fürsten schließt die gewaltige Tragödie.

Von der Trilogie wurde „Wallensteins Lager“ am 12. Oktober 1798 zur Eröffnung des neu hergerichteten Theaters in Weimar zuerst

ausgeführt und am andern Tage wiederholt. Am 30. Januar des nächsten Jahres folgten die „Piccolomini“ nach. Diese Aufführung fand zugleich zu Ehren des Geburtstags der Herzogin Luise statt. Goethe selbst, der Leiter der Weimarer Bühne, schrieb über die Vorstellung einen Bericht in die Allgemeine Zeitung Gotta. Der dritte Teil endlich, „Wallensteins Tod“, erlebte am 20. April dieses Jahres seine Uraufführung. Schiller berichtete darüber an Körner am 8. Mai 1799: „Der Wallenstein hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur Eine Stimme, und in den nächsten 8 Tagen ward von nichts anderem gesprochen.“ Eine solche Aufnahme durch das Publikum war für den Dichter ein starker Ansporn.

Um größere pekuniäre Vorteile aus den theatralischen Aufführungen zu erlangen, ließ Schiller das Stück erst im Sommer 1800 im Druck erscheinen und es wurde erst ausgegeben, nachdem bereits das nächste Stück, die „Maria Stuart“ aufgeführt worden war. Der Titel lautete: „Wallenstein ein dramatisches Gedicht von Schiller.“ (Tübingen Gotta.) Die Auflage betrug 3500 Exemplare, aber der Absatz war so stark, daß noch im gleichen Jahr ein Neudruck erscheinen mußte.

Maria Stuart

Sofort nach Beendigung des Wallenstein suchte Schiller nach einem neuen Stoff zur dramatischen Bearbeitung. Er konnte nicht unbeschäftigt bleiben. Es war ihm nicht wohl dabei. Jetzt erinnerte er sich wieder der Maria Stuart, an die er schon in Pauerbach gedacht hatte. Damals hatte sie dem spanischen Prinzen Don Carlos weichen müssen, jetzt war ihm ihre Person ein willkommenes Stoff. Die Geschichte der unglücklichen schottischen Königin, ihre Gefangennahme und ihre Hinrichtung durch die englische Königin Elisabeth boten dem Dramatiker reiches Material. Dies war ihm um so erwünschter, als er nach der langen Arbeit am Wallenstein „Soldaten, Helden und Herrscher vor jetzt herzlich satt“ hatte. Jetzt wollte er einen allgemein menschlichen, bloß leidenschaftlichen Stoff, und diesen gewährte ihm die Geschichte der Maria Stuart in vollstem Maße.

Die Quellen, die er dabei benutzte, waren rein historische. Darunter sind die Werke der bedeutendsten Geschichtsschreiber. Wir erwähnen davon folgende: Cambden „Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elisabetha“, Rapin „Histoire d'Angleterre“, Band 6, Genz „Maria Stuart“ (Vieueggs Taschenbuch für 1799) und wahrscheinlich Archenholz „Geschichte der Königin Elisabeth“. Schiller fühlte sich der Geschichte, den wirklichen Ereignissen gegenüber gebunden. Aber darum hat er sich seine dichterische Freiheit dennoch gewahrt: er hat zwar keine Änderung der Geschichte sich erlaubt, aber aus dramatischen Gründen einzelnes hinzugefügt. Das wichtigste ist dabei die Gestalt Mortimers, des Neffen des Wächters der Maria, und die Begegnung der beiden Königinnen.

Am 4. Juni 1799 begann er, wie er Goethe meldete, „mit Lust und Freude“ die Ausarbeitung seines „opus“, nachdem er vorher das Schema zu den ersten Akten in Ordnung gebracht hatte. Schon 14 Tage nachher schrieb er demselben: „Ich fange schon jetzt an, bei der Ausführung, mich von der eigentlichen tragischen Qualität meines Stoffes immer mehr zu überzeugen, und darunter gehört besonders, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Szenen sieht, und indem die Handlung des Stücks sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher und näher geführt wird.“ Und wirklich steht die Hinrichtung der gefangenen Maria Stuart schon bei Beginn des Dramas in sicherer Aussicht. Diese Tatsache stellte an den Dichter keine geringe Aufgabe. Es war nicht leicht, den Zuschauer, der den Ausgang ahnen mußte, immer wieder bis zum Schluß in Spannung zu erhalten. Zur Erreichung dieses Ziels hat Schiller in glücklichster Weise drei Motive verwendet: Den Versuch einer Befreiung der Gefangenen, eine Zusammenkunft derselben mit Elisabeth und einen Mordanschlag auf letztere. An der Ausführung dieser Motive sind zwei Personen ganz wesentlich beteiligt: Lord Mortimer, der Maria liebt, und Graf Leicester, der Günstling Elisabeths und zugleich Freund Marias, auf deren Hand er hofft. Der erstere gibt sich, um seinen Zweck zu erreichen, bei Elisabeth als Feind der Maria aus und setzt sich mit Leicester in Verbindung. Der letztere vermittelt die Begegnung der Königinnen. Diese wird für Maria, die sich un-

klugerweise nicht zu beherrschen weiß, verhängnisvoll. Der Mordanschlag, von Mortimer in Szene gesetzt, mißlingt. Die Katastrophe wird dadurch beschleunigt. Leicester selbst rät — aus Furcht vor Entdeckung — der Königin Elisabeth zur Hinrichtung ihrer Gegnerin. Diese wird vollzogen. Maria stirbt gottergebenen Sinnes. Sie erkennt in dem Tode eine Sühne für ihre früheren Vergehen, Elisabeth gegenüber aber fühlt sie sich schuldlos. Letztere steht schließlich vereinsamt da, denn auch Lord Leicester verläßt sie.

Zur Vollendung des Stücks brauchte Schiller genau ein Jahr, vom 4. Juni 1799 bis 8. Juni 1800. Die Erstaufführung erfolgte schon am 14. Juni in Weimar, „mit einem Eufjeß, wie ich ihn nur wüßschen konnte,“ schrieb Schiller an Körner.

Im Druck erschien „Maria Stuart“ anfangs 1801.

Nach der Weimarer Aufführung am 14. Juni schrieb Schiller an Körner: „Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bewächtigen und mein Handwerk zu verstehen.“ In demselben Brief lesen wir weiter: „Ich befinde mich nie besser, als wenn mein Interesse an einer Arbeit recht lebendig ist. Ich habe auch bestwegen schon zu einer neuen Anstalt gemacht.“ Diese neue Arbeit war wiederum ein geschichtliches Thema, nämlich

Die Jungfrau von Orleans

Für diese Tragödie hat Schiller ältere und neuere französische Quellen benutzt. Wodurch er aber die direkte Anregung zu diesem Stoffe erhielt, ist nicht bekannt. Vermutlich wurde er durch einen deutschen Aufsatz in den von ihm selbst herausgegebenen „Merkwürdigen Rechtsfällen des Pitaval“ darauf aufmerksam. Dieser führt den Titel: „Das Mädchen von Orleans.“

Diese Arbeit enthält wenigstens das gesamte Material, das Schiller verwendete. Er wich nur wenig davon ab. Der Hauptpunkt, den er änderte, betraf den Tod der Jungfrau. Die geschichtliche Jeanne d'Arc endete bekanntlich am 30. Mai 1431 zu Rouen auf dem Scheiterhaufen, während sie Schiller auf dem Schlachtfeld den Tod finden läßt. Er mußte von dem Feuertod absehen, denn für sein Drama konnte er diese historische Tatsache unmöglich beibehalten. Dadurch

wäre eine ganz andere Handlung nötig geworden. Der Dichter hätte dann nicht umhin können, auch die langen Prozesse während ihrer Gefangenschaft mit hereinzuziehen und das alles hätte ein ganz verändertes Bild gegeben. Abriqens dachte Schiller später daran, ein zweites Drama zu dichten, in welchem er die historische Jungfrau mehr zu ihrem Rechte kommen lassen wollte. Zum Glück führte er diesen Plan nicht aus. Es wäre zu mühsam und zu wenig lohnend gewesen. Eines der beiden Stücke hätte darunter leiden müssen.

Schiller stellte seiner Jungfrau zwei Aufgaben: die Befreiung ihres Vaterlands vom englischen Joch und die Krönung ihres Königs in Rheims. Die Lösung dieser Aufgaben vermochte sie nur als reine Jungfrau zu vollziehen. Sie mußte der irdischen Liebe entsagen. Aber gerade das war die Klippe, an der sie scheiterte. Wohl weist sie die Werbung der französischen Ritter Dunois und La Hire zurück; aber bald darauf trifft sie mit dem feindlichen Oberfeldherrn Lionel im Kampfe zusammen und wird plötzlich von Liebe zu ihm ergriffen. Statt ihn zu töten, schont sie sein Leben. In diesem Augenblick wird sie ihrer Aufgabe untreu. Das fühlt sie selbst am besten. Sie achtet sich daher unwert, bei der Krönung des Königs, die sie durchseht, ihre Fahne vorzutragen, läßt sich zwar schließlich dazu bewegen, aber in ihrem Schuldbewußtsein stürmt sie plötzlich während der Feier aus der Kirche. Von allen gemieden, flieht sie, nur von ihrem ehemaligen Liebhaber Raimond begleitet, in den Wald. Dort kehrt der Friede in ihre Seele zurück. Bald darauf vom Feinde gefangengenommen und vor Lionel geführt, weist sie dessen erneute Anträge aufs entschiedenste zurück. Sie hat sich jetzt wieder ganz gesunden. Durch ein Wunder aus der Gefangenschaft befreit, kehrt sie in die Schlacht zurück, befreit den bereits gefangenen König wieder, fällt aber im Kampfe. Damit ist ihre Schuld völlig gesühnt.

Mit der Jungfrau von Orleans hat uns Schiller in eine neue Welt, in die Welt der Wunder versetzt. Diese sind lediglich durch Johanna bedingt. Durch ein Wunder sieht sie sich zu ihrer Aufgabe berufen. In vollem Glauben an ihre göttliche Berufung und voll heiligen Eifers folgt sie dem Rufe. Sie erkennt den König mitten unter seinem Gefolge, ohne ihn jemals gesehen zu haben. Sie über-

mir in beyden Ecken
gar eben so fort
auf des Drinnern
mann in demselben
leben fast dreyßig
Korhalt - da die an
Korhalt da das
Korhalt ist so auf
mit sich gleich-

Die von Gott
Zufrieden mir in
macht Zifilley in
1731

zeugt ihn durch geheime Enthüllungen von ihrer göttlichen Sendung. Ebenso wunderbar sind ihre Erfolge in den Kämpfen. Am wunderbarsten ist ihre Rettung aus der Gefangenschaft, wobei sie die schweren Ketten zerreißt, mit denen sie gefesselt ist. Schiller hat es verstanden, diese Wunder alle, die außer dem letzten geschichtlich überliefert sind, so glaubwürdig als möglich darzustellen. Das Gebet der Johanna um ihre Errettung aus den feindlichen Fesseln ist ganz von christlicher Anschauung getragen; es ist ebenso begründet wie die Errettung selbst.

Das Stück, von Schiller als „romantische Tragödie“ betitelt, machte gerade durch das starke Hervortreten des Wunderbaren einen tiefen Eindruck. Der Erfolg war groß. Die erste Aufführung fand in Leipzig am 11. September 1801 statt. Einer späteren Aufführung am 17. ebenfalls in Leipzig wohnte Schiller auf der Rückreise von Dresden, wo er sechs angenehme Wochen mit seinem Freund Körner verbracht hatte, bei. Das war ein denkwürdiger Abend für ihn. Schon beim Eintritt in das Theater wurde er mit Pauken und Trompeten empfangen; im Gebäude setzte sich die Kundgebung fort und nachher beim Austritt aus demselben brachte ihm die begeisterte Menge eine stürmische Ovation dar. Die Rufe „Es lebe Schiller, der große Mann!“ ertönten. Ehrfurchtsvoll bildete die Menge Spalier für den Dichter, der mit dankbarem Herzen diese Huldigung entgegennahm.

Schillers Sohn Karl berichtet uns über diese Ovation also: „Auf der Rückreise wohnte ich in Leipzig mit meinem Vater der Vorstellung der Jungfrau von Orleans bei, und es ist mir unvergänglich, welchen Eindruck es auf mich Knaben machte, als ich an der Hand des Vaters aus dem Schauspielhaus trat, wo eine große Menge mit Fackeln meinen Vater erwartete und ihm Lebehoch darbrachte; ich verkroch mich unter den Rock des Vaters aus lauter Angst.“ Karl Schiller war damals acht Jahre alt.

In Weimar wurde das Stück erst am 23. April 1803 gegeben. Schiller schrieb Körner am 12. Mai darüber: „Das Stück ist . . . charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles ist davon elektrifiziert worden. Ich wünschte, Ihr hättet es mit angesehen.“ Der Grund, weshalb es in Weimar so spät gespielt wurde, lag an dem Herzog Karl August. Das Stück machte zwar

bei der Lektüre auf ihn „eine unerwartete Wirkung“, aber die Rücksicht auf seine Freundin, die Schauspielerin Karoline Jagemann, die er in dieser Rolle nicht sehen mochte, hielt ihn ab, die Tragödie zuerst in Weimar aufführen zu lassen.

Im Druck erschien das Werk als „Kalender auf das Jahr 1802“ schon im Oktober 1801 bei Unger in Berlin unter dem Titel „Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller“.

Die Aufnahme war glänzend. Goethe pries das Stück als Schillers bestes Werk. Körner urteilte ebenso. Dabei ist natürlich zu beachten, daß die Braut von Messina und Wilhelm Tell noch nicht erschienen waren. Auch heute sieht man im allgemeinen in der Jungfrau von Orleans wenn auch nicht das beste, so doch ein Werk von hohem sittlichen Wert, ausgezeichnet insbesondere durch feinen Patriotismus, der überall hervorleuchtet.

Auch bei den Franzosen genießt das Werk große Anerkennung. Erst durch Schiller sind sie wieder auf die große Bedeutung ihrer Jeanne d'Arc aufmerksam gemacht worden, denn Voltaire hatte in seiner Pucelle alles aufgeboten, um das Mädchen verächtlich zu machen und ihre Tat herabzusetzen.

Das nächste Drama des Dichters ist

Die Braut von Messina
oder
Die feindlichen Brüder

Die Anfänge dieser Tragödie reichen, wie es scheint, in den Herbst 1797 zurück. Am 2. Oktober dieses Jahres schrieb Schiller nämlich an Goethe: „Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff zur Tragödie anzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vorteile verschaffte. . . .“ Daß er damals die Gedanken, die ihn auf seine Braut von Messina führten, erwog, ist klar, Näheres erfahren wir aber erst etliche Jahre später, da er unterdessen mit seiner Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans beschäftigt war. Am 13. Mai 1801 schrieb Schiller von einem „Sujet, welches ganz eigene Erfindung ist: es ist ganz im reinen und ich könnte gleich an die Ausführung gehen.

Es besteht, den Chor mit gerechnet, nur aus 20 Szenen und aus fünf Personen.“ Damit ist natürlich die Braut von Messina gemeint, deren Fabel er, wie diese und die erste Prieststelle beweist, völlig frei erfunden hat. Mit der Ausführung des „ Sujets “ ging es aber nicht so rasch, als es nach dem Schreiben Schillers scheinen könnte. Es stand noch über ein Jahr an, ehe es so weit kam. Am 9. September 1802 erfahren wir aus einem Brief an Körner, daß er „mit ziemlichem Ernst“ an seiner neuen Tragödie arbeite und bis Ende des Jahres damit fertig sein müsse, weil sie Ende Januar zum Geburtstag der Herzogin aufgeführt zu werden bestimmt sei. Dazu reichte es aber nicht. Erst am 1. Februar 1803 war das Werk vollendet. Schon am 4. dieses Monats las es der Dichter einer größeren Gesellschaft, darunter dem Herzog von Weiningen, vor.

Mit seiner Braut von Messina beabsichtigte Schiller eine Tragödie in streng griechischer Form zu liefern, wie schon die Anlehnung an den Oedipus Tyrannos des Sophokles zeigt. Daher hat er auch zwei wesentliche Faktoren aus der griechischen Tragödie mit herübergenommen, nämlich die Schicksalsidee und den Chor. Die Idee des Schicksals besteht nach den griechischen Tragikern, speziell nach dem Oedipus des Sophokles darin, daß das Schicksal vorausbestimmt und unabänderlich ist. Nach dieser Anschauung ist dem Menschen jedes selbständige, bewußte Handeln unmöglich, und so ist es bei Oedipus. Dieser tötet seinen Vater und heiratet seine Mutter, so wie es vom Schicksal unabänderlich vorherbestimmt war; er selbst ist dabei ganz ohne jede Schuld. Das konnte Schiller in dieser Weise nicht brauchen. Es widersprach zu sehr der christlichen Auffassung; daher gab er seinen Helden eine sittliche Verantwortung. Er ließ sie sich in eine tragische Schuld verwickeln. Die Vorausbestimmung, auf der die Handlung des Stückes basiert, ist, daß durch Peatrice ihr ganzes Haus den Untergang finden werde. Gegen dieses Los anzukämpfen ist vergeblich, und je mehr die Beteiligten dagegen sich wehren, um so sicherer stürzen sie in das Verderben. Der Vater, der Fürst von Messina, setzt die Tochter deshalb aus, um das Unheil abzuwenden, aber der Mutter träumte, daß ihre Tochter die feindlichen Brüder in heißer Liebe vereinen werde. Darum verbirgt sie dieselbe in einem

Kloster, wählend, das Schicksal abzuwenden; aber in Wirklichkeit dient diese zweite Vorausbestimmung — denn das ist der Traum — nur dazu, die erste um so sicherer in Erfüllung gehen zu lassen. Der Vater stirbt inzwischen; bei seiner Leichenseier beginnt das unabwendbare Geschick zuerst in Tätigkeit zu treten: Beatrice wohnt der Beisetzung des Vaters unerkannt bei. Ihr Bruder Don Cesar, der von ihrem Dasein so wenig Kunde hat als der andere Bruder Don Manuel, sieht sie hier zum erstenmal und ist von ihrer Schönheit hingerissen. Don Manuel hatte sie schon vorher kennen lernen und mit ihrem Willen nach Messina entführt. Dort trifft sie Don Cesar wieder und bestimmt sie, ohne sie nur um ihren Willen zu fragen, zu seiner Braut. Der Traum der Mutter ist also in Erfüllung gegangen. Beatrice hat ihre beiden Brüder in heißer Liebe vereint. Die Folge ist zunächst, daß beide, die vorher einander feindlich gesinnt waren, jetzt milder werden und sich versöhnen. Die Mutter, hocherfreut, daß alles sich zum besten wendet, macht jetzt ihren Söhnen Mitteilung von ihrer Schwester und will sie holen lassen; diese ihrerseits wollen jeder seine Braut der Mutter zuführen. Damit beginnt die Schlußkatastrophe. Beatrice kann natürlich, wie der Zuschauer längst weiß, im Kloster nicht gefunden werden, da sie sich schon in Messina befindet und als es nun heißt, sie sei von Korsaren geraubt worden, so eilen die Brüder zu ihrer Rettung ab. In dem Garten am Meere, in welchem Don Cesar sie zuerst gesehen, treffen alle drei Geschwister zusammen. Don Cesar ersticht aus Eifersucht im Zorn seinen Bruder. Bei seiner Mutter erhält er Aufklärung. Zur Sühne ersticht er sich selbst. Damit ist also die Prophezeiung ganz in Erfüllung gegangen. Aber während Odius ohne Schuld ist, handelt Don Cesar im Zorn, denn mit Bewußtsein tötet er seinen Bruder und läd so eine Schuld auf sich. Auch die übrigen Schillerschen Personen sind nicht ohne Schuld, die Tochter so wenig als die Mutter.

Die zweite Eigentümlichkeit der „Braut von Messina“, die sie mit den griechischen Tragikern teilt, ist der Chor. Schiller ist aber in der Behandlung desselben über die Griechen hinausgegangen, bei welchen der Chor die Rolle eines idealen Zuschauers spielt. Schiller

läßt ihn an der Handlung teilnehmen, indem er ihn zum Gefolge der beiden Brüder gemacht hat.

Mit beiden Neuerungen, die Schiller mit diesem Drama einführte, machte er keinen glücklichen Griff und ließ es daher bei diesem einen Versuch bewenden, so glänzend er auch ausfiel. Er kam zu der Überzeugung, daß die antike Schicksalstragödie und der Chor keinen dauernden Erfolg auf der deutschen Bühne zu erobern vermöchten. Trotzdem ist dieser eine Versuch ein Meisterwerk, einzig in seiner Art. Es ist voll hoher Gedanken; die Chöre sind in so wunderbar schöner und edler Sprache geschrieben, wie kein zweites Drama Schillers.

Seine Aufführung erlebte das Stück in Weimar am 19. März 1803. „Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark, auch imponierte es dem jüngeren Teil des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke im Schauspielhause ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm.“ So berichtete Schiller am 28. März über die Vorstellung an Körner in Dresden. Von sich selber sagte er, daß er in der Vorstellung der „Braut von Messina“ zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam.

Im Druck erschien das Werk im Juni 1803 unter dem Titel: „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel mit Chören von Schiller“ bei Gotta in Tübingen. Dem Drama voraus ging eine Einleitung „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“.

Wilhelm Tell

Das letzte große Schauspiel, das Schiller vollenden durfte, ist sein „Wilhelm Tell“. Auf diesen Stoff wurde er zuerst durch Goethe aufmerksam, der schon im Jahre 1797 daran dachte, daraus ein Epos zu machen, aber dann wieder davon abkam. Im Jahre 1801 verbreitete sich das Gerücht, Schiller arbeite an einem Tell, so daß sogar die großen Theater in Hamburg und Berlin deshalb bei ihm Erkundigungen einziehen ließen. Allein Schiller lag der Gedanke an den Tell damals noch ferne. Erst infolge dieser Gerüchte interessierte er sich näher für denselben. Am 16. März 1802 schrieb er an Gotta:

„Können Sie eine genaue Spezialkarte von dem Waldstättersee und den umliegenden Cantons mir verschaffen, so haben Sie die Güte sie mitzubringen: Ich habe so oft das falsche Gerücht hören müssen, als ob ich einen Wilhelm Tell bearbeitete, daß ich endlich auf diesen Gegenstand aufmerksam worden bin, und das Chronikon Helveticum von Ischudi studierte. Dies hat mich so sehr angezogen, daß ich nun in allem Ernst einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedente, und das soll ein Schauspiel werden, womit wir Ehre einlegen wollen. Sagen Sie aber niemand kein Wort davon; denn ich verliere die Lust an meinen Arbeiten, wenn ich zuviel davon reden höre.“ Indessen verging noch mehr als ein Jahr, ehe sich Schiller dieser Arbeit widmen konnte. Vorher hatte er die Braut von Messina zu vollenden, und auf Wunsch des Herzogs Carl August übersetzte er die beiden französischen Lustspiele „Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit“. Am 5. Mai 1803 war das letztere Stück fertig, am 6. entlehnte er schon Ischudis Chronik und machte sich an den Tell, den er nun eifrig fortsetzte. Der Stoff war „sehr widerstrebend“ und kostete ihn „große Mühe“, wie er am 18. August an Wilhelm von Humboldt schrieb. Und am 12. September teilte er Körner mit, daß er im Tell mit einem verwünschten Stoff zu kämpfen habe, der ihn bald anziehe, bald abstoße. Wenn ihm die Götter günstig seien, das auszuführen, was er im Kopf habe, „so solle es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern“. In der That, je länger er sich mit dem Stoff trug, um so erfreulicher war das Resultat für ihn. Am 9. November schrieb er an Pfand, der ihn drängte: „Im Tell leb ich und web ich jetzt, ich bin zufrieden mit dem, was gemacht ist und habe die beste Hoffnung zu dem, was noch zu machen, ein rechtes Stück für das ganze Publikum verspreche ich Ihnen — aber mein teurer, lieber Freund, über das Wann kann ich Ihnen, und wenn es den Kopf gälte, nichts Bestimmtes sagen. Fast fürchte ich, vor der Mitte Aprils nicht ganz fix und fertig werden zu können, weil ich von dem leidigen Winter immer ein vier oder sechs Wochen auf Unpäßlichkeit und Unlaunigkeit abrechnen muß.“ Diesmal trat Schillers Befürchtung nicht ein. Schon am 19. Februar 1804 konnte er Goethe das fertige Werk übersenden.

Dieser schrieb darauf: „Das Werk ist fürtrefflich geraten und hat mir einen schönen Abend verschafft.“ Die Handlung im Tell ist nicht so einheitlich fest gefügt, wie in den übrigen Dramen. Es gehen vielmehr drei Handlungen, die mehr oder weniger verbunden sind, nebeneinander her. Sie werden dargestellt 1. durch Tell, 2. durch das gesamte Schweizervolk, 3. durch Attinghausen — Rudenz. In seiner Ausführung hat sich Schiller eng an die alte Tellsage nach der Chronik Tschudis angeschlossen. Dort finden wir jene drei Landvögte: Wolfenschieß, Landenberger und Gessler. Die beiden ersteren erregen durch ihre Gewalttaten eine Verschwörung der drei Männer: Melchthal, dessen Vater auf Befehl des Landenbergers geblendet worden war, Stauffacher und Walthar Fürst (Tells Schwiegervater). Die weitere Folge ist der Rütlichschwur. Tell nimmt keinen Teil daran; aber durch ihn kommt Leben und Bewegung in die Handlung dadurch, daß er dem Hut, den Gessler öffentlich aufgestellt hat, die verlangte Reuerenz verweigert. Deshalb von Gessler zum Apfelschuß gezwungen, erschießt er nachher den Tyrannen selbst, der ihn gefangen sehen wollte. Jetzt bricht die Verschwörung, die erst auf eine spätere Zeit festgesetzt war, los. Die Vögte werden verjagt und ihre Burgen gebrochen. Tell ist wiederum unbeteiligt daran, aber seine Tat wirkt auf alle Eidgenossen ermutigend ein. So hängt die Befreiung der Schweiz aufs engste mit seiner Persönlichkeit zusammen, wenn er auch nicht direkt mit seinen Landsleuten im Bunde stand. Darum bringen ihm auch diese nach ihrer Befreiung am Schluß des Dramas eine begeisterte Huldigung dar. Enger als die Tellhandlung ist die dritte Handlung mit der zweiten verknüpft. Der Freiherr von Attinghausen, ein alter schweizerischer Edelmann, von inniger Liebe zu seiner Heimat befeelt, steht ganz auf seiten seiner Untertanen, die ihn wie einen Vater lieben. Dagegen hält es sein Neffe Rudenz mit den tyrannischen Vögten. Aber durch Bertha von Brunck, um deren Hand er wirbt, wird er auf seine Pflicht hingewiesen und ihr Einfluß ist so mächtig, daß er sich wieder seinem Volk zuwendet und nach dem Tode seines Oheims für die Freiheit der Schweizer mutvoll kämpft.

Am 17. März 1804 wurde „Wilhelm Tell“ zum erstenmal und zwar in Weimar aufgeführt. Das Schauspiel hatte auf dem Theater

„einen größeren Effekt als die anderen Stücke“. So schrieb Schiller an Körner am 12. April. Was er damals geschrieben, gilt heute noch. Keines der Dramen Schillers ist so populär wie der Tell, keines hat eine solche Verbreitung gefunden als dieses. Wenn irgendwie Zahlen beweisen, so ist es hier der Fall. Die erste Auflage „Zum Neujahrs-geschenk auf 1805“ bei Gotta in Tübingen im Oktober 1804 erschienen, war 7000 Exemplare stark. Diese hohe Auflage war aber so rasch vergriffen, daß Gotta noch in demselben Jahr eine zweite in der Höhe von 3000 Exemplaren erscheinen ließ. Das war also im Erscheinungsjahr des Tell! Wie viel Exemplare mögen nun bis heute nach einem Jahrhundert gedruckt worden sein! Die Tellausgabe der bekannten Reclamschen Universalbibliothek allein war schon vor etlichen Jahren in nicht weniger als 600000 Exemplaren verbreitet. Und das ist nur eine einzige Ausgabe! Dazu kommen also noch alle die ungezählten übrigen Ausgaben, die auch nach vielen Tausenden zählen. Es dürfte wohl kaum zu weit gegriffen sein, wenn man die Zahl der Telleremplare auf eine Million schätzt. Und was ist der Grund dieser Beliebtheit des Tell? Wodurch übt er eine solche Anziehungskraft aus? Schiller selbst klärt uns darüber auf in seinem Brief an seinen Schwager Wilhelm von Wolzogen vom 27. Oktober 1803. Dem schreibt er, daß er mit seinem Tell den Leuten den Kopf wieder warm zu machen denke. „Sie sind auf solche Volksgegenstände ganz vertauselt erpicht, und jetzt besonders ist von der schweizerischen Freiheit desto mehr die Rede, weil sie aus der Welt verschwunden ist.“ Also der volkstümliche Gegenstand ist es, der den „Wilhelm Tell“ zu einem Lieblingsstück des deutschen Volkes macht. Diese Volkstümlichkeit wird durch die Freiheitsideen und die Vaterlandsliebe erhöht, welche dieses Schauspiel erfüllen. Daß Schiller mit seiner Darstellung das Richtige getroffen hat, das zeigt die glänzende Aufnahme, die das Stück in Tells Heimat, in der Schweiz, gefunden hat und stets findet, wie neuerdings in Altdorf, wo in den letzten Jahren „Wilhelm Tell“ als Festspiel in freier Natur unter ungeheurem Zulauf von nah und fern aufgeführt wurde.

Außer diesen neun großen Dramen hat Schiller noch drei kleinere dramatische Dichtungen geschrieben. Das älteste davon ist:

Semele

Diese lyrische „Operette in zwei Szenen“ entstand, wie es scheint, noch in der Karlschule und erschien zuerst in Schillers „Anthologie“. Schiller behandelte darin die griechische Sage von Semele, wie er sie aus dem Ovid kennen gelernt hatte. Semele, die Tochter des thebanischen Königs Kadmus, wird von Zeus geliebt. Aber dessen Gemahlin Juno entdeckt die Sache und sinnt auf Rache. Sie nimmt die Gestalt von Semeles Amme Perce an und beredet diese von Zeus zu verlangen, er solle sich ihr in seiner wahren Gestalt als Gott zeigen. Dies geschieht, da Zeus Semele geschworen hatte, alle ihre Wünsche zu erfüllen: Semele aber wird in einem Augenblick von dem Lichtglanz des Zeus vernichtet. Damit schließt das Stück, das nach den „Räubern“ erschien und wie diese manche jugendlich unreifen Stellen enthält, aber ebenso den sichern Dramatiker verrät. An eine Aufführung dachte Schiller bei dem vielen operettenhaften Element wohl schwerlich und wirklich ist erst neuestens in Berlin ein solcher Versuch gemacht worden. Freilich nur bei den modernen Hilfsmitteln konnte man es wagen ein solches Stück zu spielen.

An zweiter Stelle nennen wir „Das lyrische Spiel“

Die Huldigung der Künste

Diese Dichtung entstand in der kurzen Zeit vom 4.—8. November 1804. Den Anlaß dazu gab der feierliche Einzug des Weimariſchen Erbprinzen Carl Friedrich mit seiner jungen Frau, der russischen Großfürstin Maria Paulowna. Zu ihrem festlichen Empfang dichtete Schiller auf Goethes Drängen dieses Stück, das nur aus einer einzigen Szene besteht. Er bringt der Erbprinzessin zu ihrer Verpflanzung in einen neuen Boden, in eine neue Heimat in symbolischer Weise seine Glückwünsche dar. Dazu bedient er sich des Bildes eines edlen mit Früchten behangenen Orangenbaums, den Landleute in den Boden unter lauten Glückwünschen für sein Gedeihen pflanzen. Mit ihnen bringen die sieben Künste, der Genius des Schönen an der Spitze, ihre Huldigung dar. Alle mit einander wollen „mit schön vereintem Streben“ der Gefeierten „den Lebenssteppich weben“.

Die junge Fürstin war über diesen Festgruß, der ihr am 12. November als „Vorspiel“ mit Racines Mithridat dargebracht wurde, hoch erfreut. Sie war bis zu Tränen gerührt über diese Huldigung und dankte dem Dichter aufs wärmste.

Die „Huldigung der Künste“ ist die letzte vollendete Dichtung Schillers. Gedruckt erschien sie erst im April 1805 bei Gotta unter dem Titel: „Die Huldigung der Künste. Ein lyrisches Spiel von Schiller. Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Erbprinzessin von Weimar, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, in Ehrfurcht gewidmet und vorgestellt auf dem Hoftheater in Weimar am 12. November 1804.“

Das dritte Stück, das noch zu erwähnen ist, hat den Titel

Körners Vormittag

oder

Ich habe mich rasieren lassen

Es ist eine Gelegenheitsdichtung zu G. Körners Geburtstag am 2. Juli 1787 entstanden. Schiller hat diesen „dramatischen Scherz“ des Druks nicht wert erachtet. Erst im Jahre 1862 wurde er durch Karl Münkel, einen bekannten Autographensammler, den D. F. Strauß einmal Papius Kurzor genannt hat, der Öffentlichkeit übergeben. Der kleine Schwanke gibt uns ein heiteres Bild von Körners Alltagsleben. Schiller hat einen einzelnen Tag herausgegriffen, an dem es in der von ihm geschilderten Weise zugegangen sein mag. Dieser eine Tag beziehungsweise Vormittag ward für Körner höchst peinlich: vor lauter Besuchen veräußert er nicht nur die Arbeit, sondern sogar eine Sitzung im Konsistorium. Das einzige Geschäft, das er erledigte, war — daß er sich rasieren ließ.

Die Dichtung ist harmlos ohne jede tiefere Bedeutung, aber doch dramatisch sehr belebt.

Wir werden später darauf zurückkommen.

Schließlich sind noch

Die dramatischen Fragmente

zu erwähnen, deren Schiller eine stattliche Anzahl hinterlassen hat. Aber nur ein einziges davon hat er selbst veröffentlicht, allerdings in

der Absicht, es später zu vollenden, ohne aber diesen Plan auszuführen. Es ist: „Der Menschenfeind“. Den Anlaß zu diesem Stück gab wohl Shakespeares „Timon von Athen“, den Schiller einmal bearbeiten wollte. Das Fragment veröffentlichte er in seiner „Ihalia“ von 1790. Auf die Fortsetzung verzichtete er aber schon damals nach reiflicher Überlegung; er fand den Stoff zu weiterer dramatischer Behandlung zu wenig geeignet. Nach dem erhaltenen Bruchstück sollte man das nicht glauben, ja man möchte bedauern, daß Schiller von der Vollendung des Stücks abgestanden ist, denn der Stoff, den schon ein Shakespeare bearbeitete, war der Durchführung wert. Ein Herr von Hutten ist nach vielen bitteren Erfahrungen mit der Welt verfeindet. Er haßt seine Mitmenschen, erweist ihnen aber dennoch so viel Gutes als er nur kann. Seine einzige Tochter Angelika sucht er zur Rache an der Menschheit ganz in seinem Geiste zu erziehen. Schließlich verlangt er von ihr, nie solle sie einen Mann beglücken, sie solle Segen um sich streuen wie eine beglückende Gottheit, aber selbst nie eines Mannes Gattin werden. Allein Angelika liebt heimlich einen Herrn von Rosenbergs. Damit bricht das Fragment ab. Über den weiteren Plan Schillers berichtet uns Körner folgendes: „Unter Schillers nachgelassenen Papieren war über diesen Stoff nichts vorhanden. Die Überschrift in der Ihalia „Der veröhnte Menschenfeind“ gibt indessen schon einigen Aufschluß über den Plan. Auch erinnert sich der Herausgeber aus damaligen Unterredungen mit dem Verfasser, daß Rosenbergs nach einem hartnäckigen Widerstand endlich siegen sollte, und daß die Erscheinungen einiger Menschenfeinde anderer Art bestimmt waren, diesen Erfolg zu begünstigen.“

Wahrlich, nach diesem Plan wäre das Stück sehr spannend geworden.

Außer dem Menschenfeind existieren noch 16 dramatische Fragmente, alle mehr oder weniger ausgeführt. Zu den größeren unter ihnen gehören „Die Malteser“. Schiller behandelt darin den Kampf der Johanniter oder Malteserritter unter ihrem Großmeister La Valette auf der Insel Malta gegen die Türken. Die Verteidigung des Kastells S. Elmo gegen die Ungläubigen bildet den Mittelpunkt

der Handlung. Von dem Fragment existieren drei Entwürfe in Prosa; von der eigentlichen Ausarbeitung ist nur wenig vorhanden.

Die geschichtlichen Ereignisse vom Mai 1565 liegen dem Fragment zugrunde. Schiller benutzte die Geschichte der Malteser von Bertot. Trotz verschiedener Anläufe kam er nicht dazu, das Stück auszuführen, das er schon im Jahre 1788 „ausgeheckt“ hatte.

Ein Abschnitt aus der englischen Geschichte nach dem Werke des Rapin de Thoyras, das Schiller auch für seine Maria Stuart benutzte, ist im „Warbeck“ geschildert. Perkin Warbeck wurde von der Herzogin Margarete von York, der Schwester Richard III., aus Haß gegen König Heinrich VII. veranlaßt, sich für den einen der beiden ermordeten Söhne König Eduards auszugeben. Die Lüge, mit der er seine Rettung zu beweisen suchte, fand Glauben und so konnte der Betrüger eine Zeitlang seine Rolle spielen und sich als Thronkandidat auführen. Schließlich aber wurde er entlarvt und hingerichtet. Schiller wollte nur eine Episode, Warbecks Aufenthalt in Brüssel, behandeln. Er beschäftigte sich mit dem Stoff seit 1799 mehrere Jahre. Wir besitzen von dem Manuskript außer eingehenden Entwürfen und einem Szenar des ganzen Stücks auch einige ausgearbeitete Szenen. Der Grund, weshalb Schiller den Warbeck, dem er so viele Zeit gewidmet hatte, fallen ließ, war der, daß ihn ein anderer falscher Kronprätendent noch mächtiger anzog, nämlich „Demetrius“. Zur Wahl dieses Stoffs bestimmte ihn unter anderm wohl auch die Rücksicht auf den Erbprinzen von Weimar, der eine russische Prinzessin heiraten wollte. Ein so wichtiges Stück aus der russischen Geschichte, wie die des Demetrius war, mußte ein Glied des russischen Kaiserhauses notwendig interessieren. Demetrius, durch günstige Umstände veranlaßt, erhebt Anspruch auf den russischen Thron. Die Polen unterstützen ihn bei seinem Unternehmen. Der russische Zar Boris sucht Marfa, die Mutter des ermordeten Demetrius, zu einer Kundgebung gegen den falschen Demetrius zu bestimmen. Vergeblich, sie lehnt ab. Der Kampf beginnt. Demetrius erläßt ein Manifest gegen Boris. Soweit hat Schiller das Stück ausgearbeitet. Der weitere Verlauf der Handlung ist in den Skizzen und Szenaren genau fixiert. Danach erfahren wir, wie Demetrius siegreich in Ruß-

land vordringt. Boris nimmt in der Verzweiflung Gift. In Tula erfährt Demetrius, daß er nicht der Sohn des Zaren sei. Aber jetzt ist es zu spät; er kann nicht mehr zurück, er muß seine Ansprüche aufrechterhalten. Aber dadurch wird er zum bewußten Betrüger, während er vorher in gutem Glauben an sein Recht handelte. Er zieht in Moskau ein und dort entscheidet sich sein Schicksal. Eine Verschwörung gegen sein Leben entsteht; Demetrius sucht Rettung bei Marfa, aber diese weigert sich, den Verschworenen die bestimmte Erklärung zu geben und Demetrius als ihren Sohn anzuerkennen. Darum wird er ohne weiteres niedergestoßen.

Nur anderthalb Akte hat Schiller ausgearbeitet. Der Schluß läßt sich inhaltlich leicht ergänzen aus dem reichen vorhandenen Skizzenmaterial. Dieses ist beim Demetrius in solcher Menge erhalten, wie bei keinem andern Dramenfragment. Aber gerade der Reichtum erschwert es andererseits, sich ein ganz klares Bild von Schillers Plan zu machen. Nur Goethe kannte Schillers Absichten genau. Mit ihm hatte Schiller seine Pläne durchbesprochen und so dachte er selbst daran, nach Schillers Tod den gewaltigen Torso zu vollenden; aber er gab schließlich doch den Gedanken auf, weil er es nicht für möglich hielt, daß ein anderer in Schillers Geist diese Tragödie vollenden könne. Er ging von dem Grundsatz aus, daß es unmöglich sei, da weiter zu dichten, wo ein anderer aufgehört habe zu dichten, so wenig als es möglich sei, da weiter zu lieben, wo ein anderer zu lieben aufgehört. Aus diesem Grunde ist es auch stets ein gewagtes Unternehmen gewesen, wenn andere Dichter Schillers Werk fortsetzen wollten. Keiner dieser Versuche hat sich auf die Dauer auf der Bühne erhalten können, der von Heinrich Laube so wenig als von andern Dichtern. Neuerdings hat auch eine Dame, Auguste Weimar-Göthe, eine Ergänzung versucht, und zuletzt noch Martin Greif. Letzterer hat sich ein besonderes Verdienst erworben, da seine Arbeit die größte Pietät gegen Schiller aufweist.

Schiller begann am 10. März 1804 kurz nach der Vollendung des Teils mit dem Demetrius. Mit größtem Eifer setzte er die Arbeit fort, die freilich durch andere Geschäfte und Krankheit öfters unterbrochen wurde. Sein Interesse für den Demetrius war, je länger er

sich damit beschäftigte, um so größer. Es ist zweifellos, daß er bei längerem Leben dieses Drama vor jedem andern zuerst vollendet hätte. Das Stück wäre auch, wie die Bruchstücke zeigen, eines seiner besten geworden. Er entwickelte darin eine große Kunst in der Beherrschung des reichen Stoffs, insbesondere in der Behandlung der Massen auf der Bühne. Alle Vorzüge, die die früheren Dramen im einzelnen aufweisen, sind im Demetrius vereinigt. Schiller stand auf der Höhe seiner Kunst.

Die folgenden Fragmente sind mehr oder weniger eingehend stiziert. Ausführungen in Versen haben sich nicht vorgefunden.

„Die Polizei“ umfaßt zwei Pläne zu einem Lust- und einem Trauerspiel. „Paris in seiner Allheit“ sollte den Mittelpunkt bilden und Argenson, der Polizeileutnant Ludwig XIV., die Hauptrolle spielen. Eine bestimmte Handlung läßt sich nur in dem Lustspielplan erkennen. Die Hauptquelle Schillers bildete Merciers „Tableau de Paris“. Aber die Zeit der Niederschrift des Plans ist nichts Sicheres bekannt, wir wissen nur, daß Schiller am 22. März 1799 mit Goethe ein „Gespräch über Tragödie und Komödie mit einem Polizeisujet“ führte, das wohl denselben Gegenstand betraf.

In einem gewissen Zusammenhang mit dem Polizeifragment stehen „Die Kinder des Hauses“. In diesem Bruchstück liegt die Handlung klar vor: Karbonne, der Mörder seines eignen Bruders, der zugleich dessen Kinder ihres väterlichen Erbes beraubte, sollte vor den Augen des Publikums entlarvt werden. Er sollte selbst seine Verbrechen ans Tageslicht bringen und sich dem Gericht in die Hände liefern müssen. Man erkennt auch in diesem Plan eine Ähnlichkeit mit dem Odius ebenso wie bei der Braut von Messina und mit demselben Unterschied wie dort, daß Karbonne ein bewußter Verbrecher ist, während Odius in voller Unschuld handelt.

Mit diesem Stoff beschäftigte sich Schiller etwa im Jahr 1799, dann erst wieder in seinem letzten Lebensjahre. Am 28. Januar 1805 hat er nämlich in seinem Kalender die Notiz eingetragen: „Heute an die Kinder des Hauses gegangen“. Diese Bemerkung ist zwar wieder ausgestrichen, aber immerhin läßt sich daraus schließen, daß Schiller um jene Zeit diesem Stoff wieder nahe trat.

Es folgen nun sechs Bruchstücke, in denen eine Frau die Hauptrolle spielt, darunter drei historische Stoffe:

1. Elfriede, ein viel behandelter Gegenstand aus der englischen Geschichte nach dem Werk von Rapin de Thoyras. 2. Die Prinzessin von Sella, die unglückliche Gemahlin des Prinzen Georg Ludwig von Hannover. 3. Agrippina, Tochter des Germanikus, Mutter des Kaisers Nero, der sie ermorden ließ.

Ferner: 4. Die Gräfin von Flandern, ein Schauspiel, mit dem sich Schiller noch 1804 beschäftigte. Ohne bestimmtere Angaben.

5. Die Braut in Trauer oder Zweiter Teil der Räuber. Die Handlung ist noch nicht klar entwickelt. Die Braut ist die Tochter Karl Moors, der nach einer andern Notiz selbst auch Bräutigam ist.

6. Hofamund oder die Braut der Hölle. Ein Gegenstück zu Faust oder vielmehr zu Don Juan. Ein eitles Mädchen verschreibt sich einem wunderlichen Bräutigam, der sie als Teufel abholt. Goethe machte Schiller am 1. August 1800 auf diesen Stoff aufmerksam.

Der Athener Themistokles sollte das Thema zu einem Trauerspiel bilden, in welchem dessen letzte Lebenszeit dargestellt werden sollte.

Der „Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethes ‚Bürgergeneral‘“ sollte eine Fortsetzung zu Goethes Arbeit werden. Die drei letzten Fragmente: „Das Schiff“, „Die Flibustiers“, „Das Seestück“ behandeln ähnliche Stoffe: Schiller wollte darin die interessantesten Motive der Seereisen zur Darstellung bringen.

Außer diesen Dramenfragmenten sind noch zwei Verzeichnisse von Dramentiteln vorhanden, die Schiller sich für künftige Arbeiten notiert hatte. Er wäre also nicht leicht in Verlegenheit gekommen. Erich Schmidt sagt darüber: „Schiller hätte hundert Jahre leben können und wäre nie um Stoffe, nie um neue Methoden verlegen gewesen. Seine Skizzen sind wie die Schlachtpläne eines großen Strategen.“

Teile der Fragmente hat zuerst G. Körner veröffentlicht, dann Schillers Tochter Emilie, Freiin von Gleichen-Rußwurm u. a. Eine kritische Gesamtausgabe aller Fragmente verdanken wir Gustav

Kettner, der im Jahre 1895 die Handschriften derselben im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar gründlich geordnet und neu herausgegeben hat.

B. Schiller als lyrischer Dichter

Schillers Bedeutung liegt wesentlich auf dramatischem Gebiet, und doch hat er auch als Lyriker ganz Hervorragendes geleistet. Viele seiner Gedichte sind Lieblingsstücke des deutschen Volkes geworden, so gut wie der „Wilhelm Tell“ und andere seiner Dramen. Die Eigenschaft des Dramatikers, der seinen Stoff scharf zerlegt und nach allen Seiten hin genau abwägt, kommt auch in seiner Lyrik zur Geltung. Er hat deshalb auch kein Lied wie Goethe gedichtet. Seine Gedichte sind der Mehrzahl nach nicht der Empfindung entsprossen, sondern der Reflexion. Sie sind alle reiflich überlegt; daraus folgt, daß die Gebiete, auf denen Schiller wissenschaftlich tätig war, auch ihren Einfluß ausübten. Daher treffen wir Gedichte welt- und kulturhistorischen und philosophischen Inhalts. Zu den ersteren gehören „Graf Eberhard der Greiner von Württemberg“, „Die unüberwindliche Flotte“, „Kolumbus“ u. a.

Unter den kulturgeschichtlichen Gedichten sind die bedeutendsten lyrischen Produkte Schillers zu treffen. Einmal „Der Spaziergang“, ursprünglich „Die Elegie“ betitelt. Es ist eines der gedankenreichsten Gedichte, in welchem die Entwicklung der Menschheit an den Bildern darzustellen versucht wird, welche ein Spaziergang dem Auge darbietet. Das Gedicht erschien in den „Moren“ 1795.

Dann folgt „Das Eleusische Fest“, ursprünglich „Das Bürgerlied“ genannt. Unter der Form eines Chorgefangs der Eleusinischen Mysterien schildert das Gedicht in seinem ersten Teil die Entstehung des Ackerbaues unter den wilden Troglodyten und im zweiten die Segnungen des Ackerbaus, als der Grundlage aller menschlichen Gesittung. Der Musenalmanach von 1799 brachte das Gedicht zuerst.

Das größte und bedeutendste unter Schillers kulturhistorischen Gedichten ist „Das Lied von der Glocke“. Die Glocke, wie man

Anna
Und
Bazafu
Und
Juni

Wofür

Pjuda
Lufu
gawag
uof
Jas m



das Gedicht kurzweg nennt, besteht aus zwei Theilen: den zehn Meister-
sprüchen, welche die Arbeit beim Glockenguß erläutern und den neun
an die einzelnen Vorgänge beim Guß anknüpfenden Betrachtungen.
Kein Gedicht unter allen andern Schillers ist so populär wie dieses.
In früherer Zeit noch viel mehr als heutzutage. Da war es nicht
selten, daß die einfachsten Leute das ganze Gedicht auswendig konnten.
Damit hängt es wohl zusammen, daß noch jetzt eine Menge geflügelter
Worte aus der Glocke auch unter den unteren Ständen verbreitet sind.
Der Grund für die Volkstümlichkeit des Gedichts liegt in seinem realen
Inhalt, der alle Verhältnisse des Lebens umfaßt und sich ebenso leicht
darauf anwenden läßt. Aber so klar verständlich das Gedicht auch
ist, denn sonst könnte es unmöglich so populär sein, so hat man doch
in neuester Zeit versucht, ihm eine philosophische Deutung zu geben.
Man wollte darin ein Symbol der Entwicklung der gesellschaftlichen
Vereinigung sehen usw. Allein der Versuch ist zweifellos mißglückt.
Es ist auch völlig überflüssig, den im allgemeinen klaren Worten des
Gedichts noch eine besondere Auslegung geben zu wollen. — Es
wird auch nie gelingen; der Text wird sich stets dagegen sträuben.
Was Schillers Freund Wilhelm von Humboldt geäußert hat, wird
stets wahr, bleiben: „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten
Dichtergenies enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden
Silbenmaßen in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz
angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des mensch-
lichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem ent-
springenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an
die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in
ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir
ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten
poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen
Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit
seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche
Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit
wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne
vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter
Gegenstand entspricht und die beiden sich dadurch bildenden Reihen

zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen.“ Das Gedicht erschien zuerst in Schillers *Musenalmanach* vom Jahre 1800.

Zu den bedeutendsten philosophischen Gedichten zählen „Die Künstler“, im Jahre 1789 in Wielands *Mercur* zuerst abgedruckt. In diesem Gedicht, das eine gewisse Ergänzung zu dem „Spaziergang“ bildet, schildert der Verfasser die Entwicklung der Menschheit vom ästhetisch-philosophischen Standpunkt aus. Er schreibt der Schönheit eine mächtige Einwirkung auf die Menschen zu. Ausführlich hat er in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“, welche ursprünglich an seinen Wohltäter, den Herzog Christian von Augustenburg, gerichtet waren, im Jahre 1795 den Einfluß des Schönen auf die Menschen darzustellen versucht. Die Macht des Schönen ist auch in dem 1795 entstandenen Gedicht „Das Ideal und das Leben“, ursprünglich „Das Reich der Schatten“ genannt, verherrlicht. Schiller sucht darin den Nachweis zu liefern, wie das Schöne eine Harmonie zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen herzustellen vermöge. Dieses Gedicht schätzte Schiller selbst besonders hoch.

Anderer Art ist das Gedicht „Die Ideale“ aus dem Jahre 1795. Der Dichter beklagt darin das Schwinden seiner idealen Vorstellungen vom Leben, an deren Stelle Freundschaft und ernste Arbeit getreten seien. Zwei Jahre später, 1797, entstand das schöne Gedicht „Hoffnung“, das den festen Glauben an eine bessere Zukunft ausdrückt.

Durch seine humanistische Bildung und sein später fortgesetztes Studium der Alten wurde er zu vielen seiner schönsten und bekanntesten Gedichte angeregt. Dahin gehören: „Elysium“; „Gruppe aus dem Tartarus“; „Die Götter Griechenlands“, 1788 in Wielands *Mercur* erschienen. In letzterem Gedicht verherrlichte Schiller das griechische Altertum; er ging dabei in seinem Enthusiasmus so weit, daß er die antiken Götter dem Einen Gott vorzog. Dadurch rief er heftigen Widerspruch hervor. Der Dichter Fr. Leopold Graf zu Stolberg war insbesondere bitter böse darüber. Deshalb nahm Schiller wohl später verschiedene Änderungen bezw. Streichungen an seinem Gedicht vor. Ferner: „Pompeji und Herculaneum“, 1796 entstanden, ein Gedicht, welches die Spuren von Goethes Einfluß auf

Schillers poetische Anschauung an sich trägt; „Die Klage der Ceres“, ebenfalls aus dem Jahre 1796, schildert die Klage der Göttin um ihre von Hades geraubte Tochter Persephone. Aus dem Jahre 1801 stammt „Hero und Leander“, eine Ballade, welche die Geschichte des unglücklichen Liebespaares, das in den Wellen des Pontus sein Ende fand, in außerordentlich anschaulicher Weise mit den lebhaftesten Farben schildert.

In das Jahr 1802 fällt das Gedicht „Kassandra“, in welchem das Los der Unglücksprophetin, welcher niemand Glauben schenkt, in ergreifenden Worten dargestellt ist.

„Das Siegesfest“, ursprünglich „Helden von Troja“ genannt, im Jahre 1803 gedichtet, schildert den Jubel der siegreichen Griechen auf ihrer Heimfahrt von Troja und den Schmerz der gefangenen Feinde. Diesen Gegensatz hat der Dichter zugleich zu einem Bilde des menschlichen Lebens mit seinem Kampf ums Dasein erweitert.

Anderer Balladen, die auf das Altertum Bezug haben, sind nachher (S. 53) erwähnt.

Die Freude am klassischen Altertum veranlaßte Schiller auch zum Uebersetzen aus Virgils Aeneis: „Der Sturm auf dem Tyrhener Meer“ (aus Buch I), „Die Zerstörung von Troja“ (Buch II) und „Didos Tod“ (Buch IV). Ferner übersehte er „Iphigenie in Aulis“ von Euripides und Bruchstücke von dessen „Phönizierinnen“.

Zu den bisher erwähnten Gedichten kommen noch solche, die direkt durch die Dramen beeinflusst sind und entweder Teile derselben bilden, wie „Hektors Abschied“, „Amalia“ und „Brutus und Cäsar“ in den „Räubern“, das berühmte Reiterlied in „Wallensteins Lager“ und die fünf Lieder in „Wilhelm Tell“; oder Gedichte über einzelne dramatische Gestalten, wie das „Monument Moors des Räubers“, „Das Mädchen von Orleans“ und „Wilhelm Tell“; oder endlich solche Gedichte, die indirekt der Beschäftigung mit den Dramen ihre Entstehung verdanken, wie „Das Berglied“, „Der Alpenjäger“ und „Die Johanniter“.

Eine besondere Stellung unter seinen Gedichten nehmen die „Xenien“ ein. Dies sind Kampfgedichte, hervorgerufen durch die

heftigen Angriffe auf Schillers Zeitschrift die „Horen“, in denen allerdings manches erschien, das über den Horizont vieler Leser ging. Schiller ärgerte sich sehr, ohne aber irgend einen Beschluß zu fassen. Goethe war rasch entschlossen. Ihm kam der Gedanke eines literarischen Strafgerichts. Er machte Schiller davon Mitteilung und sandte ihm gleich ein Duzend Epigramme mit. Das zündete! Schiller war nun Feuer und Flamme für den Vorschlag. Sie beschloffen gemeinsam vorzugehen. Die Xenien des römischen Dichters Martial gaben den Namen und den Vorgang zu ihrem Unternehmen. Zunächst wollten sie ihre Angriffe auf die Horeneinde beschränken, bald aber erweiterten sie ihren ursprünglichen Plan und zogen alles in ihren Kreis, das ihnen geeignet schien. In lebhaftem Wettstreit verfaßten sie Epigramme auf alles Gemeine, Platte und Aufgeblasene. Bücher, Zeitschriften und Almanache wurden ebenso bedacht wie Personen und Zustände; bei der gemeinsamen Arbeit gab öfters der eine den Gedanken und der andere die Form, oder umgekehrt. Daher sollte auch das Werk stets als ein gemeinschaftliches gelten, Jeder sollte einmal die Xenien in seine gesammelten Werke aufnehmen. Man sollte nie erfahren, welcher von beiden Dichtern die einzelnen Xenien verfaßte. Von diesem Plan kamen sie zwar später ab, aber doch ist bis jetzt das Eigentumsrecht mancher Xenien trotz vielfacher Versuche nicht festzustellen gewesen. Im allgemeinen wissen wir, daß von Schiller die leidenschaftlicheren Epigramme stammen, während die gemäßigeren Goethe zum Verfasser haben. Insgesamt veröffentlichten sie 414 Xenien nebst 161 Distichen, zusammen 575 Gedichte. Diese erschienen in dem berühmten „Musenalmanach für 1797“. Im September des Jahres 1796 wurden die „mordbrennerischen Fische“ losgelassen und noch im gleichen Jahre ward eine neue Auflage des Almanachs nötig. Solch gewaltiges Aufsehen erregte das Werk, und zwar um so mehr, da es als gemeinsame Arbeit der beiden Weimarer Dichter erschien. Es rief eine Menge Antixenien hervor, auf welche aber die Dichter nie erwiderten. Goethe schrieb am 15. November an Schiller: „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen.“ Goethe hatte recht. In der That sind manche Xenien zu leidenschaftlich, zu

heftig. Das läßt sich bei ruhiger Betrachtung nicht leugnen, es ist indes auch leicht begreiflich, wenn die Verfasser bei einer solchen Arbeit über das Ziel schossen. Von dem ganzen Umfang ihrer Tätigkeit hat man erst in neuerer, insbesondere in neuester Zeit eine genaue Vorstellung erhalten. Im Jahr 1893 gab Erich Schmidt in Berlin zusammen mit dem Direktor des Weimarer Goethe-Schiller-Archivs, Bernhard Suphan, sämtliche im Weimarer Archiv vorhandenen Xenien heraus, zusammen 926. Aus dem Goethe-Schiller-Briefwechsel wissen wir aber, daß beide Dichter gerade 1000 Xenien zu veröffentlichen gedachten. Es fehlte also zu der ursprünglichen Zahl 1000 nicht mehr viel.

Dem Xenienalmanach von 1797 folgte der nicht minder berühmte „Balladenalmanach“ des Jahres 1798. Schillers Balladen zählen zu seinen beliebtesten Gedichten. Sie zeichnen sich durch reiches dramatisches Leben und große Objektivität der Darstellung aus. Die bekanntesten unter ihnen sind: „Der Ring des Polykrates“, „Der Handschuh“, „Der Laucher“, „Die Kraniche des Ibykus“, „Ritter Toggenburg“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“. Der Musenalmanach von 1799 brachte noch zwei neue: „Der Kampf mit dem Drachen“ und „Die Bürgschaft“. Die letzte Ballade „Der Graf von Habsburg“ wurde im Jahre 1803 gebichtet. Alle diese Balladen, außer dem Ritter Toggenburg, dessen Quelle unbekannt ist, beruhen auf geschichtlichen Ereignissen oder alten Sagen.

Eine Anzahl Gedichte sind an einzelne lebende Personen gerichtet. Die frühesten unter ihnen gehen auf das Jahr 1781 zurück. Es sind Liebesgedichte an Laura. Unter diesem Namen besang der junge Dichter seine Hauswirtin in Stuttgart, die Frau Hauptmännin Luise Wischer. Die wichtigsten sind: „Phantasie an Laura“, „Laura am Klavier“, „Die Entzückung an Laura“, „Das Geheimnis der Reminiszenz“.

In dasselbe Jahr fällt die „Elegie auf den Tod eines Jünglings“. Sie galt Schillers Freund, dem Mediziner Joh. Christian Weckerlin, der im Januar 1781 starb. Ein Jahr später beklagte er seinen Paten Kieger, den Kommandanten des Aspergs, der am 15. Mai 1782 an einem Schlagle verstarb. Er dichtete im Namen

„sämtlicher Herzoglich Württembergischer Generalität“ eine „Totenfeier am Grabe Philipp Friedrich von Kiegers“.

Im Jahre 1785 verfaßte er für seinen Freund G. Körner in Leipzig zwei Gedichte, eines zu dessen Geburtstag am 2. Juli mit der Aufschrift „Unserm teuern Körner“, und das andere zu seiner Hochzeit: „An Körner“. Ein drittes, erst seit etlichen Jahren bekanntes Gedicht: „Ein Wechselgesang“, Leontes-Delia, scheint ebenfalls auf Körner und seine Frau sich zu beziehen. Dem Verkehr im Körnerschen Kreise entsprang auch das berühmte Lied „An die Freude“. Im Jahre 1800 richtete Schiller ein Gedicht „An Goethe“, „als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“. Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste, dichtete er ein Abschiedslied, das in Goethes Mittwochskränzchen am 22. Februar 1802 gesungen wurde. Für den letztern Kreis war auch das Gedicht „An die Freunde“, aus derselben Zeit, bestimmt.

Auf Schillers Herzenskämpfe, die ihm der Verkehr mit Frau von Kalb bereitete, weisen die beiden ungestümen, leidenschaftlichen Gedichte von 1784: „Der Kampf“ und „Resignation“. Das Gedicht „An Henriette Elisabeth von Arnim“, 1787, erläutert die Beziehungen Schillers zu dieser Dame. Ein Jahr nachher schrieb er „Einer jungen Freundin ins Stammbuch“. Es war Charlotte von Lengefeld, seine spätere Gattin. Noch später, im Jahre 1795, feiert er in einem schwungvollen Gedichte die „Würde der Frauen“. Die „Macht des Weibes“ schildert ein Gedicht vom Jahre 1796.

Die Bedeutung und Macht der Dichtkunst hat Schiller in verschiedenen Gedichten meist aus dem Jahre 1795 besungen: „Die Macht des Gesanges“, „Die Sänger der Vorwelt“, „Pegasus im Joche“, „Die Teilung der Erde“, „Das Mädchen aus der Fremde“.

Die meisten Gedichte Schillers entstanden in den Jahren 1781 bis 1782 und 1795 bis 1796. In der übrigen Zeit ist Schiller ziemlich gleichmäßig produktiv gewesen. Nur die Jahre 1790 bis 1794 sind außer vier Stammbucheinträgen ohne jede poetische Gabe geblieben.

Eine Sammlung seiner Produkte veranstaltete der Dichter zuerst in seiner „Anthologie auf das Jahr 1782“. Diese enthält insgesamt 83 Gedichte, die alle mit Chiffren unterzeichnet sind; 45 davon haben sicher Schiller zum Verfasser; vielleicht außerdem noch ein Duzend mehr. Die übrigen stammen von Freunden des Dichters. Die Anthologie erschien anonym, „gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko“, d. h. bei Meßler in Stuttgart. Schiller wollte mit ihr den „Schwäbischen Mufenalmanach auf das Jahr 1782“ von G. Stäudlin, den er persönlich haßte, „jermalmen“.

Die Gedichte der folgenden Jahre veröffentlichte er in seiner „Ihalia“, die in den Jahren 1787 bis 1791 in zwölf Hefen herauskam. In den Jahren 1792 bis 1793 erschien die „Neue Ihalia“. Diese enthält aber kein Gedicht Schillers.

Vom Jahre 1795 bis 97 ließ Schiller eine Monatschrift „Die Horen“ erscheinen, an der die ersten Dichter und Schriftsteller mitarbeiteten. Darin sind viele Gedichte aufgenommen. Die späteren Gedichte legte er in seinen „Mufen-Almanachen“ von 1797 bis 1800 nieder. Andere hat er auch in einigen andern Zeitschriften zuerst abgedruckt, so in den Cottaschen Damenkalendern und in Beckers Taschenbüchern zum geselligen Vergnügen.

Eine zweite Sammlung seiner Gedichte gab er im Jahre 1800 bei Crusius in Leipzig heraus. Es war der erste Teil, der zweite erschien erst 1803. Beide Ausgaben erlebten noch zu Schillers Lebzeiten 1804 bis 1805 neue Auflagen. Im letzten Jahre, 1805, plante Schiller noch eine Prachtausgabe, zu der er die Vorbereitungen noch treffen konnte, aber sie durchzuführen war ihm nicht mehr beschieden. Der Tod raffte ihn vorher hinweg. Nach seinem Tod veranstaltete G. Körner in den Jahren 1812 bis 1815 die erste rechtmäßige Gesamtausgabe der sämtlichen Werke. Bei den Gedichten hielt er sich in dieser Ausgabe nicht an Schillers Vorgang, sondern er teilte sie chronologischer Weise in drei Perioden, eine Einteilung, die auffallenderweise bis auf heute beibehalten wurde. Erst in der neuesten Cottaschen Jubiläumsausgabe auf 1905 ist der Plan, den Schiller für seine Prachtausgabe im Jahre 1805 gehegt hatte, zugrunde gelegt worden.

C. Schillers Prosadichtungen

Schiller ist ebenso Meister der Prosa wie der Poesie. Er weiß ebenso packend wie fesselnd in ungebundener Sprache zu schreiben wie in gebundener. Er beherrscht die Sprache völlig und kleidet seine Gedanken stets in den besten Ausdruck. Die Kraft und die Schönheit seiner Sprache offenbart sich hier nicht weniger als dort.

Schiller hat viel in Prosa geschrieben, aber die Mehrzahl seiner prosaischen Schriften bewegt sich nicht auf poetischem Gebiet. Sie sind vielmehr historischen und philosophischen Inhalts. Unter den ersteren nennen wir nur seine zwei berühmten Geschichtswerke: „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“ 1788 und „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ 1791 bis 1793. Aus seinen philosophischen Schriften sind seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und sein berühmter Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ als besonders wertvoll zu bezeichnen.

Die ersten Prosadichtungen, die Schiller veröffentlichte, sind die beiden Erzählungen: „Der Spaziergang unter den Linden“ und „Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte“. Sie erschienen in der Zeitschrift „Württembergisches Repertorium der Litteratur“ vom Jahre 1782, das Schiller selbst redigierte. Die erstere Erzählung ist nur ein kurzer Dialog zweier Freunde über optimistische und pessimistische Lebensauffassung, der anderen dagegen liegt ein wirkliches Ereignis zugrunde. Zwei Brüder von Schillers späterer Schwiegermutter, Karl und Ludwig von Wurmb, liebten jeder die Baronesse Christiane von Werthern. Da sie nicht jeder von beiden besitzen konnte, so entsagte der eine, Karl, freiwillig zugunsten seines Bruders. Er ging dann, um leichter über die Sache hinwegzukommen, ins Ausland. Schiller hatte die Geschichte wohl bei Frau von Wolzogen gehört. Ein 1794 herausgegebener Briefwechsel „des Herrn von Wurmb und des Herrn Baron von Wolzogen auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien in den Jahren 1774 bis 1792“ scheint die Sache zu bekräftigen.

Die nächste Prosadichtung Schillers erschien in seiner „Rheinischen

Ihalia“ von 1785. Sie ist betitelt: „Wertwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“. Diese Erzählung ist indes nur eine Übersetzung, ein Auszug von Diderots Werk: „Jacques le fataliste et son maître“. Schiller hatte ein Manuskript des Werks, das an verschiedenen deutschen Höfen verbreitet war, durch den Freiherrn H. von Dalberg erhalten. In Frankreich selbst erschien die Erzählung, da Diderot schon 1784 gestorben war, erst im Jahre 1796. Schiller hat sich in seiner Übersetzung ziemlich streng an den Text gehalten.

Im folgenden Jahre 1786 veröffentlichte er in seiner „Ihalia“ eine seiner bedeutendsten Erzählungen, den „Verbrecher aus Infamie. Eine wahre Geschichte“. In der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften vom Jahre 1792 gab er ihr die Aufschrift: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte“. Der Mann, dessen verbrecherische Laufbahn Schiller uns in seiner „Geschichte“ ebenso wahr als ergreifend schildert, ist der Räuber Johann Friedrich Schwan. Im Jahre 1729 zu Ebersbach bei Göppingen in der Nähe des Hohenstaufen geboren, wurde derselbe wegen seiner vielen Vergehen im Jahre 1760 zu Baihingen an der Enz hingerichtet. Schiller hat von dem Räuber Schwan zuerst wohl im Elternhause durch seinen Vater genauere Kunde erhalten.

Der damalige Leutnant Johann Kaspar Schiller war nämlich gerade zu der Zeit, als der Räuber in Baihingen gefangen saß, mit dem Stabe daselbst. Zehn Tage vor dessen Hinrichtung im Juli 1760 mußte er wieder in den Krieg ziehen. Ihm war also die Geschichte genau bekannt und er hat zweifellos seinen Kindern von dem Räuber als einem abschreckenden Beispiel ausführlich und wiederholt erzählt, ebenso wie er ihnen auch seine Kriegserlebnisse schilderte. Abri gens erhielt der junge Schiller auch noch von anderer Seite darüber Bericht, nämlich durch seinen Lehrer Professor Abel. Dieser lebte im Jahre 1760 als neunjähriger Knabe in Baihingen, wo sein Vater Oberamtmann war, dem sich Schwan, als er keinen andern Ausweg mehr sah, ergab. Dem jungen Abel, der vermutlich auch der Hinrichtung des Räubers antwohnte, blieb das Ereignis stets in lebhaftester Erinnerung. Im Jahre 1787, also ein Jahr nach Schillers Erzählung, hat er eine „Lebensgeschichte Friedrich Schwans“ verfaßt. Ein Vergleich seiner

Darstellung mit der Schillers zeigt eine unzweifelhafte Übereinstimmung. Woher stammt nun diese? Sie erklärt sich kaum anders als damit, daß Schiller die Geschichte von Abel mündlich erzählen hörte. Das geschah wohl schon in der Militärakademie; denn Abel pflegte seine Vorlesungen über Psychologie durch Beispiele ausführlich zu erläutern. Ein solches Beispiel eines außergewöhnlichen Verbrechers war für ihn zweifellos J. F. Schwan. Schiller hat daher wohl sicher im Kolleg Abels Darstellung und Auffassung dieses Falles kennen gelernt. Aber er hat sich nicht slavisch an sein Vorbild gehalten, er geht über ihn hinaus. Während Abel eine ziemlich nüchterne Lebensbeschreibung gibt in der Absicht zu zeigen, daß die göttliche Vorsehung auch mit dem Bösen in der Welt einen bestimmten Zweck verfolge, so betrachtet Schiller den Fall vom rein menschlichen Standpunkt aus. Ihm ist diese Geschichte ein trauriger Beweis dafür, wie ein Mensch, der wegen eines geringfügigen entschuldbaren Vergehens mit Zuchthaus bestraft wird, durch diese harte Strafe in seinem Ehrgefühl abgestumpft werden muß. Neue Vergehen und neue Strafen sind die Folge. Der Verbrecher wird gleichgiltig gegen die Strafe, er sinkt von Stufe zu Stufe. Und daran ist die Menschheit, sind die Gesetze nicht ohne Schuld. Durch eine andere Behandlung wäre der Verbrecher von weiteren Vergehen abgehalten worden.

Schillers Darstellung weicht im übrigen von der Geschichte nicht ab. Sein Räuber, der Sonnentwirt Christian Wolf, war zuerst Wilddieb. Um seinem Hannchen Geschenke machen zu können, schlägt er den Weg des Verbrechens ein. Er wird dabei wiederholt ertappt und bestraft. Schließlich erschießt er seinen Feind und Rivalen, den Jägerburschen Robert und ergibt sich dann ganz dem Räuberleben; er wird Räuberhauptmann. Bald aber eckelt ihn dieses Leben an und er ersieht die Gnade seines Landesherrn. Umsonst. Jetzt will er nach Preußen fliehen, um Soldat zu werden. Unterwegs aber aufgehalten, gibt er freiwillig sich als den gefürchteten Sonnentwirt zu erkennen und überliefert sich dem Gericht.

Schillers Erzählung ist so lebhaft und in so dramatischer Weise vorgetragen, daß es nicht schwer fällt, die fünf Akte eines Dramas darin zu erkennen.

In demselben Jahrgang der „Thalia“, der den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ enthielt, erschien der Anfang von Schillers größter und bedeutendster Prosadichtung: „Der Geisterseher. Aus den Mémoires des Grafen von O****“. Ob der Inhalt dieses Romans von Schiller frei erfunden wurde, wie man im allgemeinen annimmt, ist nicht sicher. Aus seinem Briefwechsel mit dem Bibliothekar Reinwald wissen wir, daß er schon im März 1783 von diesem Bücher „über Jesuiten und Religionsveränderungen überhaupt, über den Bigottismus usw., Bücher, worin von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht“, zu erhalten wünschte. Was ihm Reinwald damals schickte, ist unbekannt; es wäre aber immerhin möglich, daß in der Sendung sich ein Werk befand, das Schiller auf seinen Stoff führte. Allein, wie dem auch sein mag, eins steht fest: Der Geisterseherprinz, die Hauptfigur des Romans, hat so bestimmte sichere Vorbilder, daß man eine besondere Quelle für das Ganze nicht vermisst.

Schillers Geschichte spielt in Venedig und hat die Gewinnung eines deutschen evangelischen Prinzen für die katholische Kirche zum Thema. Als Belohnung soll ihm dafür die Nachfolge in der Regierung, zu der er keine Aussicht hat, gesichert werden. Zur Erreichung dieses Ziels werden verschiedene Mittel angewendet. Zunächst eine Geistererscheinung: Ein Sizilianer und ein Armenier, die in manchen Zügen direkt an den großen Schwindler und Zauberer zu Schillers Zeit, an den angeblichen Grafen Cagliostro erinnern, spielen dabei die Hauptrolle. Der erste Versuch scheitert an dem klaren Blick und hellen Verstand des Prinzen. Nun versucht man es mit schlechter Letztüre und schlechter Gesellschaft. Ein Marchese Civitella muß den Prinzen zum Spiel verleiten, wobei der Prinz ungeheuer verliert und sich in seiner Not an einen Wucherer wendet. Als letztes Lockmittel erscheint noch eine schöne Griechin. Der Prinz ist bald von ihr bezaubert. Nun gilt es noch, ihm jede Rückkehr in seine Heimat abzuschneiden. Man greift zur Verleumdung. Gegen die Vorwürfe der Seinigen verteidigt er sich so heftig, daß er sich dadurch die Möglichkeit zur Rückkehr abschneidet. Damit ist er aber dem Marchese und der Griechin völlig preisgegeben. Der erstere zahlt seine Schulden; letztere aber erreicht ihre Absicht nicht, denn sie wird ganz unvermutet

vergiftet. Schließlich erscheint ebenso unerwartet der Armenier wieder. Er bringt den Prinzen in kurzem so weit, daß er sich in den Schoß der katholischen Kirche aufnehmen läßt. Damit bricht der Roman ab. Der Schluß sollte die Krönung des Prinzen als Fürsten enthalten. Schiller kam nicht mehr dazu, die Geschichte zu vollenden, er hatte das Interesse an ihr verloren und sich wohl auch schon zu lange damit getragen. Andere Pläne gewannen allmählich die Oberhand. „Der verfluchte Geisterseher“, wie er ihn einmal nennt, blieb liegen. Schiller hat mit dem Roman einmal die Absicht verfolgt, die Geisterseherei als trassen Aberglauben zu brandmarken, wie dies im Jahre 1791 auch Goethe in seinem „Großkophta“ getan hat. Sodann brachte er in Verbindung damit verschiedene Vorgänge an deutschen Höfen zur Darstellung. Ob er bestimmte Zwecke dabei im Auge hatte, läßt sich nicht nachweisen. Zwei Hauptvorbilder für die Figur seines Prinzen waren der Landgraf Friedrich II. von Hessen und der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig. Auch diese beiden evangelischen Prinzen fielen wie der Geisterseherprinz zum katholischen Glauben ab. Der erstere ist berühmt durch seine Wirksamkeit für Kunst und Wissenschaft, aber auch zugleich berüchtigt durch seinen Subsidienvertrag mit England, kraft dessen er 12000 Landesinder als Truppen gegen die amerikanischen Freiheitskämpfer an die Engländer verkaufte. Als Erbprinz trat er im 28. Lebensjahre insgeheim zum katholischen Glaubensbekenntnis über. Eine planvoll ausgeführte Intrige bewirkte seinen Abtritt. Noch viel bestimmter sind die Beziehungen zu dem Braunschweiger Herzoge. Er ist ein deutscher Prinz, der wirklich in Italien zum Abtritt bewogen wurde, der in Venedig lebte und der, was bei Schiller eine besondere Rolle spielt, der dritte Prinz seines Hauses war. Er ward aus Überzeugung katholisch; vermeintliche Wundererscheinungen wirkten auf ihn bestimmend ein. Auch hat er es ebenfalls mit Verwandten zu tun, wie Schillers Prinz. Es herrscht in seinem Lebensgang wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Prinzen Schillers, die wohl nicht ganz zufällig ist. Ferner hat man auch darauf hingewiesen, daß der württembergische Herzog Karl Alexander selbst katholisch wurde und das evangelische Herrscherhaus zum Katholizismus hinüberleitete. Weitere

Verührungen sind bei diesem aber nicht vorhanden. Um so mehr aber bei einem andern württembergischen Fürsten, auf den erst neuestens hingewiesen wurde. Es ist der Prinz Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg, der dritte Sohn des Herzogs Friedrich Eugen, also auch wie der Braunschweigische, der dritte Prinz seines Hauses. Freilich ein sehr bedeutsamer Umstand fällt bei ihm weg: Er kam nie in die Versuchung, seinem Glauben untreu zu werden; er war und blieb evangelisch. Ein direktes Vorbild kann er also in diesem Punkt nicht gewesen sein; aber trotzdem hat der Prinz einen Einfluß ausgeübt. Frau Elisa von der Recke, die Schwester der Herzogin von Surland, hatte nämlich in einem in der Berliner Monatschrift veröffentlichten Gedicht die Schwindeleien Cagliostro's aufgedeckt. Kurze Zeit nachher (Juli 1786) erschien in derselben Zeitschrift eine Entgegnung dieses württembergischen Prinzen unter der Aufschrift: „Über Elisens Aufsatz im Mai der Berliner Monatschrift 1786“. Zwei Monate später aber schickte Schiller das erste Manuskript seines Geisterseher's an seinen Verleger Göschen in Leipzig. Daraus läßt sich doch immerhin auf einen gewissen Zusammenhang mit den letzten Veröffentlichungen schließen. In der That finden sich auch Anklänge an Elise von der Recke und den Prinzen. Letzterer teilt zudem wesentliche Charaktereigenschaften mit dem Prinzen.

So fehlte es also nicht an Modellen für den Geisterseherprinzen. Man sieht daraus, wie eingehend die Studien waren, die Schiller machte, und wie wichtig ihm anfangs der Stoff war. Man bedauert nur, daß er ihn nicht fortsetzte, sondern andern zur Ergänzung preisgab.

Der Roman ist von Anfang bis zum Ende spannend und zeichnet sich durch Schönheit der Sprache und kunstvolle Darstellung aus.

Der erste Teil erschien im vierten Heft der „Thalia“ 1787, der Schluß im achten Heft, November 1789. Um dieselbe Zeit erfolgte auch die Buchausgabe.

Wie sehr der Geisterseher in den Augen des Dichters verloren hatte, erhellt daraus, daß er noch, ehe er denselben abschloß, eine neue Erzählung veröffentlichte. Es war dies das „Spiel des Schicksals“, „ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte“. Sie erschien im Januar

1789 in Wielands Merkur. Der Held dieser Erzählung ist Schillers Pate, der Oberst Philipp Friedrich Kieger, auf dessen Tod Schiller schon früher ein Leichengebicht verfaßt hatte. Auf geschichtlichen Quellen fußend, schildert er das wechselvolle Schicksal dieses Mannes, sein Emporkommen, seinen Fall und seine Gefangenschaft, und endlich seine Befreiung und Wiedereinfegung in seine Würde. Schiller hat sich ziemlich genau an die Geschichte gehalten und doch gibt er nicht bloß Geschichte, sondern eine fesselnde Erzählung.

Die letzte Prosadichtung, die noch zu erwähnen ist, ist ein Fragment eines chinesischen Romans *Hao-h-Kiö-h-Tschuen*. Den Stoff dazu entnahm Schiller einem wirklichen chinesischen Roman, den G. Murr aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt hatte. Es handelte sich also um die Bearbeitung eines fremden Werks. Der Dichter kam indes nicht über den Anfang hinaus, obwohl er wiederholt in den Jahren 1800, 1801 und später an die Ausführung dachte.



Portrait auf einer Brosche, die Lotte Schiller zu tragen pflegte

Original im Besitz der Frau A. Lang in Mannheim

Schillers Arbeitsweise

Schiller sagt wiederholt, daß ihm das Dichten nicht leicht werde und daß er nur langsam in der Arbeit vorrücke. Er ändere so lange, bis er die ihm zusagende endgültige Fassung gefunden habe. „Es ist mir unmöglich etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann,“ schrieb er am 7. Dezember 1795 an Wilhelm von Humboldt.

Leider sind nur wenige seiner Konzepte erhalten, aber auch diese zeigen, welche unendliche Mühe und Sorgfalt er auf seine Dichtungen verwendet hat.

Für ein Drama rechnete Schiller ein Jahr Zeit. Hatte er einen Stoff einmal fest ins Auge gefaßt, so waren alle seine Gedanken nur darauf gerichtet. Wenn er recht im Zuge war, war ihm wohl. Am 16. Juni 1800 schrieb er geradezu an Körner: „Ich befinde mich nie besser, als wenn mein Interesse an einer Arbeit recht lebendig ist.“ Dieses Interesse mußte der Stoff gewähren, sonst legte er ihn beiseite. Ohne rechtes Ergreifen konnte er nichts, oder, wie er am 6. Juli 1802 an Goethe schrieb: „Ohne eine gewisse Innigkeit vermag ich nichts und diese hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenstande fester als billig ist.“ Schiller versenkte sich ganz in seinen Stoff und suchte sich in seine dramatischen Gestalten völlig hineinzuleben. Sie sollten wirkliche Personen von Fleisch und Blut werden, keine bloßen Schemen sein.

Um das zu erreichen, wendete er alles an, auch äußere Mittel. So ließ er sich z. B. gerne Klavier vorspielen, während er im Zimmer auf- und abgehend seinen dichterischen Plänen nachhing. Oft mußte ihm Andreas Streicher vorspielen, während er in Eggersheim an „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ dichtete. Auch seine Frau mußte ihm später diesen Dienst erweisen. Karoline von Wolzogen schreibt: „Schiller hatte die Musik gern in einem Nebenzimmer, wenn er in seiner Arbeitsstube auf- und abging und sich einer dichterischen Stimmung überließ. Dies betrug meine Schwester, noch weiteren Unterricht im Klavierspielen zu nehmen.“

Zur Belebung seiner Phantasie dienten auch die roten Vorhänge seines Zimmers.

Einmal in Mannheim griff er zu einem drastischen Mittel. Er war gerade mit der Umarbeitung des *Fiesko* beschäftigt. Die Arbeit drängte; da kam er, weil er in der Ruhe der Nacht besser arbeiten zu können glaubte, auf den Einfall, am hellen lichten Tag sich eine künstliche Nacht zu schaffen. Er schloß die Fensterläden zu, stellte zwei Kerzen auf den Tisch und zündete sie an. Dann wandelte er im Zimmer auf und ab, nachsinnend und laut deklamierend. Zufällig kam nun der Buchhändler Schwan mit seiner Tochter am Hause vorbei. Als sie den Lärm in Schillers Wohnung hörten, traten sie ein und trafen den Dichter lebhaft gestikulierend und deklamierend an. Auf ihre verwunderte Frage erwiderte er, er habe soeben den *Mohren* am Stragen und beim Tageslicht könne er nicht arbeiten.

In der Stille der Nacht zu arbeiten, gewöhnte sich Schiller schon frühzeitig. Er pflegte häufig bis zur Mitternachtsstunde und über diese hinaus am Schreibtisch zu sitzen. Dann verschloß er natürlich den andern Morgen und Vormittag. Diese Angewöhnung wurde später in seinem Leiden zur Notwendigkeit. Oft sah er sich gezwungen, da seine Schmerzen bei Tag heftiger waren und häufig bei Nacht aussetzten, diese nächtlichen Ruhepausen zur Arbeit zu benutzen.

Anderer Reizmittel brauchte Schiller für gewöhnlich nicht. Vor allem keine Spirituosen. Seine Tabakspfeife vermischte er aber ungern bei der Arbeit, so z. B. bei seinem Aufenthalt im Herzoglichen Schloß in Ottersburg im Mai 1800, als er mit dem Abschluß der „*Maria Stuart*“ beschäftigt war. Auch die Schnupftabaksdose durfte auf seinem Schreibtisch nicht fehlen.

Von einem andern Bedürfnis Schillers, das offenbar seiner krankhaften Natur zuzuschreiben ist, gibt uns Goethe Kunde. Er sagte nämlich am 7. Oktober 1827 zu seinem Sekretär Eckermann: „Eine Luft, die Schillern angenehm war, drückte auf mich wie Gift. Einmal in seiner Abwesenheit setzte ich mich an seinen Schreibtisch. Ich hatte aber nicht lange geseffen, als ich mich von einem heimlichen Uebelbefinden überschlichen fühlte, welches sich nach und nach so steigerte,

Chin
Karl



Was dort am fern
Die Kugeln von da

Wahrscheinlich aus

Der Lenz hat für
Iam Lilla von

Der Blut spritzt

Ich ist ein
Auf ist ein
Die großen
Ist unabsatzbar
Streckt ab der Mo
Und kein Grenz
Als die Land

Razin

Im Himmel glänzt, das sind
die Wälder von Nowgorod.

Jemetrius

Heil! Halbe sein Glück!

Oderwaly

mit seinem Gefühls Inhalt
er erregt der einzigen Herzen.

Jemetrius

Sie im inneren Pflichten.

Razin

mit einem
Anfang der ~~Welt~~

gegenwärtigen sind entgegen
das ob nach dem Nord
angeordnet hat d. d.

daß ich einer Ohnmacht nahe war. Endlich bemerkte ich, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch kam. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Apfel war. Frau von Schiller sagte mir, die Schieblade müsse immer mit solchen Äpfeln gefüllt sein, indem dieser Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und nicht arbeiten könne.“

Man hat schon daran gedacht, daß Schiller diese Äpfel dazu verwendet haben könnte, um, wie es auch sonst geschah, seine Federn hineinzustecken, aber nach dem klaren Wortlaut der Goetheschen Mittheilung darf man an eine solche Erklärung nicht denken. Wir müssen vielmehr ohne weiteres der Erklärung Charlotte Schillers glauben, und darnach kann diese Angewöhnung nur krankhafter Art gewesen sein.

Um sich in die richtige Stimmung zum Dichten zu versetzen, zog er sich gerne ganz in die Einsamkeit zurück; die Stille seines Arbeitszimmers genügte ihm nicht immer. Zu Hause gab es doch noch manche Störungen, die nicht zu vermeiden waren. Völlige Ruhe fand er nur auswärts und so treffen wir ihn, wenn er ganz ungestört sein wollte, häufig in seinem Jenaer Gartenhaus, als er schon in Weimar war, im Ottersburger Schloß, in Tiefurt und einmal auch in Oberweimar.

Einen klaren Einblick in seine geistige Werkstatt hat uns Schiller durch seine Dramenfragmente gewährt. In diesen sehen wir, mit welcher Umsicht und Sorgfalt er zu Werke ging. Alle Seiten der einzelnen Stoffe sind aufs genaueste erwogen, alle Möglichkeiten überdacht und jeder Fall in erschöpfender Weise dargestellt. Die einzelnen Motive und Situationen sind ebenso wie die einzelnen Personen aufs sorgfältigste behandelt und alle ihre Beziehungen erörtert. Waren die einzelnen Gestalten des Dramas und die Handlung im allgemeinen festgestellt, so wurde der Stoff für die einzelnen Akte und Szenen bestimmt. Nach der Erledigung der Szenare begann die eigentliche dichterische Arbeit, die Ausführung in Versen. Da der Inhalt der einzelnen Akte und Szenen bereits bestimmt war, so war es möglich, mit der Versausführung an beliebiger Stelle zu beginnen oder fortzufahren. Und in der That hat Schiller, wenn er auch für gewöhnlich

die einzelnen Akte und Szenen der Reihe nach vornahm, doch bisweilen auch einzelne Szenen erst später gedichtet.

Das beste Beispiel für seine Arbeitsweise haben wir an seinem gewaltigen „Demetrius“. Aber die Menge der Vorarbeiten, die Schiller zu diesem Fragment hinterlassen hat, muß man geradezu staunen. In der ersten, freilich nicht abgeschlossenen Ausführung liegt der 1. und 2. Akt vor. Zu dem 1. Akte existieren noch verschiedene Pläne und auch Fragmente einer früheren Ausführung. Dann sind zahlreiche Entwürfe zur Fortsetzung der drei letzten Akte vorhanden. In dieser Unmasse von Plänen und Notizen erkennt man überall den Scharfsinn und durchdringenden Verstand des Dichters, der darüber wie ein Feldherr über seine Truppenmassen gebietet.

Ein anderes treffliches Beispiel von seiner Arbeitsweise bietet das Fragment „Die Polizei“. Wie schon oben erwähnt, hat er diesen Stoff als Trauerspiel und als Lustspiel zu behandeln gedacht. Aber beide Pläne hat der Dichter so viele Notizen hinterlassen, daß wir über seine Absichten ziemlich gut unterrichtet sind. Wir teilen aus den Aufzeichnungen zum Lustspiel das Wichtigste mit und wählen gerade dieses als Beispiel, da es zugleich das einzige Lustspiel ist, mit dem sich Schiller beschäftigte. Nachdem der Dichter die allgemeinen Umrisse der Handlung gegeben hat, notiert er sich folgende Entwicklung der Fabel: „Es kommt ein Kästchen mit Pretiosen weg, welches einem Kaufmann in Depot gegeben worden. Er klagt den Diebstahl bei der Polizei ein, das Kästchen nebst seinem Inhalt werden beschrieben, auch die Tagesstunde, wo es ungefähr mußte geschehen sein, das Lokal, wo es gestanden, das Personal des Hauses usw. werden ad protocollum genommen. Der Polizeikommissär instruiert also seine Untergebenen, auf das Kästchen Jagd zu machen: 1. Außenseite des Kästchens, 2. Tagesstunde. 3. Inhalt. 4. Fußspuren und etwas Verlorenes, welches der Dieb dagelassen. 5. Notwendigkeit eines Einbruchs entweder durch einen Passpartout oder auf einer Leiter durchs Fenster. 6. Anstalten zu einer heimlichen Flucht. 7. Einer, der plötzlich Geld zeigt und Schulden bezahlt. 8. Einer, der die Hausfuchung verweigert. 9. Einer, der in der Nähe des Hauses, wo der Diebstahl geschah, unter verdächtigen Umständen gesehen worden. 10. Ein Bedienter oder sonst

jemand vom Hause ist unsichtbar geworden. 11. Ein liebedliches Haus, worin wirklich Einer gefunden wird, der etwas Verdächtiges bei sich führt. Die Nichte des Kaufmanns war entschlossen, in dieser Nacht mit einem jungen Menschen durchzugehen und hat deswegen ihre Gardes in einem Kistchen zusammengepackt, welches sie ihrem Mädchen zu bestellen auftrug, die es auch zu besorgen geht. Nun hatte der Kaufmann an demselben Tag ein Kistchen von einem Korrespondenten zur Expedition erhalten, welches à peu près ebenso ausah und dieses Kistchen ließ er in dasselbe Zimmer setzen, wo das andere gestanden. Bald darauf kommt die Nichte, im Gespräch mit dem Bedienten ihres Liebhabers in dasselbe Zimmer, sieht ein Kistchen dastehen und sendet es dem Liebhaber durch den Bedienten zu. Das Kammermädchen hat auch einen Liebhaber. Auf dem Weg zu dem Liebhaber ihrer Herrschaft begegnet sie diesem.

Es muß motiviert werden, daß Henriette nichts von einer Verwechslung argwohnt. Entweder dadurch, daß ihr das Wegkommen des Pretiosenkistchens gar nicht bekannt wird, oder dadurch, daß sie, wenn sie auch von dem vermißten Kistchen gehört hat, keine Verwechslung vermuten kann. Der Kaufmann, ihr Vormund, ist's, der sie durch einen ihr aufgedrungenen fatalen Freier aus dem Hause treibt. Dieser fatale Freier ist ein Heuchler, und die Polizei entlarvt ihn an diesem Tage.

Das Kistchen mit Hauben und dergl. kommt in andere Hände auch durch ein Versehen.

Ein Offizier muß der Polizei sein Ehrenwort geben. Der Kaufmann, welcher den Diebstahl einlagt, hat auf eine gewisse Person Verdacht, oder dieser Verdacht wird doch natürlich auf sie geleitet.

Es ist in der Stadt eine zweideutige Person, eine Art von Avaturier, welchen die Polizei sich schon gemerkt hat. Bei Gelegenheit jener Nachsuchungen kommen allerlei Griftenzen und Haushaltungen an den Tag. Poeten- und Schriftstellerwirtschaft — akademische und andere Orden — *protia affectionis* und andere Empfindsamkeiten — eine Privatkomödie — geheimehaltene Partschaften.

Es sind in dem Stücke noch andere Sachen verloren gegangen, welche nicht eingeklagt wurden und bei dieser Gelegenheit aufgefunden

werden. Ein eben ankommender Fremder im Gasthof. Es kann derselbe sein, an den das Kästchen speibiert werden sollte, und durch ein Quiproquo wird es ihm zugestellt. Ein Ehepaar, das auf dem Punkte war, sich zu scheiden, wird wieder vereiniget. Ein Paar wird getrennt, das vereinigt werden sollte. Ein vornehmer Niederlicher wird ertappt bei einer Dame. Einer hat einen falschen Namen, und dies setzt ihn bei den Polizeiuntersuchungen in Verlegenheiten. Ein anderer hat wegen einer anderen Sache ein böß Gewissen und nachdem er arretiert worden, wird er sein eigener Verräter.

Die Frage entsteht, wie werden mehrere voneinander unabhängige Handlungen, die in einem gemeinschaftlichen Dénouement zuletzt verbunden werden, in der Exposition eingeleitet und fortgeführt, ohne daß zu große Zerstreung entsteht?

1. Ein gemeinschaftliches Haus — Gasthof. Reiches Privathaus. Armes Bürgerhaus. Junggesellenhaushalt. Wittve. Polizeiwohnung. 2. Reziproke Familienverhältnisse. 3. Domestikenverbindung. 4. Nachbarschaft der Häuser.

Teilnehmer. Fehler. Konterbandiers. Gispulver. Eine angefehete Leiter. Ein durchsägtes Gitter. Angelegtes Feuer.

Man findet einen Dold bei einer Person, die Komödie damit spielte oder die Empfindsame machte. Zwei lustige Frauen, die einen necken und dadurch selbst geneckt werden.“ Daran schließt sich ein „Versuch einer Ausgestaltung des dramatischen Plans.“

Wir sehen also, daß Schiller in diesem Lustspiel das beliebte Motiv der Verwechslung verwenden wollte. Es ist nur schade, daß er das Stück nicht ausführte, denn er besaß eine entschieden humoristische Ader, die ihn auch zum Lustspiel gut befähigt hätte.

II.

Schillers Menschentum



1. Als Sohn und Bruder



aus der Lebensgeschichte des Dichters, soweit sie uns durch Briefe überliefert ist, erhellt, daß er, solange er lebte, ein getreuer Sohn und Bruder war. An seinen Eltern und Geschwistern hing er stets mit inniger Liebe und niemals in seinem Leben hat er die Pietät gegen die Seinigen hintangesezt. Vater und Mutter waren dem jungen Fritz die höchste Autorität. Nach diesen kamen gleich die Geschwister.

Aus der frühesten Jugendzeit ist uns ein Gedicht erhalten, das Schiller zu Neujahr 1769 an seine „Herz geliebte Eltern“ richtete, das aber für uns hier nicht in Betracht kommt, da es zweifellos in der Schule diktirt wurde. Ein selbständiges poetisches Produkt dagegen hat er drei Jahre später am Tage vor seiner Konfirmation geliefert. Den Anlaß dazu gab ihm ein Tadel der Mutter wegen scheinbaren gleichgültigen Herumschlenderns auf der Straße. In diesem leider verlorenen Gedicht, durch das er sich vor der Mutter zu rechtfertigen suchte, hatte er niedergelegt, was damals sein Inneres bewegte.

Während seiner Studienzeit auf der Militärakademie hatte Schiller wenig Verkehr mit seinen Eltern und Geschwistern, da er selbst nach den Statuten keine Besuche zu Haus machen durfte und den Eltern nur Sonntags und auch da nur kurze Zeit die Akademie offenstand. Um so reger war der Verkehr mit dem Elternhause, solange Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart tätig war. In dieser seiner Sturm- und Drangzeit hatte er an seinen Eltern und an seiner Schwester Christophine eine feste Stütze und so oft wie nur möglich pilgerte er damals nach der Solitude, sei es allein oder von Freunden



Johann Caspar Schiller
Herzogl. Württemberg. Major, 1723—1798

seinem Vater wollte er seinen Plan nicht enthüllen; aber nicht aus Furcht vor ihm, sondern aus Sorge um ihn. Der Vater sollte dem Herzog Karl gegenüber ganz rein von jeder Schuld sein, er sollte, wenn jener es von ihm verlangte, es beschwören können, daß er nichts um die Flucht seines Sohnes gewußt habe. Der Sohn wollte es durchaus verhüten, daß durch ihn sein Vater und seine Mutter ins Unglück gerieten. Bei dem Abschied vom Elternhause kam sein Schmerz zu vollem Ausbruch und es kostete ihn Mühe, dem Vater seine Tränen zu verbergen. Schillers Fluchtgenosse Streicher hat uns in ergreifender Weise den Vorgang geschildert. Der letzte schmerz-

begleitet. Dort holte er sich gar häufig neben der leiblichen Erquickung auch Trost in seiner bedrängten Lage. Wie sehr er an den Seinigen hing, zeigt am deutlichsten sein Verhalten bei seiner Flucht; denn die Liebe zu den Eltern und Geschwistern erschwerte ihm die Trennung sehr. Es war ihm geradezu unmöglich, ohne Wissen und Willen oder wenigstens ohne Zustimmung von Mutter und Schwester fortzugehen. Nur

volle Ausbruch seiner Gefühle galt seiner Mutter. Als er in der Nacht in der Nähe der Solitude vorbeifuhr und die zu Ehren des russischen Großfürsten Paul illuminierten Gebäude erblickte, rief er vom Schmerz überwältigt: Meine Mutter!

Während der Dauer seiner Flucht war er immer eifrig bemüht, seine Eltern über seine Lage zu beruhigen; wiederholt schrieb er daher, daß seine „Umstände gut“ seien, daß er frei und

gesund sei wie der Fisch im Wasser, er vermisse auch „keine Kleinigkeit, welche er in Stuttgart gewohnt“ gewesen sei. So schrieb er, während ihn die Sorgen fast erdrückten und er nirgends einen Ausweg sah! Die Liebe zu den Eltern und das Bewußtsein, daß er durch seinen eigenen Willen diese Lage herbeigeführt habe, und nicht zum wenigsten die feste Hoffnung auf eine bessere Zukunft hieß ihn seine jetzige Lage den Eltern verschweigen. Seiner Christophine schrieb er am 6. November 1782: „Dem Himmel übergebe ich euch, meine Teuern, er erhalte euch fest und stark, meine Schicksale zu erleben und mein Glück mit der Zeit mit mir teilen zu können. Losgerissen aus euren Armen weiß



Elisab. Dorothea Schiller, geb. Rodweis
1732 — 1802

ich keine bessere, keine sicherere Niederlage meines teuersten Schatzes als Gott. Von seinen Händen will ich euch wiederempfangen und — das sei die letzte Träne die hier fällt! — . . . Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott mit euch sein. Ein inneres starkes Gefühl spricht laut in meinem Herzen, ich sehe euch wieder — Vertraut Gott. Es wird kein Haar von uns allen auf die Erde fallen.“ Es ist wunderbar, mit welcher Sicherheit der junge Dichter in die Zukunft schaute und mit welcher Zuversicht er auf diese bessere Zukunft vertraute. Schon der junge Schiller war Dichter und Prophet zugleich.

Um sich gegen jede Gefahr der Entdeckung zu schützen und seinen Eltern keine Verlegenheit zu bereiten, schrieb er seine Briefe von fingierten Orten wie z. B. Leipzig. Als er endlich in Bauerbach einen sicheren Zufluchtsort gefunden hatte, da zog es ihn vor der Abreise dahin nochmals zu den Eltern. Auf seinen Wunsch kam die Mutter mit Christophine zu einer Zusammenkunft nach Pretten, wo er, der nun einer ungewissen Zukunft entgegenging, den letzten Abschied von ihnen nahm. Erst zehn Jahre später sollten sie sich wiedersehen.

Auch in Bauerbach setzte Schiller immer noch das Verstedspielen fort. Erst als Theaterdichter in Mannheim fühlte er sich frei und ungehemmt in seinen Bewegungen; aber dort drückten ihn die leidigen Schulden und bereiteten ihm manche herbe Stunde. Dadurch kam er auch in Streit mit dem Vater, der mit Rücksicht auf sein geringes Vermögen, — da er noch drei Töchter zu versorgen hatte, — es ablehnen mußte, die Schulden des Sohnes zu zahlen; wußte er doch nicht, ob letzterer je imstande sein würde, das Geld zurückzuzahlen. Man kann ihm daraus keinen Vorwurf machen, wenn man sich recht in seine Lage hineindenkt, und so erscheinen uns die Gründe, die er dem Sohne gegenüber vorbrachte, heute völlig stichhaltig. Aber der Sohn ward durch des Vaters wohlbegründete Weigerung erbittert; er suchte und fand bei Fremden Hilfe und schließlich befreite ihn G. Körner aus aller Not. Vater und Sohn versöhnten sich bald und je mehr der Ruhm des Sohnes stieg, um so größer war das Glück und die Freude der Eltern, und als er 1783/84 in der schwäbischen Heimat weilte, da erfüllte berechtigter Stolz ihre Herzen. Schon ein Jahr vorher

hatte die Mutter mit Nanette ihren geliebten Fritz in Jena besucht. Das war eine Freude für das Mutterherz, wieder ihren Sohn in die Arme schließen zu können. Wie wohl tat es ihr, als sie sah, in welchem Ansehen ihr Sohn stand, welche Verehrung er genoß! Und er selbst schrieb über den Besuch der Mutter seinem Freunde Adrner am 21. Sept. 1792: „Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war, aber nach so viel ausgestandenen Krankheiten und Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann.“

Im Jahre 1796 lehrte der Tod auf der Solitude ein: Vater Schiller und seine Tochter Nanette fielen ihm zum Opfer. Mit rührender Liebe und Sorge war der Sohn um Vater und Schwester besorgt. Sein Neujahrsbrief von 1796, den wir im Faksimiledruck wiedergeben, ist Beweis dafür. Nachher galt all seine Sorge der trauernden Mutter. Wie verstand er es, sie in ihrem Schmerze zu trösten und ihr alle drückenden Sorgen durch seine aufopfernde Liebe und Theilnahme zu erleichtern! „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen“, schrieb er ihr nach der Solitude, „muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoße Ihrer Kinder und Enkel noch manch frohen Tag genießen.“ Dem Wort folgte die That. Sofort wies er seinen Verleger Gotta an, der Mutter regelmäßig alle Quartale eine bestimmte Geldsumme zu senden. Die Mutter war von seiner Liebe gerührt, doch wollte sie anfangs seine Unterstützung nicht annehmen, da sie wohl wußte, daß der Sohn selbst nicht reich war und für seinen kränklichen Leib Zuschuß brauchte. Als sie schließlich das Dargebotene nicht gut zurückweisen konnte, suchte sie ihn dafür so gut als möglich zu entschädigen, indem sie eifrig spann und alle Früchte ihres Fleißes nach Jena und später nach Weimar sandte.

Als schließlich die Mutter ebenso wie der Vater von einem schweren Leiden heimgesucht ward, da bemühte sich der Sohn, ihre Schmerzen zu lindern, soviel in seiner Macht lag. Er schrieb an den Arzt, zunächst an seinen Freund Hoven, dem er die Mutter zur Pflege

dringend empfahl, übernahm die Kosten für den Arzt und Apotheker und ließ nichts unversucht, um seine treue Mutter vom Tode zu retten. Es war freilich vergebliche Mühe, das Leiden war schon zu weit vorgeschritten, man konnte nicht mehr helfen, nur etwas lindernd eingreifen.

Der Tod der Mutter, der am 29. April 1802, an demselben Tage erfolgte, an welchem Schiller sein neues Haus in Weimar bezog, offenbarte sein kindliches Gemüt in herrlichster Weise. Er rief ihr die schönen Worte nach: „Möge der Himmel der teuern Abgeschiedenen alles mit reichen Zinsen vergelten, was sie im

Leben gekittet und für die Ahrigen getan! Wahrlich sie verdiente liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfbedürftigen Eltern.“ Seinen Schwestern gegenüber fühlte er, daß er jetzt an die Stelle der Eltern zu treten habe und diesen eine Stütze sein müsse. In einem schönen Briefe, den er an seine Schwester Luise schrieb (8. Mai 1802), hat er den Gefühlen, die ihn damals besetzten, beredten Ausdruck gegeben. Da heißt es: „Und so sind sie denn beide hingegangen, unsere teuren



Wilhelm Reinwald
Nach einem Aquarellgemälde

Eltern, und wir drei sind nun allein übrig. Laßt uns einander desto näher sein, gute Schwester, und glaube, daß Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schwester noch so weit getrennt, euch beide innig an seinem Herzen trägt, und euch in allen Vorfällen des Lebens mit seiner brüderlichen Liebe herzlich entgegen kommen wird.“

Seiner Schwester Christophine schrieb er im Schmerz um die abgeschiedene Mutter: „So sind nun uns beide liebende Eltern entschlafen und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen um-

geben sehe und meine guten Schwestern noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein von dem väterlichen Hause übrig sind, desto näher aueinander schließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast, ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.“

Unter seinen Geschwistern war, wie das Vorhergehende soeben gezeigt hat, Christophine sein Liebling. Sie war um zwei Jahre älter als er, während Luise sieben Jahre und Nanette sogar achtzehn Jahre jünger war als ihr Bruder. Da ist es also ganz natürlich, wenn Schiller sich an Christophine, die Gespielin seiner Jugend, ganz besonders angeschlossen. Sie teilte die Leiden und Freuden der Jugend mit ihm, sie begleitete ihn auf seinen ersten Gängen. Mit ihr machte er, wie wir wissen, in Lorch bisweilen heimliche



Christophine Reinwald
geb. Schiller



Luise Schiller
gezeichnet von ihrer Schwester Christophine
Original im Besitz der Urentelin Luise,
Frau Kiehling in Nöckmühl

Ausflüge in die Wälder statt in die Schule zu gehen. Sie fühlte sich eins mit ihm, sie verstand ihn und hatte Herz und Sinn für seine Bestrebungen. So kam es, daß er ihr alle seine literarischen Produkte mittheilte. Auch fand er bei ihr Billigung seiner Flucht. Andererseits war der Dichter ebenso besorgt für seine Schwester. Als er 3. B. merkte, daß der Bibliothekar Reinwald in Meinungen sich um sie bemühte, riet er ihr mit aller Bestimmtheit ab, so daß er

fogar seinen Vater dadurch gegen sich aufbrachte; aber die Wirklichkeit gab Schiller nachher vollkommen recht. Christophine lebte in wenig glücklicher Ehe mit dem kränklichen, hypochondrischen Reinwald und jetzt zeigte sich die brüderliche Liebe Schillers erst in voller Größe. Es galt für ihn, ihr das Los zu erleichtern, sie nach Kräften zu unterstützen. Darum führte er nicht nur insgeheim einen Briefwechsel mit ihr, um sie zu trösten usw., sondern ließ ihr, obgleich er selbst nicht allzuviel übrig hatte, ebenso heimlich Geldsendungen zugehen, da ihr Mann, der freilich nur eine geringe Besoldung hatte, sie sehr knapp hielt. Im übrigen verstand er es, sich mit Reinwald aufs beste zu stellen; das zeigt uns sein Brief an ihn vom Mai 1793, den wir im Facsimile begeben. Reinwald fügte sich Schillers über-

legenem Geiste. Er konnte der Macht von Schillers Beredsamkeit nicht widerstehen. So hätte er z. B. im Jahre 1796 ohne Schillers Zutun schwerlich es seiner Frau gestattet, zu ihrem kranken Vater zu eilen und ihn zu pflegen. Ohne Schillers Fürsprache hätte Christophine abreisen müssen, als die Krankheit am gefährlichsten war. Schiller wußte es seinem Schwager immer wieder plausibel zu machen, daß seine Frau im Elternhause jetzt unentbehrlich sei. Im Jahre 1799 sahen sich beide Geschwister zum letztenmal.

Die zweite Schwester Luise trat für Schiller erst nach dem Tode des Vaters mehr in den Vordergrund, als sie allein um die Mutter war. Da berichtete sie dem Bruder oft über das Befinden der Mutter, zumal in deren letzter schwerer Leidenszeit. Schiller war für Luise nicht minder besorgt als für seine Christophine; insbesondere bei ihrer Heirat mit Pfarrer



Nanette Schiller

Nach einer Brosche im Besitz von Frau Kiehling in Rößmühl

Franth. Stets war er mit seinem Rat zur Hand. Da Gleversulzbach¹⁾, wo Franth Pfarrer war, von Leonberg, dem Wohnort der Mutter, zu weit entfernt war, sollte der Bruder sorgen, daß Franth eine Pfarrei erhalte, die näher bei Leonberg lag. Schiller machte einen Versuch, wie wohlvergeblich. Erst

in Schillers Todesjahr 1805 wurde Franth zum Stadtpfarrer in Rößmühl befördert, wo noch heute seine Nachkommen leben.

Nanette, seine jüngste Schwester, sah Schiller vermutlich zum ersten Male nach seinem Austritt aus der Karlschule, als sie 3 Jahre alt war, dann erst wieder bei ihrem Besuch im Jahre 1792. Damals schrieb er über sie an Mörner: „Meine jüngste Schwester, die 15 Jahre alt ist, ist gut und es scheint, daß etwas aus ihr

¹⁾ In der Nähe von Weinsberg gelegen. Später war auch Eduard Mörise daselbst Pfarrer.

werden könnte. Sie ist noch sehr kind der Natur und das ist noch das Beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können.“ Das Mädchen hatte große Freude an ihres Bruders Dramen; sie deklamirte mit viel Interesse und Verständnis aus denselben, so daß ihr Bruder schon daran dachte, sie als Schauspielerin ausbilden zu lassen. In diesem Sinn schrieb er am 21. März 1796 an seinen Vater, daß er zu ihrer künftigen Aussicht gerade einige Vorkehrungen treffen wolle, die ihr Glück vielleicht begründeten. Allein ihr früher Tod machte allen Plänen ein Ende.

Das Leben der Schillerschen Geschwister gibt ein schönes Bild der Eintracht und Harmonie und das Psalmwort (133): „Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen; daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich“ ging bei ihnen recht in Erfüllung.

Nun aber haben wir noch einen zweiten Punkt zu erledigen, die naheliegende Frage, ob Schiller auch in seinen Werken seiner Eltern und Geschwister gedacht hat. So selbstverständlich dies scheinen könnte, so gewiß ist es, daß Schiller nur gelegentlich, nicht direkt, seine Eltern und wohl nur diese in seinen Werken dargestellt hat. Er war zu sehr Dramatiker und zu wenig Lyriker, als daß er direkt die Seinigen — das gilt auch für Frau und Kinder — in Gedichten verherrlicht hätte. Auch die Stellen, in denen ihm die Seinigen vorgeschwebt haben, sind ziemlich spärlich. So hat z. B. der etwas derbe Vater gar manche Ähnlichkeit mit dem Musikus Miller in „Stabale und Liebe“. Der Mutter hat der Dichter in seinem „Lied von der Glocke“ ein Dutzend gesetzt. Oder sollte er nicht bei den Worten (B. 116 ff.):

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneigen Lein

seine Mutter vor Augen gehabt haben? Die Spuren, die auf seine Geschwister weisen können, sind noch unbestimmter und unsicherer.

Mein ganz bester zum
Gut liebster Eltern.
Ich habe euch ein pers-
onlich Brief Expedition
zu mir kommen sehr altem
Licht. Müsse Wey und
mit allen das Kauf
sich mit Gefundheit und
Freude bringen! die
Frankfurt die lieben
Mutter hat mich erbracht
und ich dank Gott,
das sie gesund
gegeben hat.

Brief Schillers an seine Eltern. Neujahr 1796

Original im Besitze der Frau Kiessling in Möckmühl

Mit mir geht es ganz
lieblich, auch der Goldsch
ist frisch und gesund.
Auch meine Frau ist
mit der besten nach einigen
Anfällen von Trankliessen.

Tausend herzlichster
Grüße an die Eltern
lieben Menschen.

Ihr gesammter
Fam. J. J.

2. Im geselligen Verkehr

Andreas Streicher, der Genosse Schillers auf seiner Flucht, rühmte an dem Dichter seine außerordentliche Kunst ein Gespräch zu führen, den andern so gefangenzunehmen, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte. Und Goethe sagte einmal zu Kanzler Müller in Weimar: „Schiller war ein ganz anderer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen.“ Ganz besonders interessierten Goethe die Tischgespräche Schillers, welche Christiane von Wurmb, die spätere Gattin des Osnabrücker Gymnasialdirektors Abeken, der einst Erzieher im Schillerschen Hause gewesen war, ausgezeichnet hat. Als Cousine der Wolzogenschen Familie lebte sie im Jahre 1801 einige Zeit in Schillers Hause. Ihre Aufzeichnungen, von Karoline von Wolzogen in ihrer Schillerbiographie mitgeteilt, sind ein schöner Beweis für das gesellige Talent des Dichters, der jeden Anlaß zu benützen verstand, um belehrend und belebend auf seine Umgebung einzuwirken. „Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Klassen“ sagt Karoline von Wolzogen selbst.

In der Tat war Schiller eine gesellige heitere Natur. Schon als Knabe war es ihm am wohlsten in Gesellschaft seiner Kameraden, unter denen er beim Spiel wild und tonangebend auftrat. Also auch in diesem Punkte übertraf er seine Altersgenossen. Die Abgeschlossenheit in der Militärakademie diente nur dazu, seine gesellige Reigung zu stärken; er stiftete heimlich einen Bund von gleichgesinnten Freunden, einen Dichterklub, denn er hatte schon in früher Jugend das Bedürfnis, seine dichterischen Produkte im geselligen Kreis vorzutragen. Auch in späterer Zeit drängte es ihn, seine Dramen vor der Auf-
führung im freundschaftlichen Zirkel mitzuteilen, um so ihre Wirkung auf die Zuhörer zu erproben. „In großer Gesellschaft“ las er so am 13. August 1783 bei dem Intendanten Freiherrn von Talberg seine „Luise Millerin“ (Nabale und Liebe) vor und ebenso am 26. Dezember 1784 in Darmstadt ein Bruchstück seines Don Carlos

vor dem Weimarer Herzog Carl August und seinem Hof. Am 4. Februar 1803 „produzierte“ er die „Frau von Messina“ „in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effekt“.

Das gesellige Talent des Dichters konnte sich erst nach seiner Entlassung aus der Militärakademie in seinem ganzen Umfang entwickeln. Jetzt gab er sich ganz dem geselligen Leben hin, das er so lange hatte entbehren müssen. Als Stuttgarter „Regimentsmedikus“ — trotz des hoch klingenden Namens nur ein Unterarzt — überließ er sich einem recht burschikosen Studentenleben und holte jetzt nach, was ihm während seiner eigentlichen Studienzeit verboten gewesen war. Mit seinem früheren Kademiegengenossen, dem zu stürmischem Lebensgenuß hinneigenden Leutnant Kapf, mit dem er eine gemeinsame Wohnung bezogen hatte, führte er eine tolle Wirtschaft. Zu ihnen gesellten sich Leutnant Scharffenstein und die beiden Bibliothekare Petersen und Reichenbach. Den noch heute bestehenden Gasthof „Zum Ochsen“ in der Hauptstätterstraße in Stuttgart hatten sie zu ihrem Hauptquartier gewählt; dort ließen sie ihren jugendlichen Übermut austoben, nachdem er so lange in Fesseln geschlagen war. Sie gaben sich einer derben Geselligkeit hin, wie sie die Jugend gerne liebt. In ihrer Unterhaltung brauchten sie starke, kraftgenialische Ausdrücke.¹⁾ Zeuge davon ist ein Brief, den Schiller in jenen Tagen einmal seinen Freunden im „Ochsen“, wo er sie vergeblich gesucht hatte, zurückschickte. Er lautet: „Sehd mir schöne Kerls.²⁾ Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendfaterlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies. Sch.“ Das Startenspiel, von dem wir hier lesen, pflegte Schiller auch in späterer Zeit gerne und nahm häufig seine „Zuflucht

¹⁾ Auch im praktischen Leben waren sie entsprechend derb. Schiller soll es nicht darauf angekommen sein, wenn er einmal den Schlüssel vergessen hatte, durch einen Instruktor die Tür einzustößen.

²⁾ Auch seine militärische Bedienung, seinen „Burschen“, pflegte er mit Vorliebe „Kerl“ zu nennen, so in einem Brief an Friedrich von Hoven am 4. Februar 1781. In einem Brief an den Bibliothekar Petersen vom Frühjahr 1781 steht das Postskript: „Höre Kerl! wenns reussiert. (Die Räuber nämlich). Ich will mir ein paar Bou-teillen Burgunder drauf schmecken lassen.“

zum Spielen“, um unangenehmer Unterhaltung zu entgehen, wie J. W. einmal auf einem Ball, über den er am 30. Mai 1789 an Fräulein von Lengsfeld berichtete. So wissen wir, daß er in Jena mit seinen zwei schwäbischen Landsleuten, den Philosophen Schelling und Niethammer, häufig L'hombre spielte. In zwei Briefen an Goethe vom 22. Dezember 1798 und 15. Juli 1799 spricht er davon. In dem ersteren berichtet er, daß er einmal wöchentlich, „zur Schande der Philosophie sei es gesagt“, mit Schelling L'hombre spielte. Zur Entschuldigung fügt er hinzu: „Mir zwar ist diese Zerstreuung, da ich jetzt absolut keine andere habe, beinahe unentbehrlich geworden, aber es ist schlimm, daß man nichts geheimeres miteinander zu tun hat.“ Dieser Spieltrieb erinnert übrigens an das Wort Schillers: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Neben dem Kartenspiel liebte der Dichter auch das Kegelspiel. Er wird zweifellos in Stuttgart manche Kegelpartie gemacht haben. Aberliefert ist auch, daß er in Gohlis Karten- und Kegelspiel mit großem Eifer trieb. Aus seiner Weimarer Zeit im Jahre 1803 wird uns ein hübsches Stückchen berichtet. Da kam nämlich einmal — es war am 19. August — ein ungarischer Lehrer, mit Namen Szlachovinski aus Preßburg, auf einer Ferientreise nach Weimar. Es war ein heißer Tag und vom Durst gequält trat er in einen Garten, aus dem er den „Ton stürzender Kegel“ vernahm. Er glaubte in einem Wirtschaftsgarten zu sein und setzte sich nieder, obwohl man ihn etwas verwundert betrachtete. Auf seinen Wunsch erhielt er einen Krug Bier und mit Interesse schaute er dem Kegelspiel zu. Der „Wirt“ — der Ungar hielt ihn wenigstens dafür, in Wirklichkeit war es Schiller — warf, wie der fremde Gast später selbst erzählte, jedesmal, wenn ihn die Keihe traf, verzweifelt schlecht, so daß die Kugel fast immer durch die Gasse rannte und, da er stets fehlte, hatte er einen vollen Chor von Gtsch, Gtsch! von dem Kreise der lebenswürdigen, größtenteils schönen, mit dem Strickstrumpfe umherstehenden Kampfrichterinnen zu ertragen. Dies veranlaßte den Fremden, an die Kegelbahn hinzutreten. Als die Keihe wieder an Schiller kam, machte er die Bemerkung, daß er die Kugel grundfalsch aufsehe und daher seine Würfe stets fehlschlagen müßten. Das weitere lassen wir ihn

selbst erzählen: „Mir fast unbewußt hatte der liebe Mann plötzlich die schöne schwere lignum-sanctum Kugel in meine Hand gedrückt und bat mich mit den freundlichsten Worten, auf seine Rechnung diese und die folgenden Würfe zu tun, da ihn auf kurze Zeit Geschäfte ins Haus riefen. Ich nahm das Anerbieten freudig an . . . und spielte mit so viel Glück, daß ich manchen schönen Groschen gewonnen hatte, als die Dämmerung dem Spiel ein Ende machte. Endlich trat der Wirt in unsern Kreis und dankend überreichte ich den Gewinnst, sah nach der Aufwärterin, um meine Zechen zu bezahlen. . .“ Schließlich erfuhr der Prave, daß er in Goethes Garten mit diesem, Wieland und Schiller gefegelt hatte.

Auf dem Gut seiner edlen Gönnerin Henriette von Wolzogen lebte der Dichter als Flüchtling anfangs zurückgezogen, um sich nicht zu verraten. Sobald er sich aber einigermaßen sicher fühlte und keine Verfolgung von seiten des Herzogs Karl mehr befürchtete, überließ er sich auch wieder dem geselligen Leben, das er sogar auf seiner Flucht in Mannheim, Frankfurt und Eggersheim soweit als möglich gepflegt hatte. Es entspann sich bald ein lebhafter Verkehr zwischen ihm, dem Meininger Bibliothekar Reinwald und den Geistlichen der Nachbarschaft. Schiller fühlte sich in diesem Kreise außerordentlich wohl. Er lebte sich überall rasch und leicht ein und bildete auch bald den Mittelpunkt der Gesellschaft. Das sehen wir aus folgendem: Im April 1783 gab er zur Feier des Abschlusses seiner „Luise Millerin“ eine kleine Gesellschaft. Dazu lud er seinen Freund Reinwald und den Hofprediger Pfanger und Frau aus Meiningen ein. In seinem Einladungsschreiben heißt es: „Wir essen in Bauerbach zu Mittag — ich traktiere Sie mit Hühnern, und daß Sie sich verwundern sollen.“ An Frau v. Wolzogen schrieb er deshalb am 8. Mai: „Morgen bekomme ich Visite von Reinwald . . . wobei eine Zinshenne bluten wird.“ In demselben Jahre noch bewirtete er seinen Lehrer Professor Abel und Professor Paß, beide Lehrer an der Karlschule, die ihn unvermutet in Mannheim besuchten, mit großer Gastlichkeit. Seiner Gönnerin Frau von Wolzogen meldete er darüber: „Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (Sehen Sie! ich bin schon ein Stiel, der Tafel hält), und bei

dieser Gelegenheit waren meine Burgunder-Bouteillen [die ihm ein Freund zu seinem Geburtstage geschenkt hatte] wie vom Himmel gefallen."

Um Frau von Wolzogen bei ihrer Rückkehr nach Pauerbach im Mai 1783 mit gebührender Würde zu empfangen, bot Schiller sein ganzes gefelliges Talent auf. Den Empfang schilderte er Reinwald also: „Den Einzug der Frau von Wolzogen habe ich von den Untertanen feierlich begehen lassen, welches Gelegenheit zu einem sehr angenehmen Abend gab. Von dem äußersten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen. Am Hofe des Hauses war eine Ehrenpforte von Lannenzweigen errichtet . . . Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgesteckt war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten, und der Pfarrer von Vibra hielt eine Einzugsrede.“ Bei Festlichkeiten wurde Schiller überhaupt oft in Anspruch genommen. Schon in der Militärakademie hatte er wiederholt Festreden zu halten. Er verstand es in allen Fällen, stets den rechten Ton anzuschlagen und wußte eine festliche Stimmung in der Gesellschaft zu wecken und zu heben. Auch in Mannheim hat er eine eigentümliche Probe dieser seiner Fähigkeit geliefert: Er sollte auf Dalbergs Wunsch auf den Namenstag der Kurfürstin für das Theater „eine öffentliche poetische Rede machen.“ Er vollzog seinen Auftrag, machte aber die Rede „nach seiner verfluchten Gewohnheit satirisch und scharf“, so daß man sie nicht brauchen konnte. Nun mußte nach seinem burlesken Ausdruck „das ganze Lumpenfeste eingestellt“ werden. Dieser Vorgang ist auffallend. Man muß sich wundern, daß Schiller als offiziell angestellter Theaterdichter eine Satire auf die Kurfürstin verfaßt haben soll und daß sein Vorgesetzter, der Herr von Dalberg, nach dessen Willen er auch seine „Räuber“ umgestalten mußte, ihn nicht einmal zu einer Änderung des Gedichts, das ihm sehr gefallen, veranlaßt habe. Es macht den Eindruck, als habe Schiller in seinem Bericht darüber an Frau von Wolzogen etwas übertrieben, zumal wenn man sich erinnert, daß er wenige Jahre vorher die Herzogin Franziska von Hohenheim in schmeichelhaftester Weise besungen hatte. Und gegen Damen war er doch stets galant. Warum hätte er sich gegen die Kurfürstin so

ungalant benehmen sollen zumal an ihrem Namenstag? Das widerspricht ganz seiner Art.

In Mannheim bildeten anfangs die Familie des Buchhändlers Schwan und das Haus des Herrn von Dalberg die Hauptanziehungspunkte. Später, als Schiller in der Stadt bekannter geworden war, verkehrte er auch gerne mit Schauspielern. „Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicherweise auch mein Amt“, schrieb er damals seinem Freunde, dem Musiker K. Zumsteeg in Stuttgart.

Von Mannheim wurde Schiller durch Körner und Huber nach Leipzig gerufen. Ehe er dorthin zog, schrieb er an letzteren wegen einer Wohnung: „Vorterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge.“ Dazu fügte er die bezeichnenden Worte: „Wenn ichs nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünfsache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hôte im Gasthose engagieren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesener guter) speiste.“

In Leipzig fand er sich bald heimisch. In dem bekannten Kaffeehaus von Richter traf er gefellige Unterhaltung und lernte dort die literarische und künstlerische Welt Leipzigs kennen. Man schätzte ihn in jenem Kreise sehr und wunderte sich nur, daß der Verfasser der „Ränder“ „wie andere Mutttersöhne“ aussehe. Später jedoch, zumal nach seiner Übersiedelung nach Dresden, beschränkte er seinen Verkehr ausschließlich auf den Körnerischen Kreis. Das Bewußtsein, daß in der Gesellschaft auch bei den liberalsten Anschauungen Rang und Geld die größte Rolle spielen und nicht der Geist des einzelnen Menschen, mag den flüchtigen Dichter, der um seine Existenz kämpfte, zu diesem Entschluß bestimmt haben. Es wäre indessen vielleicht besser gewesen, hätte er sich von der Gesellschaft nicht so sehr zurückgezogen, denn der Einfluß anderer Personen wäre für seine Entwicklung sicherlich nicht ungünstig gewesen, so aber mußte die Beschränkung auf das Körnerische Haus ihn notwendig etwas einseitig machen. Schließlich merkte er selbst, daß er sich von Körners losreißen müsse; um

seine Selbständigkeit zu erlangen. Er fühlte die „Degradation seines Geistes“.

Das schöne harmonische Familienleben, das Schiller seit seinem 14. Jahre eigentlich entbehrt hatte, zog ihn mächtig an. Da fühlte er sich wohl, er, der für die Familie wie geschaffen war. Hier im Körnerschen Familientreise entfaltete sich insbesondere sein reicher Humor aufs Schönste und durch seine geselligen Talente trug er viel zu einem schönen Familienleben bei. Keine festliche Gelegenheit ließ er vorbeigehen, ohne von sich aus zur Erhöhung der Feststimmung beizutragen. Verschiedene literarische Produkte sind Zeuge davon. So half er wiederholt Körners Geburtstag (2. Juli) verherrlichen und einem solchen Anlaß verdankt z. B. sein köstlicher Schwank „Körners Vormittag“ oder „Ich habe mich rasieren lassen“ seinen Ursprung. Schiller gewährt darin einen guten Einblick in Körners Familienleben. Körner kommt eines schönen Tags vor lauter Besuchern nicht zur Arbeit, die er sich vorgenommen, auch nicht zu einer Sitzung des Konsistoriums, an der er teilnehmen sollte. Der ganze Vormittag vergeht schließlich und es ist nichts geschehen, als daß er sich hat rasieren lassen. Unter den Besuchern tritt Schiller direkt in eigener Person oder in Verkleidung auf. Als er kommt, um von Körner ein versprochenes Manuskript abzuholen, tritt Körners Gattin auf. Sie fährt Schiller an und sagt: „Da steht er wieder und hält meinen Mann auf. Sieht er denn nicht, daß er ins Konsistorium muß? Hanswurst!“ Schiller erwiderte nur: „Nu, Nu! Ich sage nur —.“ Dann beruhigt Körner seine erzürnte Gattin usw. Auch dieser Schwank ist ein köstliches Zeugnis von Schillers komischer Ader. Dieses Talent verrät sich aber vielleicht noch mehr in den humoristischen Zeichnungen, die er in Körners Hause entwarf. In allen diesen sehr primitiven nur für den Augenblick bestimmten Zeichnungen ist wiederum Körner der Mittelpunkt. Verschiedene häusliche Ereignisse sind dargestellt, eine Szene köstlicher als die andere. Schiller hat sich auch nicht gescheut, sich selbst zu persiflieren. Auf einem Bild, das unserem Buche beigelegt ist, „Körners Familienleben“ darstellend, sehen wir Körner daliegen, über dem Studium Mants einschlafend. Der Dichter selbst ist als Hanswurst abgemalt.

Offenbar scheint Körners Gattin Minna, die auf dem Bilde auch nicht fehlt, einmal im Arger diesen Ausdruck, den wir in „Körners Vormittag“ kennen gelernt haben, gebraucht zu haben. Er wollte also mit dieser Figur, die, mit rotem Rock und schwarzen Hosen bekleidet, auf dem Kopf steht, auf Minnas Ausdruck anspielen. Die Erklärung, die Freund Huber dazu lieferte, bestätigt es, daß Schiller sich selbst mit dieser Figur gezeichnet habe. Huber sagt nämlich: „Figur 2 ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben.“ Figur 3 ist Huber und Dora Stöck, Figur 4 Minna Körner, die Nr. 3 mit strahlendem Blick „allezeit!“ zuruft. Sie wird aber durch die Köchin mit der Klystierpriphe Nr. 5¹⁾ „an ihre Sterblichkeit“ erinnert.

Auf einem andern Bild sieht man Körner an der Bildung seines Vaters arbeiten. Er liest ihm, die Rute in der Hand, ein ästhetisch moralisches Kolleg über die „Räuber“ vor. Ein vortrefflicher Zug des Künstlers ist, daß der Superintendent die „Räuber“ verkehrt in der Hand hält, wahrscheinlich weil er dabei eingeschlafen ist, und dieser profane Schlaf rechtfertigt die Rute in der Hand des Sohnes vollkommen. Im ganzen sind es 13 Bilder, die Schiller gemalt hat, jedes irgendeine Episode aus Körners Leben darstellend. Wir gewinnen daraus die Überzeugung, daß Schiller ganz wie ein Glied der Familie behandelt wurde und daß er als „Körners adoptiver Sohn“ das belebende Element im Hause war. In einem humoristischen Gedicht, das auch dem Körnerischen Haus seine Entstehung verdankt, dem „Untertänigsten Pro memoria an die Konsistorialrat Körnerische weibliche Waschdeputation“ nennt er sich scherzhaft geradezu „Haus- und Wirtschaftsdichter“.

¹⁾ In einem Brief Schillers an Körner vom 24. April 1786 lesen wir: „Ich hatte Lust, der Minna die Klystiermaschine nach Meissen entgegen zu schicken, weil ich sie nach der Zerbstreise für ein notwendiges Meuble halte, aber ich besorge, daß man sie auf der Briefpost nicht annimmt“. Diese Briefstelle beweist, daß allen diesen Zeichnungen Erlebtes zugrunde liegt.



Nach einer humoristischen Zeichnung von Schiller's Hand.

1. Körner. 2. Schiller. 3. Quiter und Torn Stod. 4. Minna Körner. 5. Körners Köchen.

Das Gedicht lautet:

Pittschrist.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Ich krape mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Heu'r soll ich gehen auß' Papier
Mit angestror'nem Finger? —
O Phöbus! haßest Tu Geschmier',
So wärin' auch Deine Säng'er!

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzose,
Und mich — mich ruht das Flügeltier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am König'schloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboti
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevullem Schauer;
In ihren Augen Götterlust,
Toch in den feinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: „Triumph!“
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Fertei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Fichterei
Heim Hembertwaschen holen.

Gegeben in unserm jammervollen Lager ohnweit dem Keller.

Friedrich Schiller.

Der Anlaß zu diesem Gedicht war folgender: Schiller war einst allein zu Hause, während Körners in Pillnitz Besuch machten. Er ging nicht mit, weil er an seinem Don Carlos arbeiten wollte. Da im Wohnhaus gebaut wurde, zog er sich in das Winzerhäuschen zurück, wo sich zugleich auch die Waschküche befand. Während er sich nun eifrig seiner Dichtung hingab, wurde er durch die Wäscherinnen in seiner Arbeit gestört. Unglücklicherweise blieben auch noch Körners wegen eines Gewitters über Nacht fort. Nach ihrer Rückkehr überreichte er ihnen das Gedicht.

Das Gedicht beweist uns, wie sehr sich Schiller an den Umgang mit Körners gewöhnt hatte und wie sehr er sie vermisse, wenn sie auch nur kurze Zeit abwesend waren.

Aber bei aller Zurückgezogenheit konnte Schiller es sich doch nicht versagen, dann und wann einmal aus sich herauszutreten und am öffentlichen Leben teilzunehmen. So machte er im Februar 1787 trotz Körners Abraten einen Maskenball mit, denn er war stets ein Freund solcher Vergnügungen gewesen. Dieser Abend ward sehr verhängnisvoll für ihn durch Henriette von Arnim, die er bei dieser Gelegenheit kennen lernte und die ihm für längere Zeit alle Ruhe raubte.

Ein Jahr später um dieselbe Zeit etwa sah er bei einem Maskenball in Weimar Charlotte von Lengefeld wieder, die bei Frau von Imhof auf Besuch war. Auch im folgenden Jahr 1789 nahm er wieder an den Redouten teil, um zugleich „ein recht romantisches Ideal“ für die schöne Griechin in seinem „Geisterseher“ zu finden.

Von Körner aus begab sich Schiller nach Weimar. Am 21. Juli 1787 sah er die Stadt zum erstenmal, und Frau Charlotte von Stab, seine Freundin, die schon längere Zeit dort lebte, ward ihm Führerin. Durch sie kam er an den Hof der Herzogin-Witwe Amalia, durch sie ward er mit der Hofgesellschaft bekannt und lernte von ihr den vornehmen Ton. Wie weltgewandt Schiller sich zu benehmen wußte, zeigt folgendes Intermezzo in einem Brief an Körner: „Es wird an meine Tür geklopft. „Herein!“ Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grünelber Weste, krumm und sehr gebückt. „„Habe ich nicht das Glück“,“ sagte die Figur, „„den Herrn

Nat Schiller vor mir zu sehen?" „Der bin ich, ja.“ „„Ich habe gehört, daß Sie hier wären und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Ton Carlos ich eben komme.“ — „Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?“ — „„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Pulpinus.“ [Goethes späterer Schwager, der Verfasser des Rinaldo Rinaldini z.] — „Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblick verfaßt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war, auszugehen.“ — „„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.““ Damit empfahl sich die Figur — und ich schreibe fort.“ Also auch ein Schiller verstand es, einen unbequemen Besuch los zu werden, das hatte er schon gelernt. In der Weimarer Gesellschaft war er sehr willkommen und übte bald einen großen Einfluß aus. Gleich anfangs war er dem „Klub“ beigetreten. Als am 1. Oktober 1787 eine „Mittwochs-gesellschaft“ von Damen und Herren gegründet wurde, war Schiller mit ganzer Seele dabei. Dort wurde „gespielt, diskutiert, zuweilen auch getanzt und dann in Gesellschaft soupiert.“ Damit begnügte sich Schiller aber nicht. Er wollte noch etwas besonderes haben und „schuf“ innerhalb dieser Gesellschaft eine „Whistpartie“. An ihr nahmen außer ihm die Mademoiselles Caroline Schmidt, Tochter des Geheimrats Schmidt, und die Schauspielerin Corona Schröter, der Stammerrat Kiedel, Instruktor des Prinzen Konstantin und der Hofmedikus Huseland teil. Ganz launig schreibt er darüber an Körner: „Du wirst gestehen, daß ich auch für die Augen dabei gesorgt habe. Die Mlle. (Maroline) Schmidt ist gar sehr artig gegen mich, das ich auch gar nicht sagen darf. . . Mit der Schröterin bin ich auf dem charmantesten Fuß.“ Im Jahre 1787 schrieb er „An Maroline Schmidt“ eine Widmung in ein Exemplar des „Don Carlos“, aus der ein warmes Interesse für diese Dame spricht.

Aber auch dieser Kreis entsprach noch nicht allen seinen Wünschen, so viel Anregung und Erholung er auch darin fand. Er ruhte nicht, bis er einen „Freitags-Klub zwischen lauter lebigen“ gegründet hatte. Hatte er als Knabe schon beim Spiel den Ton angegeben, so war er jetzt auch als Mann den übrigen ein Führer. Freilich fehlte es ihm

bald an Zeit, denn seine geschichtlichen Arbeiten nahmen ihn ganz in Anspruch und so mußte er sich bei allem Interesse für die Geselligkeit von derselben wieder zurückziehen, umso mehr als seine Gedanken auf die Gründung einer festen Existenz gerichtet waren, der gegenüber die übrigen Wünsche naturgemäß zurücktreten mußten.

Nach seiner Verheiratung (22. Februar 1790) nahm sein Leben eine gleichmäßigere ruhigere Form an. Anfangs schränkte er sich auf einen kleinen Kreis ein, „weil das Professorleben die meisten zu Pedanten mache“. Während des Semesters hatte er ernstlich zu arbeiten; sogar seine Ferien mußte er zum Teil dazu verwenden. Was ihm noch übrigblieb, wurde ganz der Erholung gewidmet. Im ersten Jahre (Oktober 1790) hatte er nur zwölf Tage völlig frei. Diese verbrachte er — es war in Rudolstadt bei seiner Schwiegermutter — „mit Essen, Trinken, Schachspielen oder Blindkuhspielen.“

Seine schwere Erkrankung im Januar 1791 entzog ihn vollends der Gesellschaft. Erst nach seinem Erfurter Aufenthalt bei Talberg konnte er einigermaßen wieder ein geselliges Leben führen. Das war ihm in der Tat ein Bedürfnis. „Eine eingeschlossene Lebensart“, auf die er angewiesen war, empfand er sehr nachteilig. Darum richtete er es nach seiner Rückkehr aus Erfurt so ein, daß er „einige Abende regelmäßig Gesellschaft bei sich haben konnte“. „... Zwei Tage in der Woche sind schon durch zwei private Klubs unter guten Freunden besetzt, nun will ich noch zwei dazu bestimmen“, schrieb er an Mörius, der immer die genauesten Berichte über sein Leben und seine Tätigkeit erhielt. „Viel Ausgabe machen diese Butterbrotgesellschaften nicht“, fügte er hinzu, „wenn ich das halbe Jahr vier Louisdor mehr daran wende, so kann ich alle Woche zweimal drei auch vier Menschen bitten und zu meinem Wohlsein ist dies so nötig.“ Gegen Ende des Jahres (1791) fügte es sich noch günstiger für ihn. In seiner Wohnung der „Schrammei“ in Jena bezog er nämlich auch nach seiner Verheiratung die Kost von den „Damoiselles“ Schramm. An seinem Tisch nahmen jetzt fünf gute Freunde, meist junge Magister, teil. So hatte er also eine Gesellschaft beisammen, wie er sie sich nur immer wünschen konnte. Nach dem Essen, bei dem es stets sehr lebhaft zugeht, wurde zuweilen gespielt, ein „Rebels“, der ihm seit seiner

Krankheit fast notwendig geworden war.“ Zu der Tischgesellschaft gehörten auch Schwaben; den Verkehr mit ihnen liebte Schiller besonders, er war und blieb eben immer Schwabe und stets zog es ihn in die Heimat zurück. Im August 1793 konnte er den längst gehegten Wunsch, die Heimat zu besuchen, ausführen. Zuerst hielt er sich in Heilbronn am Neckar auf. Dort fand er in dem Arzt Gmelin und dem Senator Schübler sehr angenehme Gesellschafter. In Ludwigsburg, wohin er später übersiedelte, um seinen Eltern auf der Solitude näher zu sein, genoß er hauptsächlich den Umgang seines Freundes, des Arztes von Hoven; dieser hat uns folgende Schilderung des Dichters aus dieser Zeit hinterlassen: „Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz! Wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus!“

Von Ludwigsburg zog Schiller nach der Residenz. Hier fand er sich nun so recht in seinem Element, zumal da der Frühling, den er dort zubrachte, besonders schön war. In Stuttgart lebte eine Menge alter Freunde aus früherer Zeit, zu denen sich jetzt neue Bekannte gesellten, die es sich zur Ehre anrechneten, mit ihrem berühmten Landsmann verkehren zu dürfen. Die bedeutendsten unter ihnen waren die Bildhauer Dannecker, dem Schiller damals zu seiner Wüste saß, ferner Hetsch und Scheffauer, der Kupferstecher Müller, der gerade damals das Grassche Bild Schillers stach; der kunstfönnige Kaufmann Rapp, der Dichter Matthiesson, der Musiker Zumsteeg und der katholische Hofkaplan Werkmeister, mit dem Schiller gerne philosophische Gespräche (Kant) führte. Das waren lauter Männer, die einen Schiller zu schätzen wußten, die seinen hohen, idealen Geistesflug bewunderten, und die alles aufboten, um ihm ihre Liebe und Hochachtung zu bezeigen. In diesem Kreis mußte es dem Dichter gefallen.

Mit dem zunehmenden Leiden sah sich Schiller gezwungen, auf die Öffentlichkeit zu verzichten und seinen Umgang auf wenige Personen zu beschränken. Das empfand er freilich bitter, denn er bewegte sich gern in größeren Kreisen. Bücher waren ihm dafür kein Ersatz.

Das sprach er in einem Brief an Frau von Kalb am 16. Februar 1795 mit den Worten aus: Zur „Erweiterung und Zerstreuung“ „ist selbst der mittelmäßigste Umgang dem besten Buche vorzuziehen“. Ein Jahr darauf im Januar 1796 schrieb er an Körner: „Ich existiere nur in dem engsten Lebenskreis.“ Das mag ihm schwer gefallen sein, aber ein außerordentliches Glück war es, daß diesem Kreis so vorzügliche Menschen wie Goethe, W. v. Humboldt und die Wolzogensche Familie angehörten. Wie viel er mit Goethe verkehrte, ist bekannt. Und wie viel Genuß und Erholung er in der Wolzogenschen Familie, die ihm so nahe verwandt war, gefunden, hat uns seine Schwägerin Karoline von Wolzogen in ihrem Schillerbuch erzählt. Daß er mit Wilhelm von Humboldt durch gleiche geistige Interessen aufs engste verbunden war, ist ebenfalls bekannt. Aber seinen direkten persönlichen Verkehr mit ihm haben uns neuerdings veröffentlichte Briefe aufgeklärt. Der märkische Edelmann Wilhelm von Burgsdorf schrieb am 21. November an Rahel, die Frau von Barchnagen von Gnse: „Humboldts sind alle Abend regelmäßig bei Schiller, von 8—10 Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel wert, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistestätigkeit . . . Humboldt ist ihm daher sehr viel wert. Diese Stunden sieht er als seine Erholungstunden an und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art.“ Ergänzt wird diese Nachricht durch einen Brief Karoline von Humboldts an den auch mit Schiller bekannten schwedischen Legationssekretär und Dichter Brinkmann. Er ist vom 10. November 1796 datiert. Darin lesen wir: „Schiller fand ich voller Freude über unsere Zurrückkunft leidlich wohl und äußerst lebendig in sich. Wir bringen fast alle Abende zusammen zu und Sie können leicht denken, wie vieles da verhandelt, besprochen und belacht wird“.

Schillers Stimmung war indes stets von seinem körperlichen Befinden abhängig. Wenn ihn seine Krämpfe nicht plagten, nahm er immer wieder gern am geselligen Leben teil. So verbrachte er im Winter 1798 auf 1799 fünf angenehme Wochen in Weimar, in denen er genötigt war, alle Tage in Gesellschaft zu gehen. Selbst an den Hof und auf die Redoute kam er. „Und so hab ich“, schrieb er an

Körner, „in diesen 5 Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht als in den letzten 5 Jahren zusammen- genommen“.

Anfang Dezember 1799 siedelte Schiller ganz nach Weimar über. Vorher hatte er die Berechnung angestellt, daß der dortige Aufenthalt ihm nicht teurer zu stehen komme als der in Jena, denn er könne alles abrechnen, was es ihm in Jena gekostet habe, ein kleines Haus zu machen. „Denn da ich nicht ausgehe, so sah ich alles bei mir und mußte oft bewirten.“ Dies alles falle in Weimar weg. Schillers Berechnung war völlig richtig, weil die Verhältnisse wirklich anders als in Jena lagen. Dort hatte er keine Kollegen, auf die er Rücksicht nehmen mußte, wie in Jena. Um seiner Gesundheit willen konnte er jetzt zudem nur in einem ganz intimen Kreis, in dem alle Rücksicht auf den Kranken genommen wurde, verkehren. Und dieser Kreis war durch seine Verwandten, die Wolzogensche Familie, Goethe und Humboldt gegeben. Der Umgang mit diesen ließ ihn keinen andern vermissen. Er genügte ihm vollständig. Und als Goethe noch dazu im Winter 1801 das *Mittwochsfränzchen*¹⁾ gründete, da hatte Schiller in dieser Beziehung keine Wünsche mehr. „Es geht recht vergnügt dabei zu“, schrieb er darüber seinem Körner, „obgleich die Gäste zum Teil sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören, es wird fleißig gesungen und pokuliert.“ Dieses Fränzchen hatte also den vollen Beifall Schillers. Darum war es auch ganz natürlich, daß er mit seinen Gaben zur Belebung desselben beitrug. Einige bekannte Gedichte wie „Die Kunst des Augenblicks“, „An die Freunde“ und „Die vier Weltalter“ sind durch das *Mittwochsfränzchen* hervorgerufen worden. Sie entstanden alle im Jahre 1802.

Dieses Jahr 1802 war für Schillers Stellung in der Gesellschaft von besonderer Wichtigkeit. Er wurde nämlich auf Veranlassung des Herzogs Carl August vom Kaiser in den Adelsstand erhoben.²⁾ Um

¹⁾ Im Jahre 1787 hatte Schiller eine „Mittwochsgeellschaft“ in Weimar gegründet; s. oben S. 92.

²⁾ Nach einer Bemerkung von Schillers Sohn Karl ist die Adellung Schillers dadurch noch besonders merkwürdig, daß sie die letzte Adelshebung des deutschen Kaisers Franz II. war.

interessante zu verschaffen fallen
wird in dem Gebiet. Der Zweck
besteht in der Art und Weise, wie
es sein würde, damit es das
zu tun gibt.
und und so.

J

seiner Frau und Kinder willen lieb er sich diese Auszeichnung „auch gefallen“, er für seine Person hielt wenig auf äußeren Rang und Glanz, trotz seines Verkehrs mit dem Hof und Adel. Er war sich zu sehr seines persönlichen Werts bewußt, als daß er nach solchen Außerlichkeiten getrachtet hätte. Aber dennoch lag es ihm ferne, solche Ehrungen, auch wenn sie nicht nach seinem Sinne waren, zurückzuweisen. Er sah darin mit Recht eine Anerkennung seines dichterischen Wirkens. Abgesehen hatte er in demselben Jahr eine von dem Dichter Klopke beabsichtigte öffentliche Verherrlichung seiner Person sehr ungern gesehen und war erfreut, als besondere Umstände die Ausführung dieses Plans, der aus nicht ganz lauterer Motiven entsprungen war, verhinderten. (Vgl. den Abschnitt III, „Geschichte der Schillerverehrung“.)

In den letzten Jahren seines Lebens war Schiller sehr häufig, so oft ihn sein Leiden nicht hinderte, am Hofe, wo man ihn wegen seiner großen Unterhaltungsgabe stets gerne sah. Wir sind über diese seine Besuche am Hofe ziemlich genau unterrichtet, da er sie alle in seinem Kalender zu notieren pflegte. Daraus wissen wir z. B., daß er noch in den zwei letzten Monaten vor seinem Tode, im März und April 1805, regelmäßig alle Tage sich bei Hofe einfand.

Für den Hof war auch sein Festspiel „Die Huldigung der Künste“



Goethe um 1794.

Nach einer Kreidezeichnung von unbekannter Hand. Eine Photographie nach dem Original befand sich mit der Unterschrift „Goethe in Jena auf der Straße“ in der E. Hitzelschen Sammlung.

bestimmt, das er zum Empfang der russischen Großfürstin Maria Paulowna im November 1804 verfaßt hatte.

Schillers Verkehr erstreckte sich, um das schließlich noch anzufügen, auch auf militärische Kreise. Das vom Vater ererbte Soldatenblut verleugnete sich nicht in ihm. Von früher Jugend an hatte er gern mit Soldaten Umgang. Seine Jugendfreundschaft mit den Leutnants Scharffenstein und Kapf sei besonders hervorgehoben. In späterer Zeit brachten ihn auch literarische Interessen in Beziehung zu Offizieren, so zu Archenholz, Funck, Thielmann u. a. Die beiden ersten waren literarisch tätig. Auch an Schillers „Horen“ arbeiteten sie mit. Archenholz ist besonders bekannt durch seine Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Karl Schiller berichtet uns über die beiden letzteren, Funck und Thielmann, folgendes: „Auch kamen damals (1797—1799) sächsische Husarenoffiziere zu meinen Eltern, nämlich von Thielmann¹⁾, der später als königlich preussischer Generalleutnant starb, und Rittmeister von Funck.“ Ein heiteres Erlebnis mit Offizieren erzählte Schiller in seinem Briefwechsel. Darnach wohnte er im Mai 1803 dem Stiftungsfest eines neugebildeten Regiments in Erfurt bei: „Ich habe lustig gelebt . . . es hat mir großen Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militär zu finden; denn es waren gegen 100 Offiziere beisammen, wovon mir besonders die alten gebienten Majors und Obersten interessant waren.“ Im Juli desselben Jahres war er mit preussischen und sächsischen Offizieren im Bad Lauchstädt zusammen. Als diese einmal ein Manöver veranstalteten, ritt auch er mit und verfolgte ihre militärischen Bewegungen mit großem Interesse.

Während seiner Berliner Reise im Mai 1804 hatte Schiller eine unfreiwillige mitternächtige Konferenz mit einem jungen Leutnant. Karl Schiller, der seinen Vater begleiten durfte, erzählt

¹⁾ Bei einem Besuch Thielmanns ereignete sich nach Karl Schillers Bericht eine heitere Szene. Er erzählt nämlich: „Ich hatte damals einen hölzernen Husaren, der gerade wie die sächsischen angemalt war, und als eines Abends von Thielmann von uns weggehen wollte, holte ich meine Schachtel und wollte denselben wie meinen hölzernen Husaren einpacken. Später stand ich 1814 unter Thielmann einige Zeit in den Niederlanden, wo er mich stets sehr freundlich behandelte“.

darüber: „Als wir spät in der Nacht gegen 12 Uhr an die Tore Potsdams kamen, waren diese bereits geschlossen, und bis die Schlüssel des Stadttors aus der ziemlich entfernten Wohnung des Stadtkommandanten geholt wurden, mußten wir vor dem Tore halten, wo unzählige Frösche ein ohrenzerreißendes Konzert gaben. Der Offizier des Wachtpostens, ein junger Leutnant, als er den Namen Schiller hörte, fing mit meinem Vater ein Gespräch über dessen Werke an, und mein Vater äußerte sich dann später, daß es ihn gefreut und unterhalten habe, an jenem Ort und zu solcher Zeit in ein Gespräch über seine Gedichte verwickelt worden zu sein. Nach geraumer Zeit kamen die Torschlüssel und damit die längst ersehnte Nachtruhe.“

Schließlich sei noch ein Wort von Professor Heinrich Voss, dem Sohn des Dichters, beigefügt. Er hat im Jahr 1804 bis 1805 mit Schiller täglich verkehrt und ihn in seiner letzten schweren Leidenszeit gepflegt. Da beobachtete er genau und lernte den Menschen Schiller durch und durch kennen. Er rühmt Schillers gesellige Natur ganz besonders. Im August 1804 schrieb er an den Dichter Voie: „Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch, aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern an den durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menschen.“ Dieses Wort erinnert an Schillers Ausruf in der Ankündigung seiner „Rheinischen Thalia“: „Den Schriftsteller überhüpfte die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke!“ Schillers Persönlichkeit steht uns ebensoviele als seine Werke.

Im April 1805 schrieb H. Voss an seinen Freund, den Pastor Chr. Niemeyer: „Schiller ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das desipere in loco versteht und als ein dulces est ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heiteren Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Niemer und noch anderen Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus heilig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freunde miß gesungen haben.“

3. Liebesleben

Mit 21 Jahren im Dezember 1780 verließ Schiller die Militärakademie. Damals war er, wie er selbst sagt, „unbekannt mit dem schönen Geschlechte, denn die Tore dieses Instituts öffneten sich Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein.“ Wohl liegen uns Zeugnisse vor, daß die jungen Leute von ihren Fenstern in der Akademie nach den vorübergehenden Mädchen schauten und sie beobachteten, aber von einem Verkehr mit Mädchen ihres Standes war keine Rede. Das war unmöglich, weil die Eleven während ihrer Akademiezeit keine Ferien hatten und nicht oder höchstens nur in ganz außergewöhnlichen Fällen zu Hause Besuche machen durften. Ihre älteren Schwestern waren von einem Besuch in der Akademie ebenso ausgeschlossen als andere Mädchen. Für die austretenden Zöglinge war daher das Interesse für das schöne Geschlecht um so größer, je weniger sie dasselbe kannten.

Die erste Frau, mit der Schiller als Regimentsmedikus täglich in nähere Verührung kam, und die ihn besonders interessierte, war die Hauptmannswitwe Luise Vischer, bei der er in Astermiete wohnte. Die „Vischerin“, wie sie in Schillers Korrespondenz gewöhnlich heißt, war damals 30 Jahre alt, um 9 Jahre älter als Schiller. Weder hübsch, noch geistvoll hatte sie gleichwohl etwas „Gutmütiges, Anziehendes und Pitantes“ an sich. Leider existiert kein Bildnis von ihr, nach dem man diese überlieferte Schilderung ihrer Person kontrollieren könnte. Sie stand in gutem Rufe und verkehrte in den besten Kreisen, auch mit Schillers Eltern und Schwestern und Frau Henriette von Wolzogen war sie befreundet. Diese Gründe werden wohl den jungen Schiller veranlaßt haben, zu ihr zu ziehen. Es gefiel ihm gut in ihrem Hause. Sie hatte drei Kinder, mit denen sich Schiller bald befreundete. Diese „kammerten sich voll Liebe an Schiller, dessen Gemüt sich so gerne dem kindlichen Alter hingab, und wenn er abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen.“

Dabei war natürlich auch die Mutter häufig zugegen und beteiligte sich wohl auch selbst an den Spielen. So entstand ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Schiller und der Vischerschen Familie und allmählich entwickelte sich daraus eine intimere Neigung zwischen Schiller und der noch jugendlich frischen Vischerin. Schiller ward von derselben bezaubert, obwohl sie wie gesagt älter war. Er besang sie als seine Laura. Aber dabei hatte es seine Wenden. Und wenn auch bisweilen die Leidenschaft sich mächtig regte, wie das die Lauragedichte zeigen, so gewann der Verstand doch immer wieder die Oberhand. Die Rücksicht auf Eltern und Schwestern bewahrte ihn vor einem törichten Schritt und das war ein Glück für ihn; denn die Frau Hauptmännin war, wie der Schillerbiograph Minor sagt, „zum entbehrungsreichen Wittwenstande weder alt noch wunschlos genug.“ Das zeigt uns ihr späteres Verhalten. Nach Schillers Flucht lernte sie nämlich einen Herrn August von Braun, den Sohn eines hohen Wiener Beamten, kennen, der an der Karlschule studierte. Der junge Mann war offenbar etwas leichtsinnig. Wir wissen zwar nichts weiter über ihn, aber ein Wort, das er als Karlschüler einem anderen Geden ins Stammbuch schrieb, ist für ihn bezeichnend. Es ist die Stelle aus Wielands „Goldenem Spiegel“: „Mäßigung ist Weisheit und nur dem Weisen ist es gegönnt, den Becher der Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll eingeschenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen.“ Mit diesem jungen Mann ging die Frau Hauptmännin durch. Eine Tochter war die Folge dieses Verhältnisses. Dennoch heiratete sie von Braun nicht; aus welchem Grunde wissen wir nicht. Später lebte Frau Vischer bei ihrer Schwester in Lustnau und zuletzt in Tübingen, wo sie starb und ihre letzte Ruhestätte fand.

Unwillkürlich zieht man aus dem späteren Leben und Verhalten der Vischerin Schlüsse auf ihre Beziehung zu Schiller. Der Schillerbiograph J. Minor sagt: „Wenn ein Rückschluß erlaubt ist, so machte sie von ihrer Anziehungskraft gegenüber jüngeren Männern, die in ihrem Hause wohnten, nicht ungern Gebrauch.“ Das ist vollkommen richtig, aber man könnte wohl hinzufügen, daß man andererseits nicht auch auf das Verhalten Schillers selbst schließen, daß man ihn nicht in eine Linie mit Braun stellen darf. Der Fall Braun zeigt viel-



Charlotte von Wolzogen
1766 — 1794

mehr ganz klar, daß Schiller doch ein ganz anderer Charakter war. Er hat sich ritterlich gehalten und ist der Versuchung, so stark sie auch war, nicht erlegen. Frau Vischer hatte heißes Blut, und wäre Schiller nicht zurückhaltend gewesen, so hätte er schon die Rolle Brannus spielen können. Dann wäre seine Flucht vielleicht noch früher erfolgt. Aber eben die Tatsache seiner Flucht beweist, daß er durch keine Rücksicht an die Vischerin gebunden war. Auch in der gesamten Schiller-

literatur findet sich nirgends eine Andeutung eines Fehltritts Schillers. Dieser selbst erging sich z. B. wegen seines Mannheimer Lebens seiner Braut gegenüber in bitterer Selbstanklage. Aber von der Vischerin redet er bei diesem Anlaß kein Wort. Seine Freunde sprachen sich alle sehr günstig über ihn aus und sein Lehrer, Professor Abel, bezeugt ausdrücklich, daß niemand Schillers Beziehungen zu Luise Vischer auffallend waren.

Abgesehen war Schiller selbst eine sinnliche Natur. Er war sich dessen ganz wohl bewußt und machte auch kein Hehl daraus. Wie leicht empfänglich er war, zeigt sein Verhalten auf der ersten Reise nach Mannheim zur Räuberaufführung am 13. Januar 1781. Da

machte er mit seinem Begleiter Peterfen unterwegs in Schwetzingen halt. In dem Gasthof wartete ihnen ein sehr hübsches Kellermädchen auf. Schiller ließ sich mit ihr in eine Unterhaltung ein und schwatzte und tändelte so lange, daß er fast zu spät nach Mannheim kam.

Wie gut er sein Herz kannte und wie offen er in dieser Beziehung war, zeigt eine Stelle in einem Brief an Körner vom 19. November 1787. Da lesen wir: „Es ist sonderbar, ich verehere, ich liebe die herzliche empfindende Natur, und eine Kofette, jede Kofette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug.“ Solche Kofetten waren offenbar Frau Wischerin und das Schwetzingener Mädchen.

Kurz vorher am 10. September 1787 stellte Schiller in einem Brief an Körner folgenden Grundsatz auf: „Ich habe nur einen Maßstab für Moralität, und ich glaube den strengsten: „Ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist?“ Wer einen solchen Grundsatz hat, der kann nicht schlecht und unmoralisch handeln.

In seinem Bauerbacher Asyl ergriff den Einsamen eine schwärmerische Neigung zu Charlotte von Wolzogen, die sechzehnjährige Tochter seiner edlen Pechüperin. Schiller dachte allen Ernstes daran, auf seinen Dichterlorbeer zu verzichten, um als Bauerbacher Landwirt ein idyllisches Leben zu führen. Aber zum Glück blieb es bei dem bloßen Gedanken. Er wagte es nicht, da die Sache doch zu töricht war, einen solchen Schritt zu tun. Er verließ im Juli 1783 Bauerbach, ohne auch nur ein Wort über seine Neigung zu verraten. Erst ein Jahr nachher in der Mannheimer Sturm- und Drangzeit verfiel er plötzlich auf den Gedanken zu heiraten, und so seinem Innern Ruhe zu verschaffen. Die Wahl fiel auf Charlotte von Wolzogen. Am 7. Juli 1784 schrieb er in einer plötzlichen Aufwallung an deren Mutter: „Mein Herz sehnt sich nach Mitteilung und iuniger Teilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerrten. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich

machen würde, wenn anders innige Liebe und Anteil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingegriffen. Fände ich 'ein Mädchen, das meinem Herzen teuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden? Reich würde freilich ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.“ Daß Schiller in dieser stürmischen Zeit, die er in Mannheim erlebte, gerade an die Bauerbacher Lotte dachte, zeugt von seinem gesunden natürlichen Sinn. Frau von Wolzogen beantwortete Schillers Anfrage nicht. Er wartete wohl auch auf keine Antwort. Er kannte seine Verhältnisse zu gut und wußte, daß er schlechterdings vorerst keine Frau ernähren könne; mußte er doch froh sein, wenn er für sich selbst das Nötige hatte. Er schickte den Brief auch nicht gleich ab, sondern ließ ihn acht Tage liegen; dann fügte er eine Nachschrift hinzu, in der er sich wegen seines närrischen Einsalls entschuldigt. Charlotte von Wolzogen heiratete später einen Regierungsrat, starb aber schon im Jahre 1794 bei der Geburt ihres ersten Kindes.

Unterdessen hatte Schiller in Mannheim, wo er seit 27. Juli 1783 wieder weilte, gar mancherlei Bekanntschaften gemacht. Er lebte jetzt ganz unter dem Schauspielervolk und so kam es, daß die jugendlich schöne Katharina Baumann, welche die weiblichen Rollen seiner Dramen, insbesondere die Amalia in seinen „Räubern“ meisterhaft darstellte, einen starken Eindruck auf ihn machte. Er gab sein Interesse für sie so deutlich kund, daß man nicht mehr zweifelte, er sei ernstlich in sie verliebt. Schon im Oktober 1783 ging sogar in Stuttgart das Gerücht, er habe sich mit einer Komödiantin „verheuraftelt“. Allein das war ein völlig müßiges Gerücht. Katharina Baumann erwiderte Schillers Gefühle nicht, denn sein saloppes Wesen stieß sie ab. Schiller aber merkte nichts. Einst — es war am 18. Januar 1785 — nach einer Aufführung von „Kabale und Liebe“, bei der sie wieder vorzüglich gespielt hatte, begleitete er sie nach Hause. Beim Abschied unter ihrer Haustür drückte er ihr stillschweigend ein kleines Päckchen, das sein Miniaturbild enthielt, in die Hand. Die Schauspielerin, erfreut und verwundert zugleich, fragte ihn, was sie damit machen solle. Darauf erwiderte Schiller ganz verlegen in seiner schwäbischen

Aussprache: „Ja, sehet Se, i bin a kuroser Kauz, dös kann i Zhne net sage.“ Dann eilte er in heftiger Erregung fort. Diese Episode hat Katharina, die später einen Kapellmeister Ritter heiratete, als Greisin (1850 gestorben), gerne erzählt.

Außer ihr waren es noch zwei andere Schauspielerinnen, denen Schiller näher trat: Karoline Ziegler und Sophie Albrecht. Erstere war die Gattin des mit Schiller aufs innigste befreundeten Schauspielers Heinrich Beck. In ihrem Hause verbrachte er manchen schönen Abend, doch währte die Freude nicht lange. Schon im ersten Jahre ihrer Ehe starb Karoline Ziegler-Beck. Sophie Albrecht, eine etwas unstäte schwärmerische Frau, die Tochter des Erfurter Professors Baumer, war die Gattin eines Arztes und Schriftstellers. Aus Liebe zur Kunst war sie Schauspielerin geworden. Schon beim ersten Zusammentreffen in Frankfurt a. M. fühlte sich Schiller zu ihr hingezogen. Er sagt darüber: „Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsere Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann.“ So schrieb er am 5. Mai 1784 an Reinwald in Meiningen, der ebenfalls mit ihr befreundet war. Er bat ihn dringend, sie wieder vom Theater abzubringen. „Ich habe es schon getan“, fügte er hinzu, „und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Aktrice bestehlen.“ Freilich waren ihre Bemühungen vergeblich. Sophie Albrecht ließ sich nicht abbringen. Es war ihr Verderben. Sie starb im Glend in Hamburg, nachdem sie sich noch nach 26jähriger Ehe hatte scheiden lassen.

Die Beziehungen zu diesen beiden Frauen waren mehr schwärmerischer Art. Einen viel ernsteren Charakter trugen zwei andere Freundschaften. Margarete Schwan, die Tochter des Buchhändlers und Verlegers Schwan, und Charlotte von Kalb, eine Offiziersfrau, machten auf das Herz des Dichters einen starken Eindruck. Schwan hatte ein offenes Haus; bei ihm verkehrten Gelehrte und Künstler in ungezwungenster Weise. Sie gaben sich dort ein Stelldichein und darum ist es nicht zu verwundern, wenn Schiller häufig seine Abende in dem gastlichen Hause verbrachte. Ein Hauptanziehungs-



Charlotte von Kalb
Nach einem Stich von Auguste Hüfener

punkt für ihn war die achtzehnjährige Tochter des Hauses, Margarete, welche an Stelle ihrer verstorbenen Mutter die Rolle der Hausfrau übernommen hatte. Das Mädchen war hübsch und geschickt, galt aber für hochmütig und stolz und ihr Wild läßt in der That auf solche Eigenschaften schließen. Schiller pflegte abends die dramatischen Szenen vorzulesen, die er Tags über vollendet hatte. Dadurch erregte er ihre Verwunderung, und während Margarete ihm diese offen aussprach, keimte

langsam in dem Herzen des Dichters eine warme Neigung für seine Lobrednerin. Aber zwischen beide drängte sich Charlotte von Kalb, die Gattin des Majors Heinrich von Kalb. Am 8. Mai 1784 kam sie auf der Durchreise nach Landau mit ihrem Gatten nach Mannheim. Durch Reinwald, den Bibliothekar in Meiningen, Schillers späteren Schwager, war sie an den Dichter gewiesen worden. Diese erste Bekanntschaft mit ihr fand also fast ein Jahr nachher statt, als er bereits zu Margarete eine feste Neigung gefaßt hatte. Schiller war sofort von Charlottens Geist und Verstand entzückt. Sie war hochbegabt und leidenschaftlich, hatte eine schwere Jugend hinter sich und viele bittere Erfahrungen im Leben gemacht. Zu der Ehe mit dem Major von Kalb war sie durch ihre Verwandten gezwungen worden. Ihr Gatte war zwar ein liebenswürdiger, lebensfroher Mann, der sich alle Mühe gab, die Liebe seiner jungen Frau zu gewinnen; allein



Anna Margareta Schwan
geb. 27. August 1766, gest. 7. Januar 1796

es gelang ihm nicht. Er hatte andere Lebensanschauungen als seine Gattin und konnte den hohen Ideenkreis, in dem diese lebte, nicht verstehen. So ward sie unglücklich an seiner Seite, denn sie verstand es nicht, sich in ihr Los zu finden. „Uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen“, so urteilte sie schon frühe über

ihre Ehe. Da wundert es uns nicht, wenn eine solche Frau einen Schiller, in welchem sie ihre eigenen Ideen wieder fand, mit aller Macht an sich zu fesseln suchte, wenn sie bei ihm das zu finden hoffte, was ihr Mann ihr nicht zu bieten vermochte, denn ein Leben in höheren Sphären war freilich eher von einem Dichter als von einem Offizier zu erwarten. — Ein Umstand war für Frau von Kalb besonders günstig. Sie lebte anfangs in Landau, dem Garnisonsorte ihres Gatten, aber auf die Dauer konnte sie dort nicht bleiben. Die Sitte erlaubte es nicht, daß eine Offiziersfrau beständig in der Garnisonsstadt verweile, und das gab ihr erwünschten Anlaß, Landau zu verlassen und nach dem nahen Mannheim überzusiedeln. Schon im August des Jahres (1784) treffen wir sie dort. Sie war glücklich, von ihrem Mann nun getrennt leben zu können, noch glücklicher aber, daß in Mannheims Mauern Schiller lebte und daß dieser sich ihr in ihrer Einsamkeit widmete. An ihm hatte sie einen treuen Freund und Berater, der ihr in allem beistand, während sie selbst, obwohl zwei Jahre jünger als er, ihn vielfach leitete. Denn er schätzte ihre Meinung und ihr Urtheil sehr hoch und folgte daher willig ihrem Rat. Beide führten ein schönes Leben der Freundschaft miteinander. Aber „ein weiblicher Freund ist kein Freund“, dieses Wort, das Schiller später über Charlotte aussprach, bewahrheitete sich bald, denn die Freundschaft wurde unermutet zur Liebe. Die natürlichen Gefühle zwischen Mann und Weib gewannen allmählich die Herrschaft. Es kostete beide heftige Kämpfe; denn eine „Eheirung“ nahm man damals doch nicht so leicht wie heutzutage. Schillers Gedicht „Der Kampf“ und die „Resignation“ legen ein beredtes Zeugnis davon ab; sie sagen uns auch, daß Schiller im Kampf der Sinne Sieger blieb. Es spielte sich hier ein ähnlicher Vorgang ab, wie bei der Hauptmann Vischeriu, denn auch Frau von Kalb war eine leidenschaftliche Natur. Als Schiller schließlich zu erliegen fürchtete, da beschloß er, Mannheim zu verlassen, da fiel ihm ein, daß er längst nach Leipzig zu Körner eingeladen war. Im Februar 1785 war seine Lage sehr peinlich geworden. Darüber verbreitet sein Brief an Körner Licht, den er am 10. Februar begonnen und am 22. Februar vollendet hat. An diesem letzten Tag

fuhr er nämlich in seinem Schreiben also fort: „Hier bin ich neulich durch einen unvermuteten Besuch unterbrochen worden und diese 12 Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt als ich mir habe träumen lassen — die Epoche in meinem Leben macht. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unumennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider.“ Das war offenbar eine schwere „Bedrängnis“, eine „unnennbare“. Warum nennt er sie nicht? Nun, hätte er etwa den neuen Freunden seine Beziehung zu der Frau eines Offiziers mitteilen können? War da nicht zu fürchten, daß sie sich schließlich von ihm wieder abwandten? Es war in der That eine schlimme Lage für ihn, aus der er sich nur retten konnte, wenn er Mannheim verließ. Wir sehen aber auch zugleich, daß Margareta Schwan allmählich durch Charlotte von Kalb ganz aus seinem Herzen verdrängt worden war. Übrigens scheint es, daß die Tochter Schwans von dem Verhältnis zur Frau von Kalb keine Kunde hatte; denn beim Abschied übergab sie Schiller zum Andenken eine Prieftasche, die sie selbst gestickt hatte. Hätte sie Frau von Kalb als ihre Nebenbuhlerin gekannt, so hätte sie die Prieftasche wohl zurückgehalten. Aber das Merkwürdigste kam erst hinten-drein! Kaum war Schiller acht Tage in Leipzig als er — bei Vater Schwan um die Hand seiner Tochter Margarete warb! Wie kam er plötzlich dazu? Vielleicht wollte er damit den Beziehungen zu Charlotte von Kalb mit einem Schlag ein Ende machen, weil er wußte, daß diese von ihm nicht lassen würde; vielleicht aber war ihm jeht zum Bewußtsein gekommen, daß er Fräulein Schwan doch mehr liebte, als Charlotte. Sein Bemühen um ihre Hand war vergeblich. Näheres wissen wir allerdings nicht darüber, nur soviel ist sicher: Buchhändler Schwan schrieb auf den (noch heute erhaltenen) Brief Schillers die Worte: „Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben. Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht gewesen.“ Offenbar sah Vater Schwan damals die

Verwerbung Schillers nicht gern. Seine Bemerkung auf Schillers Brief klingt wie eine spätere Entschuldigung.

Margarete Schwan heiratete einen subalternen Beamten, starb aber schon bei der Geburt ihres ersten Kindes, wie Charlotte von Wolzogen.

Im Körnerschen Kreise vergaß Schiller bald alle Sorgen, die sein Herz erfüllt hatten. Auch die Mannheimer Freunde und Freundinnen traten in den Hintergrund, denn neue Eindrücke, neue Pläne und Studien beherrschten ihn ganz. Körner und sein Anhang nahmen ihn ganz gefangen; nach anderem hatte er keine Sehnsucht; er war befriedigt von dem Leben im engeren Kreise und nur selten trat er an die Öffentlichkeit. So nahm er anfangs Februar 1787 an einem Maskenball in Dresden teil. Das war aber in der Folge für ihn ein verhängnisvolles Vergnügen. Auf dem Ball trat ihm ein Fräulein Henriette von Arnim als Zigeunerin in den Weg. Sie prophezeite ihm nach Zigeunerart eine glückliche Zukunft, und stellte ihm Ruhm und Ehre in Aussicht. Das machte zwar auf Schiller weniger Eindruck, um so mehr aber das Mädchen selbst. Sie war 19 Jahre alt und von ungewöhnlicher Schönheit. Schiller war bei ihrem Anblick Feuer und Flamme. Am andern Tag erzählte er Körners von seinem Erlebnis. Ganz offen, wie es seine Art war, enthüllte er ihnen sein Inneres. Diese waren darob bestürzt; denn sie kannten die Arnimsche Familie, die einem alten, aber heruntergekommenen Adelsgeschlecht angehörte. Henriettens Mutter, eine Offizierswitwe, stand in schlechtem Rufe und man sagte ihr nach und zwar nicht ohne Grund, daß sie ihre Töchter, deren sie mehrere hatte, veranlasse, reiche Bewerber anzulocken und von ihnen Geschenke anzunehmen. Schiller horchte nicht auf die Warnungen Körners und seiner Frau, er war taub gegen jede Vorstellung derselben. Seine Gedanken waren nur darauf gerichtet, Henriette bald wieder zu sehen und zu seinem Unglück gelang ihm dies leicht. Zunächst traf er sie im Hause der gefeierten Künstlerin Sophie Albrecht; aber bald hatte er es durchgesehen, daß er auch im Arnimschen Hause selbst Zutritt erhielt. Da verkehrten freilich auch noch andere Verehrer der schönen Henriette. Ein Graf Waldstein und ein reicher

Bankier waren seine Nebenbuhler. Frau von Arnim begünstigte alle drei Bewerber. Schiller, der berühmte Dichter, sollte in den Augen der andern Freier den Wert des Mädchens erhöhen. Ernstlich kam er für die Mutter, die nur einen reichen Mann für ihre Tochter wünschte, wohl nicht in Betracht. Um den Dichter zu ungelegener Zeit vom Kommen abzuhalten, hatte Henriette mit ihm verabredet oder auf ihrer Mutter Geheiß verabreden müssen, daß er an den Abenden, an welchem er ein Licht in ihrem Zimmer brennen



Marie Henriette Elisabeth von Arnim.

da sie sich dann der Familie widmen müsse. In Wahrheit aber war in diesem Fall stets einer der andern Verehrer da. Diese Tatsache brachte Minna Körner durch einen glücklichen Zufall heraus. Schiller war darüber bestürzt und nachdenklich, aber seine Leidenschaft verminderte sich nicht: denn er hatte die Gewißheit, daß das Mädchen ihn wieder liebte. Sie hatte ihm geschrieben: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich immer und unaufhörlich an Sie denke, mich nur mit Ihnen beschäftige. Sie sind jetzt der Einzige, der mir wichtig ist. Wenn ichs bedenke, wie sehr ich mich verändert finde seit den drei Monaten, daß ich Sie kenne, Sie haben alle meine gefaßten Vorsätze vernichtet. . . kaum als ich Sie zweimal gesprochen hatte, so fand ich gar bald,

daß ich mich in meiner Rechnung, mein Herz vor aller Liebe zu bewahren, geirrt hatte.“ Das war kein Heucheln. Das war ein offenes Wort, ohne die Zensur der Mutter geschrieben. Schiller fühlte das wohl heraus und seine Liebe erhielt dadurch neue Nahrung. Aber sein Freund Körner und seine Frau sahen klarer als er. Sie wußten, daß eine Heirat mit Henriette dem Dichter nicht das erhoffte Glück bringen würde, und darum suchten sie ihn mit Gewalt von ihr zu entfernen. Sie beredeten ihn in dem einige Stunden von Dresden entfernten Tharandt einen Frühlingsaufenthalt zu nehmen. Schiller folgte und trotz eines Besuchs Henriettens und der Ihrigen in Tharandt blieb er und begann sich wieder ernster Arbeit hinzugeben. Allmählich erkannte er, wie töricht sein Wünschen gewesen war. Das klingt schon aus dem Gedicht heraus, das er „An Henriette Elisabeth von Arnim“ am 2. Mai 1787 gerichtet hatte. Das schließt mit den Worten:

Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
 Hast Du gesucht, hast Du gefunden:
 Die Freundin eines Freund's zu sein.
 Auch mir bewahre diesen stolzen Namen;
 Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein!
 Spät führte das Verhängnis uns zusammen,
 Doch ewig soll das Bündnis sein.
 Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben.
 Mein Herz allein ist mein Verdienst.
 Dich zu verdienen, will ich streben —
 Dein Herz bleibt mir — wenn Du das meine kennst.

Nun duldete es Schiller nicht länger in Dresden. Die dortige Luft drückte auf ihn, er mußte fort. Er folgte der Einladung der Frau von Kalb nach Weimar zu ziehen. Anfangs unterhielt er mit Henriette noch einen Briefwechsel, aber bald dächte ihm derselbe ein „sündlicher Zeitvertreib“ zu sein und er brach deshalb das Verhältnis ganz ab. Henriette heiratete später ganz nach dem Sinne ihrer Mutter zwei reiche Grafen Kunheim, zuerst den Neffen und nach dessen Tod den Onkel. Glücklicher aber war sie in ihrer Ehe mit beiden nicht; sie starb hochbetagt im Jahre 1847. Das Andenken an Schiller war ihr heilig, so lange sie lebte. Ein Bild von ihm hing stets in ihrem Zimmer. Vor ihrem Tod soll sie seine Priefe ver-

brannt haben, damit sie einmal nicht in unrechte Hände kommen möchten.

In Weimar traf Schiller am 21. Juli 1787 ein. Die Ruhe, die er suchte, fand er auch hier nicht. Frau von Kalb, von der er sich in Mannheim mit Gewalt losgerissen hatte, war über sein Kommen hoch erfreut. Die Hoffnung auf Schillers Hand erfüllte sie von neuem. Jetzt war sie noch zuversichtlicher als früher, und jetzt hatte sie zunächst keine Rivalin zu befürchten. Schiller folgte auch jetzt wieder wie in Mannheim willig ihrer Leitung und bald war er wieder ganz in ihrem Bann, wie früher. Man sah ihn häufig bei ihr, nahm aber an ihrem Verhältnis so wenig Anstoß, daß man häufig beide zusammen einlud. Sogar die Herzogin-Witwe Anna Amalia „hatte die Galanterie“ beide „zusammen zu bitten“. Leicht hätte sich wieder daselbe Spiel der Leidenschaft wiederholen können wie in Mannheim, zumal Schiller viele Zeit besonders abends bei Charlotte zubrachte. Aber kaum hatte er in Weimar festen Fuß gefaßt, als ihm der Lenker der menschlichen Geschichte die in den Weg führte, die das Glück seines Lebens bilden sollte.



Charlotte Schiller

Nach einem Elfenbeinbild, welches Schiller
an seiner Uhrkette getragen hat

Original im Besitz von Frau H. Lang in Mannheim

4. Als Gatte und Vater

Ende November 1787 besuchte Schiller von Weimar aus seine Schwester Christophine in Meiningen und seine edle Gönnerin Henriette von Wolzogen in dem nahen Bauerbach. Auf der Rückreise am 6. Dezember begleitete ihn deren Sohn Wilhelm von Wolzogen bis Rudolstadt und führte ihn daselbst bei seiner Tante Frau von Lengefeld ein. Über diesen ersten Besuch Schillers im Hause seiner späteren Schwiegermutter berichtet uns Karoline von Wolzogen in ihrer Schillerbiographie: „An einem trübem Dezembertage im Jahre 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unseren Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg, der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Bald löste sich das Rätsel durch den Besuch des Veters, der um die Erlaubnis bat, seinen Reisegefährten Schiller . . . am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend.“ Schiller selbst schrieb zwei Tage nachher an seinen Freund Körner: „In Rudolstadt habe ich mich auch aufgehalten und wieder eine recht lebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte.“ Die eine der beiden Schwestern, Karoline, 24 Jahre alt, war 4 Jahre jünger als Schiller, die andere, Charlotte, 21 Jahre alt, war sieben Jahre jünger als Schiller. Die ältere Karoline war bereits mit einem Herrn von Peulwitz verheiratet, fühlte sich aber in ihrer Ehe gar nicht befriedigt, obwohl ihr Gatte ein sehr ehrenwerter, tüchtiger Mann war. Beide Schwestern machten einen bleibenden Eindruck auf Schiller; die verheiratete nicht weniger als die ledige. Letztere sollte Schiller bald wieder sehen; denn Lotte kam Ende Januar 1788 mit einer Freundin nach Weimar, um am

Karneval teilzunehmen. Schiller ging ebenfalls auf die Re-boute und traf sie da unvermutet wie einst seine Dresdener Freundin Henriette von Arnim. Über dieses Zusammen-treffen waren beide gleich erfreut. Eine weitere Überraschung war es für Schiller, als er von Fräulein von Lengsfeld hörte, daß sie bei Luise von Amhof, der Schwester der Fran von Stein wohnte. Diese beiden Damen kannte er und es war für ihn leicht, ohne Aufsehen zu er-regen, mit Charlotte



Caroline von Beulwitz,
spätere von Wolzogen, geb. von Lengsfeld,
Schillers Schwägerin.

zu verkehren. Allerdings mußte er seine Besuche sehr beschränken. Doch sah er Lotte öfters im Theater, aber das genügte beiden nicht und so begann eine lebhaftere Korrespondenz.

Am 3. April schrieb ihr Schiller ein Stammbuchblatt. Es war das Gedicht, das er nachher in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat. Kein Liebeslied in gewöhnlichem Sinne, spricht es dennoch die Gesinnung des Dichters klar aus, der auch in diesem Fall es nicht unterlassen kann, in allerlei Reflexionen sich zu ergehen, während er von seiner Liebe schweigt und sie nur ahnen läßt. Er tritt bescheiden für seine Person zurück, stellt dagegen Lotte ganz in den Vorder-ground. Sie ist das Thema des Gedichts, dem er alles unterordnet. Das Gedicht, das einzige, das er an seine Lotte gerichtet hat, lautet:

8*

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.
 Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
 Umhüpft, ja, Freundin, spielt um Dich die Welt.
 Doch so, wie sie sich malt in Deinem Herzen,
 In Deiner Seele schönen Spiegel fällt,
 So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
 Die Deines Herzens Adel Dir errungen,
 Die Wunder, die Tu selbst getan,
 Die Reize, die Dein Lachen ihm gegeben,
 Die rechnest Tu für Reize diesem Leben,
 Für schöne Menschlichkeit uns an.
 Dem halben Zauber nie entweihter Jugend,
 Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
 Du willst ich sehn, der diesem trauen kann.
 Trau taumelst Tu im süßen Überzählten
 Der Blumen, die um Deine Pfade blühen,
 Der Glücklichen, die Tu gemacht, der Seelen,
 Die Tu gewonnen hast, dahin.
 Sei glücklich in dem lieblichen Betrüge,
 Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
 Ein trauriges Erwachen Dich herab!
 Ten Blumen gleich, die Deine Beete schmücken,
 So pflanze sie — nur den entfernten Blicken;
 Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab!
 Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
 Welt werden sie zu deinen Füßen liegen,
 Je näher Dir, je näher ihrem Grab.

Am 6. April kehrte Lotte nach Hause zurück. Sie ging mit schwerem Herzen, aber mit noch schwererem sah Schiller sie scheiden. Am Tage vorher hatte er ihr geschrieben: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. . . Leben Sie also recht wohl, bestes Fräulein, erinnern sie sich manchmal und gern daran, daß hier jemand ist, der unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben.“ Damit hatte Schiller seine Gefühle für Lotte ziemlich deutlich ausgesprochen. Die Trennung dauerte nicht lange, Schiller hatte mit Lotte ausgemacht, daß sie ihm für eine Wohnung in der Nähe Rudolstadt's sorgen sollte. Lotte sah eiligst darnach, bald war eine gefunden und schon im Mai konnte Schiller seine Wohnung in Volkstädt bei Mantor Unbekan beziehen. Bei der geringen Entfernung dieses Dorfes von Rudolstadt war der gegen-

seitige Verkehr sehr erleichtert. Schiller fühlte, daß die Entscheidung jetzt bevorstehe. Er hatte nach einem Brief an Körner den löblichen Vorfaß gefaßt, „eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgendeine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden zu suchen“. Allein es blieb bei diesem Vorfaß und Versuch, ob es ihm damit Ernst war oder nicht. Bald war er täglicher Gast im Lengefeldschen Hause. Meistens brachte er die Abende bei ihnen zu, die in lebhaftester Unterhaltung, gewöhnlich von Karoline geleitet, verfloßen. Schiller machte den Vorleser. Er wechselte mit eigenen und fremden Produkten. Bei günstigem Wetter machte man auch gemeinsame Ausflüge in der Umgegend und schließlich zog Schiller, um den Schwestern noch näher zu sein, ganz nach Rudolstadt. „Ables Wetter“, das kurze Zeit andauerte, war ihm ein erwünschter Vorwand. Nun wurde der Verkehr noch häufiger, so daß die Mutter Verdacht schöpfte und Lotte für einige Zeit von Rudolstadt zu entfernen beschloß. Sie schickte sie nach Kochberg zu Goethes Freundin Frau von Stein; aber sie erreichte ihre Absicht nicht. Schiller blieb ruhig zurück und wartete. Ja, um sich für die Abwesenheit Lottens zu entschädigen, dehnte er seinen Aufenthalt länger aus als er beabsichtigt hatte. Erst nach seinem Geburtstag, den er noch mit beiden Schwestern feierte, kehrte er nach Weimar zurück. Allein trotz dieser langen Zeit und trotz des täglichen Verkehrs hatte er es nicht gewagt, Lotte seine Liebe zu gestehen. Am 11. November schrieb er: „ . . . Ihr Andenken ist mir teuer und teurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viele Worte liebe. . .“ Dieser Brief ist merkwürdigerweise an beide Schwestern zugleich gerichtet. Wir sehen daraus also, daß, während anfangs Schiller für Lotte allein eine Zuneigung fühlte, allmählich auch Karoline in ihm ein wärmeres Interesse erregte. Aber doch hatte Lotte noch die Oberhand, denn am 13. November schrieb er ihr allein: „ . . . Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Lust mit Ihnen geatmet. . . Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht, aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühlte, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Seien Sie

mir tausendmal begrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele.“ Lotte selbst war ebenfalls in ihrem Innersten ergriffen. Am 11. November schrieb sie an Schiller: „So sind wir denn wirklich getrennt! kaum ist's mir denkbar, daß der so lange gefürchtete Moment nun vorbei ist.“ In ihrem Brief vom 17. November sprach sie sich noch deutlicher aus: „Wir kennen uns erst ein Jahr, und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las, aber nun ist es doch noch anders. Denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken, und so wird's bleiben, nicht wahr?“

Aber Karolinens Gefühle gibt uns ihr Brief an Schiller vom 18. November dieses Jahres Aufschluß: „So wie Sie hat es noch niemand verstanden“ schreibt sie, „die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Tränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben.“ — „Wie nötig ist es mir, in der Hoffnung zu leben!“

So hatte also das Wort, das Schiller gleich anfangs über beide Schwestern gesprochen hatte, eine merkwürdige Erfüllung gefunden. „Beide Schwestern sind anziehend und gefallen mir sehr“: mit ahnendem Geiste hatte er so an seinen Körner geschrieben. Jetzt war es so weit gekommen, daß er beide gleich liebte und von beiden gleich geliebt wurde. Freilich, der Verstand sagte ihm, daß er unter den gegebenen Verhältnissen nur Lotte heiraten konnte, aber danach fragt die Liebe nichts. In dem regen Briefwechsel, der sich nun zwischen ihm und den Schwestern entspann, merkt man von einem Unterschied nichts. Beide Schwestern gefielen ihm sehr und gleich gut.

Unterdessen erhielt er eine außerordentliche Professur für Geschichte in Jena. Sein Werk über den „Abfall der Niederlande“ hatte ihm diese Stellung verschafft. Dieses Amt hatte zwar den einen großen Nachteil, daß es ohne Besoldung war; aber es war doch ein staatliches Amt, und die Ausichten waren günstig. Jetzt konnte er endlich daran denken, eine „häusliche Kränzen“ zu gründen. „Häuslichkeit ist jaft das einzige, was mich heilen kann, weil es mich zur Natur zurückführt“, hatte er schon im Januar 1788 an Körner

geschrieben. Aber offen um die Hand ihrer Tochter bei Frau von Lengefeld zu werben, das konnte der unbesoldete Professor nicht wohl wagen. Da mußte er noch warten. Er konnte vorerst nur eins tun und dazu war er fest entschlossen: er machte der Unentschiedenheit seines Herzens ein Ende, indem er sich mit Lotte insgeheim verlobte. Das geschah im Anfang des Augusts 1789 in Lauchstädt, wohin sich die Schwestern zur Badekur begeben hatten. Karoline machte die Vermittlerin; sie sah ein, daß sie zurücktreten müsse. Aber den Vorgang sind wir nicht ganz genau berichtet. Nach dem Prieswechsel bekannte Schiller Lotte schriftlich am 3. August seine Liebe. Zuvor aber hatte ihm Karoline die bestimmte Versicherung gegeben, daß Lotte ihn liebe. Schiller war dessen zwar sicher, aber seine Werbung sollte Lotte nicht unvorbereitet treffen und deshalb wandte er sich an die Schwester. Wie schwer mag es freilich dieser gefallen sein, als Schiller im Gespräch auf dieses Thema zu reden kam, als sie hören mußte, daß Schiller nicht sie, sondern ihre Schwester erkoren habe. Denn es ist zweifellos, daß sie sich von Peulwitz schon damals hätte scheiden lassen, wenn Schiller ihre Hand gewollt hätte. Nun waren alle ihre Hoffnungen mit einem Schlag begraben; aber sie fand sich in ihr Los und machte um der Schwester willen die Vermittlerin. In ihrer Schillerbiographie stellt sie den Vorgang also dar: „Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand.“ Diese Darstellung ist etwas ungenau. Danach könnte es scheinen, als ob umgekehrt Lotte zuerst Schiller eine Erklärung gemacht, als ob sie den ersten Schritt getan hätte. Dem ist aber nicht so. Die Anfrage Schillers durch Karoline ging voraus. Davon schweigt aber Karoline, sie drückt sich zum mindesten etwas geheimnisvoll aus. Setzt man an den Schluß ihrer Angabe die zwei Worte „durch mich“, so klärt sich alles ganz schön auf. Sie wollte sich eben nicht direkt als den „guten Genius“ hinstellen, der die Vermittlung bewirkte. Auch in den Briefen, die sie in die Biographie einflocht, hat sie alle sie selbst betreffenden Stellen geändert. Das kann nicht wundern, denn sie befand sich eben in einer eigen-

tümlichen Lage Schiller gegenüber. Das Wertwürdigste aber ist, daß diese Lage auch jetzt noch nach der Verlobung unverändert fortbauerte. Der Briefwechsel zeigt dies deutlich. Wir erkennen daraus klar, daß Schiller selbst, obwohl er durch die Verlobung mit Lotte dem ungewissen Zustande ein Ende hatte machen wollen, auch jetzt noch in seinen Gefühlen schwaukte. Man hat daher mit Recht von einer Doppelbrautschast geredet. In der That hatte Lotte unter diesem Verhältnis schwer zu leiden und viel Kummer wurde ihr dadurch bereitet. Ja es kam so weit, daß sie zugunsten ihrer Schwester zurücktreten wollte. Ein Glück war es für sie, daß sie Karoline von Dacheröden, die nachmalige Gattin Wilhelm von Humboldts, zur Freundin hatte. Diese tröstete sie, denn sie erkannte das Verhältnis klar. Am 3. November schrieb sie ihr: „Schillers heiliges Herz umfaßt Euch beide, vermischt Euch und doch steht ihr wieder allein und verschieden in seiner Seele, jede in schöner eigener Grazie, jede im verschiedenen Ausdruck desselben Gefühls.“ Sie erklärte es für ein Hirngespinnst ihrer getrüübten Phantasie, für eine kranke Vorstellung, wenn sie glaube, daß es Schiller je weh tun könnte, sie gewählt zu haben, die leiseste Andeutung dieses Gedankens würde ihn gewiß sehr schmerzen. Fräulein von Dacheröden hatte richtig erkannt. Schiller selbst klärte seine besorgte Braut auf, als er ihre Bedenken erfuhr. Am 15. November (1789) schrieb er ihr in einem Brief, der an beide Schwestern gerichtet war: „Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen.“ Bezeichnend ist eben dies, daß Schiller den Brief, in dem er dies schreibt, an beide Schwestern richtete. Warum schrieb er dies nicht allein an Lotte? Hätte er dies getan, so hätte Lotte vielleicht ihrer Schwester davon nichts gesagt. Er wollte aber offenbar, daß auch Karoline über seine Beziehungen zu beiden aufgeklärt werde. Schiller hatte gewählt,

Lotte war die Erwählte. Hätte er Karoline nur mit einem Worte angedeutet, daß er sie mehr liebe, sie hätte ihn gefaßt und nicht mehr losgelassen, denn sie war eine heftige, leidenschaftliche Natur. Die Frau des berühmten Dichters zu werden, schien ihr höchst begehrenswert. Die Rücksicht auf ihre Schwester, die damals auch von dem Major Knebel unworben wurde, hätte sie schwerlich abgehalten. Der Hauptgrund war aber, daß Schiller, trotz allen Interesses für sie, sie dennoch nicht zur Frau wollte. Es scheint auch keinem Zweifel zu unterliegen, daß die unruhige unstete Karoline dem Dichter das Glück nicht gebracht hätte, das er ihrer sanfteren Schwester Lotte verdankte. Ein Blick in ihr ferneres Leben bestätigt dies. Nach dem Verlust Schillers warf sie sich dem Koadjutor Karl von Dalberg an den Hals. Im Jahre 1794 ließ sie sich von Veutwiß scheiden und heiratete dann ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen. Und im Jahre 1809, während dieser todkrank daniederlag, verliebte sie sich in einen andern! Und nach Wolzogens Tod gab sie sich erst recht dieser Leidenschaft hin. Freilich heiratete ihr angebeteter „ami“ im Jahre 1811 eine andere. Diese Frau hätte für einen Schiller nicht getaugt und es war ein großes Glück, daß Schiller sich nicht für sie entschied.

Die Verlobung wurde zunächst streng geheimgehalten. Am wenigsten durfte natürlich die *chère mère* davon erfahren; ihr mußte die Sache verborgen bleiben, bis Schillers äußere Umstände sich gebessert hatten. Das drückte auf beide schwer, besonders aber, als Schiller seine Herbstferien im September und Oktober 1789 wieder in Volkstädt zubrachte. Da mußte er sich der Frau von Vengelsfeld gegenüber geradezu verstellen und sich sehr hüten, um sich nicht zu verraten. Wahrlich für beide Teile keine geringe Aufgabe!

Am 26. Oktober begann er seine Vorlesungen wieder. Allerlei Pläne tauchten jetzt auf, er hoffte auf eine Anstellung durch den Koadjutor Dalberg in Mannheim. Auch auf Berlin oder Wien rechnete er; aber es war vergeblich. Schließlich sagte der Herzog von Weimar einen kleinen Gehalt zu und nun wagten es die beiden Schwestern von Erfurt aus schriftlich ihrer Mutter die Verlobung mitzuteilen. Drei Tage nachher am 18. Dezember 1789 sandte Schiller seinen Werbungsbrief um Lotte ab. „Ich gebe das ganze Glück



Charlotte von Schiller
geb. von Lengefeld
gemalt von V. Simanovij



Friedrich von Schiller
gemalt von V. Simanovij

meines Lebens in Ihre Hände", schrieb er, . . . „Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen sein. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens Liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Ihr schönes edles Herz habe ich durchschaut" . . . Am 21. gab die chère mère ihre Zustimmung: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes und dies allein suche ich." Nur über einen Punkt wünschte sie beruhigt zu sein: „Können Sie Lottchen neben Ihrer zärtlichen Liebe (nicht ein glänzendes Glück) sondern nur ein gutes Ankommen verschaffen?" Schiller dankte ihr sofort „für die ganze Glückseligkeit meines Lebens, die Sie in Lottchen mir geben". Dann fuhr er fort: „Ein glänzendes äußeres Glück kann ich ihr weder für jetzt noch fürs künftige anbieten, ob ich gleich einige Gründe habe zu hoffen, daß ich in 4, 5 Jahren in den Stand gesetzt sein werde, ihr ein angenehmes Leben zu verschaffen. Sie wissen, worauf alle meine Aussichten beruhen, bloß auf meinem eigenen Fleiß. Ich habe keine Hilfsmittel, die Sie nicht längst schon kennen, aber mein Fleiß ist auch hinreichend, uns ein sorgenfreies Dasein von außen zu verschaffen." Nun folgen noch detaillierte Angaben über seine Einnahmen, die er auf etwa 800 Taler schätzte. Zu weiterer Beruhigung der Mutter werden auch ihre beiden Töchter beigetragen haben.

Die Kunde von Schillers Verlobung, die sich sofort überall verbreitete, erregte in Jena und Weimar großes Aufsehen. Wohl am peinlichsten ergriffen war Charlotte von Kalb. Als sie mit Lotte zusammentraf, sah sie aus „wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist". Kein Wunder, sie hatte immer noch auf Schillers Hand gerechnet und darum ihre Scheidung von dem Major von Kalb längst eingeleitet. Mit ihr wäre Schiller ebensowenig glücklich geworden, wie mit Karoline von Neulwitz; auch sie hat sich ähnlich benommen, wie Karoline. Wie diese sich als verheiratete Frau zwischen Schiller und Lotte eindrängte, so Charlotte von Kalb zwischen Schiller und Margarete Schwan. Weidemale schien es, als ob die verheiratete Frau über ihre ledige Rivalin triumphieren sollte. Schiller

urteilte ein Jahr, nachdem er Frau von Stalb kennen gelernt hatte, über sie also: „Ich widerrufe nicht, sie ist ein geistvolles edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen.“ Sie war eine heftige leidenschaftliche Natur, die in manchem an Schillers Schwägerin Karoline erinnert. Nach der Scheidung von ihrem Mann, die sie ebenso wie Karoline durchlebte, berückte sie später einen Hölberlin, der bei ihr Hauslehrer war, und nach ihm den Dichter Jean Paul. Das Verhältnis zu Schiller gestaltete sich später ganz lieblich, denn er sorgte für sie, als sie in Not geraten war, so gut er vermochte. Völlig erblindet starb sie im Jahre 1843 hochbetagt in Berlin.

Nach der öffentlichen Verlobung drängte Schiller mit aller Macht auf die Heirat. Am 9. Januar 1790 schon schrieb er an Frau von Vengefeld, daß er „jezt gleich“ zu heiraten wünsche; in aller Stille wollte er sich auf seinem Zimmer trauen lassen. Das geschah nun zwar nicht, aber doch schon am 22. Februar 1790 fand die Hochzeit in Wenigenjena, einem Dorfe bei Jena, „in aller Stille“ statt. Die Schwiegermutter und Schwägerin waren die einzigen Zeugen bei der feierlichen Zeremonie, die ein kantischer Theolog Adjunkt Schmidt vollzog. Schiller war sehr erfreut, daß ihm „das Geheimnis geqlückt und alle Anschläge von Studenten und Professoren, ihn zu überraschen, hintertrieben wurden“. Nach der Hochzeit am 10. März schrieb er an seinen Vater, ihm sei noch nie so wohl gewesen wie jetzt in seinem häuslichen Kreise.

Das Glück in der Ehe half ihm über manche Widerwärtigkeiten in seinem Leben hinweg. Lotte ward ihm eine treue Gefährtin und in den Zeiten seines schweren Leidens, das gleich im Beginn des zweiten Jahres ihrer Ehe einsetzte, war sie ihm die liebevollste Pflegerin.

Ihrer Ehe entsprossen vier Kinder: zwei Söhne und zwei Töchter. Das erste Kind, der Sohn Karl, wurde in Ludwigsburg, während Schillers Besuch in der Heimat, am 14. September 1793 geboren. Es ist das einzige unter den Kindern, das Schwaben auch wieder zur Heimat wählte. Es war, wie die Mutter ihrem Sohn Karl wiederholt berichtete, der ausdrückliche Wunsch Schillers gewesen, daß das erste Kind, welches ihm geboren werde, in Schwaben geboren werden möchte. Dieser Wunsch sei auch ein Anlaß zur Reise in die

Heimat im Sommer 1793 gewesen. Wenn Karl später in württembergische Dienste trat, so entsprach auch dies dem Wunsche seines Vaters.

Schiller war über seinen Erstgeborenen, seinen „Goldsohn“, wie er in der Familie hieß, sehr glücklich. Er widmete dem Kleinen viele Zeit, er trug ihn herum und spielte mit ihm. Das erste Weihnachtsfest, das sein Karl in Ludwigsburg verlebte, war ihm besonders wert. Wie freute er sich, wenn das Kind an dem brennenden Weihnachtsbaum sich ergötzte und seine Händchen nach den Lichtern ausstreckte! Auch am ersten Osterfeste, das er in Stuttgart feierte, freute er sich mit dem Kindlein über die bunten Ostereier. Später als der Knabe etwas kräftiger war und sich festhalten konnte, nahm ihn der Vater auf den Rücken und kroch mit ihm auf allen Vieren im Zimmer umher. Prof. H. Voss jr. erzählt, eines seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agiert und alle beide seien dann auf vier Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch er ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte und dann sei er ihm größer vorgekommen, als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde.

Karl, eine fröhliche, heitere ja joviale Natur¹⁾, ward Forstmann und trat in württembergische Dienste. Er starb als Oberförster in Stuttgart im Jahre 1857.

Im Jahre 1845 ließ er sich durch König Wilhelm I. von Württemberg in den Freiherrnstand erheben.

¹⁾ Über ihn kursieren allerlei lustige Schwänke. Wenn man auf seinen Vater zu sprechen kam oder gar einen Vergleich anstellte zwischen ihm und demselben, so pflegte er lächelnd zu sagen: „Ja, ich weiß wohl, ich gleiche meinem Vater bis daher!“ Dabei hielt er sich die Hand dicht unter die Stirne. Ferner soll er geäußert haben, sein Vater habe zwar gute Gedichte gemacht, aber einen Hofen habe er nicht schiefen können. Sodann: er sei ein ganz ordentlicher tüchtiger Kerl, nur sei er leider der Sohn eines großen Dichters. Einst besuchte er die öffentliche Prüfung in der Lateinschule, in welcher sein Sohn unterrichtet wurde. Der Lehrer fragte diesen nach der Bedeutung des Wortes *silva* (Wald); als der Knabe schwieg, sagte der Lehrer, um ihm zu helfen, sein Vater gehe täglich dahin. Da rief der Knabe errent: *Silva* das Wirtshaus! Der Vater lächelte und ging nun schleunigst an den Ort, den sein Sohn genannt.

In späteren Jahren hat er „Kurze Notizen aus meinem Leben“ niedergeschrieben. In diesen spielt natürlich der Vater die Hauptrolle und wir sehen daraus, wie innig er seine Kinder liebte und wie sehr diese an ihm hingen. Karl berichtet, daß er nur zweimal — er stand bei seines Vaters Tod im 12. Jahre — von seinem Vater gestraft worden sei. Die erste Notiz lautet: „1797 kaufte mein seliger Vater einen Garten bei Jena, in welchem wir im Sommer wohnten. Aus jener Zeit — doch kann ich mich des Jahres nicht mehr erinnern, doch muß mein Vater gerade mit Wallensteins Lager beschäftigt gewesen sein — ist mir noch recht gut erinnerlich, daß ein Franziskaner- oder Kapuzinermönch bei meinem Vater war und mit diesem längere Zeit im Garten in lebhaftem Gespräche auf und ab ging. Mir Knaben war dies langweilig und ich machte mir das Vergnügen, auf einem Stecken im ganzen Garten herumzugaloppieren, wobei ich natürlich wenig Rücksicht auf die Rabatten und Blumen nahm und dabei manches verdarb. Als endlich der Mönch wegging, sah mein Vater, was ich während der Zeit angerichtet hatte, und dies zog mir eine kleine Züchtigung nebst Verweis zu.“

Der zweite Fall fand ziemlich später statt. Nach Karls Notiz fällt er in die Jahre 1800—1802. Er schreibt darüber: „Ginst war ich mit meinem Bruder (Ernst) und meiner Schwester (Karoline) zur Mittagszeit in unserem Zimmer, wo auch gegessen wurde. Wir waren hungrig, allein der Vater schlief noch. Wir wohnten über seinem Schlafzimmer, und um uns den Hunger zu vertreiben, sprangen wir in der Stube um den runden Tisch herum; hierdurch wurde mein Vater aufgeweckt, er schellte seinem Diener. Ich in der Freude, daß der Vater erwacht war, eilte hinunter, um ihm einen guten Morgen zu sagen. Seine Zimmertür war noch verschlossen; ich klopfte, worauf er fragte: ‚Wer ist da?‘ Ich antwortete: ‚Ich!‘ ‚Wer ist der Ich?‘ fragte er, worauf ich sagte: ‚Der Karl!‘ Hierauf öffnete er die Tür. Statt mir aber einen freundlichen guten Morgen zu wünschen, sagte er, indem er mich am Kragen packte und mir einige leichte Schläge gab: ‚Wart, ich will Euch den Lärm vertreiben, wodurch Ihr mich geweckt habt!‘ Dieser Empfang frappte mich dergestalt, daß ich schnell die Treppe hinauf gerade in

das Schlafzimmer lief und mich aus Scham, Schläge bekommen zu haben, unter das Bett meiner Mutter verkroch und bald dort einschlief. Denn erst abends 8 Uhr zog man mich unter dem Bette vor, um mich in mein Bett zu bringen. Dies ist das zweite- und letztmal, daß mich der Vater strafe.“

In dieselbe Zeit 1800—1802 setzt Karl von Schiller eine andere heitere Episode. Er erzählt nämlich: „August von Goethe (Goethes Sohn, mit dem er sehr viel zusammen war) und mein Vetter Adolf von Wolzogen (einziges Kind von Karoline von Wolzogen) und ich nahmen uns vor, jeder ein Schauspiel zu dichten. Ich hatte aber durchaus keine dichterische Ader. Während ich in dem Unterricht war, fand mein Vater die erste Szene des von mir begonnenen Schauspiels, was natürlich sehr einfältig war. Als ich zu Tisch kam, redete mein Vater mich in der Art an, wie ich meine Ritter und Knappen in meinem Schauspiel reden ließ. Ich sah daraus, daß der Vater mein Machwerk gelesen hatte, schämte mich und vernichtete es. Oft sagte ich später, wenn man mich fragte, ob ich nicht eine poetische Ader vom Vater habe, im Spaß, daß mein Vater dadurch, daß er mich über mein Schauspiel auslachte, mir allen Mut benommen habe, mich als Dichter zu versuchen.“

Auch auf der Bühne versuchte sich der junge Karl. Er erzählt darüber: „Im Jahr 1803 wurde die Braut von Messina zum erstenmal aufgeführt. Da August Goethe einigemal auf dem Theater mitgespielt hatte, so bat ich meinen Vater; doch auch mich einmal mitspielen zu lassen, was nach vielen Bitten der Vater erlaubte, daß ich als Page in der Braut von Messina auftreten durfte. Ich bildete mir da etwas ein und nachdem meine Rolle ausgespielt war, ging ich in vollem Kostüm in die Loge meines Vaters, um mir mein Lob zu holen; allein statt des Lobes erhielt ich Tadel, daß ich zu große Schritte gemacht und meinem Vordermann nur auf die Fersen getreten hätte. Dies schmerzte mich sehr. Später durfte ich nicht mehr mitspielen, so gern ich auch in dem Krönungszug in der „Jungfrau“ mitgewirkt hätte.“

Schließlich faßt Karl von Schiller seine Erinnerungen an seinen Vater zusammen mit den Worten: „Der Vater war immer sehr

Ist recht und herzlich willkommen
bey mir zu seyn, und hier Geßel,
auf kein Bedenken mit dir zu seyn, solle
unser abfallen, wenn Gegenwart nicht
möglich ist zu werden. Linge im
das ganze Gerichte dieser Launen
und liebe Krival: sie by-
gefordert wird mit dem anderen
Gericht sein. Das ist by mir,
das by zu einem Trost gesagt,
den by geordnet nach im Verhältnis
und in der Kraft, als im Gemüth,
wahrsch by allen Umständen, die
über mich ergehen, dank by dem
guten Gott, und herzlich from
geliebt ist.

Vergesst übrigens nicht, daß meine
Lage über die Zeit, die ich by

Brief Schillers an Wilhelm und Christophine Reinwald vom 31. Mai 1793

Original im Besitz der Frau Klessling in Möckmühl

und zu bleiben bestimmt hat,
nicht verflagow: dem waffelst
wir lesen und so bald nicht
wider gehen.

So bringe ich aber in dieser glück-
lichen Pomeranischen Provinz, und deren
Republik, guter, Schickung zu sein,
dass bei allen, Gott nicht nicht zu
unzufriedenheit, Sorglosigkeit, um
unsern Reich, meine Liebe und Frey-
heit, Gesandtschaft für sich, für immer
glücklich geblieben ist.

Alle dies alles wird sich an, besten
andern, Leser, meine, wie und von
Angewiss zu, Angewiss, haben.
Das wolle, und geben, und bald
kannst, wie auch die, für die
gefallt, die meine für verflagow,
hat. für die andere, Schickung



Schillers Kinder

freundlich gegen uns, wir sahen ihn zwar wenig am Tage, da er spät aufstand, und wir den Tag über Unterricht hatten. Manchmal ging er mit uns spazieren, was uns jedesmal freute. Die Abende brachten wir, wenn nicht Freunde zugegen waren, auf des Vaters Arbeitszimmer zu, während er aß (da er selten zu Mittag wegen des späten Aufstehens aß, verband er das Mittags- und Abendessen gewöhnlich).“

Karl heiratete im Jahre 1825 Luise Locher, die Tochter eines württembergischen Oberamtsarztes. Er starb im Jahre 1857. Der Dichter Albert Knapp hielt ihm die Grabrede.

Der zweite Sohn Ernst, 1796 in Jena geboren, war sehr begabt und dem Vater sehr ähnlich, auch im Äußeren. Er studierte die Rechte, trat in preussische Dienste und starb als Appellationsgerichtsrat in Bilich bei Bonn im Jahr 1841. Seit 1823 war er mit Magdalena Pfingsten, verwitwete von Mastiaux, verheiratet gewesen.

Am 11. Oktober 1799 wurde die älteste Tochter Karoline geboren; sie war lange Jahre als Erzieherin der Prinzessin Marie, der Tochter des württembergischen Herzogs Eugen, in Karlsruhe in Schlesien und in Rudolstadt tätig. Im Jahre 1838 verheiratete sie sich mit dem Bergkat Junot auf Staphütte bei Rudolstadt.

Karoline nimmt unter ihren Geschwistern eine besondere Stellung ein: sie war die frömmste unter ihnen. Von ihrem durch und durch positiv christlichen Standpunkte liefert ihr Briefwechsel mit der ihr befreundeten Freifrau Ferdinande von Richthofen den Beweis. Von diesem Standpunkt aus beklagte sie es, daß der christliche Glaube ihrem Vater gefehlt habe. Sie starb im Jahre 1850.

Die jüngste Tochter Emilie erblickte am 25. Juli 1804 in Jena das Licht der Welt. Sie war wie ihr jüngster Bruder Ernst ihrem Vater ebenfalls sehr ähnlich und der Liebling desselben. Karl von Schiller hat in seinen biographischen Notizen besonders eine Erinnerung an die erste Weihnachtszeit in Emiliens Leben, die zugleich die letzte ihres Vaters war, aufgezeichnet. Er sagt: „Lebhaft erinnere ich mich des darauf folgenden Christtags. Mein Vater hatte eine große Freude an meiner Schwester Emilie. Als der Christbaum angezündet war, trug der Vater die kleine Emilie auf dem Arm in

das Zimmer zum Baume und hatte an der Freude des Kindes an den Lichtern großes Vergnügen. Unser Hausfreund Fernow (Professor der Kunstgeschichte in Jena) stand nachdenkend am Klavier und freute sich auch der Freude des Vaters. Doch schien ein trüber Zug ihm über die Stirn zu ziehen, als wenn er sagen wollte: Ist dies nicht wohl der letzte Christtag, den der Vater erlebt?"

Emilie hat die Liebe ihres Vaters vergolten, sie hat das Andenken an ihn besonders gepflegt, denn sie gab zuerst seine Dramenfragmente und seine Kalender heraus, denen wir soviel biographisches Material verdanken. Auch den Briefwechsel ihrer Eltern hat sie zuerst veröffentlicht. Als glückliche Gattin des Freiherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm lebte sie (seit 1828) auf Schloß Greiffenstein bei Bouuland in Unterfranken und starb im Jahre 1872.

5. Verhalten zu seinen Freunden

Den hohen Wert der Freundschaft durfte Schiller in reichstem Maße erfahren. Er hatte das Glück, in seinem ganzen Leben stets treue Freunde zu haben, die es ehrlich und gut mit ihm meinten und die ihn auch in der Not nicht verließen. Diese Erfahrungen führten ihn auch zur dichterischen Verherrlichung der Freundschaft. Das bekannteste Beispiel ist seine Ballade „Die Bürgschaft“ mit den berühmten Schlußworten des Tyrannen Dionysius, der von der Macht der Freundschaft und Treue überwältigt ausruft:

Ich sei, gewähret mir die Bitte,
In eurem Bunde der Tritte!

Treffend ist auch Schillers Wort:

Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.

Und auch das andere, in welchem er zwischen äußerer und innerer Freundschaft unterscheidet, ist bemerkenswert:

Die Neigung gibt den Freund,
Es gibt der Vorteil den Gefährten.

Die erste Freundschaft schloß Schiller in der herzoglichen Militärakademie. In ihrer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt waren die jungen Leute darauf angewiesen, untereinander treue Freundschaft zu üben. Der erste, dem er sein Herz öffnete und der sich ihm in schöner Freundschaft hingab, war der ein Jahr ältere Elsäffer Georg Friedrich Scharffenstein. Der Bund zwischen beiden war so schwärmerischer Natur, daß wir ihn uns heute nicht recht vorzustellen vermögen. Schiller besang seinen Freund in Gedichten. So tiefgegründet diese Freundschaft aber schien, so kam es doch zum Teil durch die Schuld eines andern Schülers, Voigeol, zum Bruch zwischen beiden. Schiller war aufs schmerzlichste davon ergriffen. Zeuge davon ist der einzige erhaltene Brief, den er in dieser Angelegenheit an Scharffenstein schrieb. Darin heißt es: . . . „ich war stolz auf Deine Freundschaft, nicht um mich im Aug der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug einer höhern Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir zuzurufen schien: Das ist der einige, den Du lieben kannst, ich schwoll . . . in Deiner Gegenwart und doch war ich nie so sehr gedemütigt, als wenn ich Dich sah, Dich reden hörte, Dich fühlen sah, was Dir die Sprache ver sagte, da fühlte ich mich kleiner als sonst überall, da tat ich auch Wünsche an Gott, mich Dir gleich zu machen . . .“ Am Schlusse des Briefes lesen wir: „Ich sag nochmal, ich vergebe Dir; sieh eben hab ich in der Bibel das Leben Davids gelesen. Er und Jonathan liebten sich wie mein Selim und Sangir (d. i. Schiller und Scharffenstein), ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich sie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben! — und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit — — — aber im Himmel werd ich ja edle Herzen finden. Leid ist mir's, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir lügen strafen mußte:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich,
Wie Tu mich, mein Scharffenstein,
Selim liebte seinen Sangir zärtlich.
Wie ich Dich, mein lieber Scharffenstein!“

Scharffenstein, 1817 als General gestorben, hat Jugenderinnerungen hinterlassen, die im Jahre 1837 im Cottaschen Morgenblatt ver-

öffentlich wurden.

Darin sagt er:
„Schiller schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Auf-
ruhr war; nie ist eine tollere Prouillerie (Zwißt) zwischen Ver-
liebten so effektvoll geschrieben worden.“

Die Verstimmung zwischen beiden dauerte, so lange sie in der Akademie waren. Sie gingen jetzt aneinander vorbei, ohne nur ein Wort zu reden. Scharffenstein verließ zum Glück

bald nachher die Akademie als Leutnant; Schiller folgte im Dezember 1780 als Regimentsmedikus. Jetzt war der alte Groll zwischen beiden vergessen und schon beim ersten Wiedersehen bei der Parade wurde es Scharffenstein nach eigener Aussage schwer, dem alten Freunde nicht vor versammeltem Kriegsvolk um den Hals zu fallen. Die alte Freundschaft ward wieder hergestellt.

Dazu gesellten sich die andern Freunde, die Bibliothekare Peter-
sen und Reichenbach und der Arzt von Hoven. Scharffensteins alte Treue bewährte sich besonders bei der Flucht Schillers aus Stuttgart. Den letzten Abend vor der Ausführung derselben verbrachte Schiller mit ihm auf der Wache. Scharffenstein berichtet darüber: „Unvergesslich bleibt mir eine dem Gefühl ganz ausschließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wache zubrachte.“ Das Wach-
lokal war am Ghlinger Thor, durch das Schiller mit seinem Gefährten Streicher hinausfahren mußte. Scharffenstein saß innen im Wacht-



Dr. Friedrich Wilhelm von Hoven
Nach einem Stich von Preißel



Andreas Streicher

zimmer, während der diensttuende Unteroffizier die beiden Reisenden nach dem Ziel ihrer Reise, nach ihren Namen usw. fragte. Er hatte nichts auszusehen, kannte keinen der beiden und so durften sie ungehindert ihre Reise fortsetzen. Scharfstein brauchte nicht einzureisen. Von jetzt ab trat dieser in den Hintergrund. Wir hören nicht mehr viel von ihm, auch scheinen beide nicht viel miteinander korrespondiert zu haben. Petersen und Hoven allein blieben stets in einem gewissen Verkehr mit Schiller. Als Mitglied der Mannheimer

Teutschen Gesellschaft setzte es dieser durch, daß Petersen einen Preis für eine sprachhistorische Arbeit bekam.

Ganz besonders viel hielt Schiller auf Hoven. Er suchte ihn später in seine Nähe zu ziehen und als in Jena eine medizinische Professur erledigt war, hoffte er sicher, daß Hoven diese übertragen würde. Da dies trotz seiner Bemühungen nicht gelang, wollte er ihn als Arzt nach Weimar ziehen, allein wieder vergeblich. Sogar ein medizinisches Werk Hovens empfahl er einem befreundeten Buchhändler zum Verlag.

Ein Wiedersehen der beiden Freunde erfolgte erst im Jahre 1793, als Schiller seinen Besuch in der Heimat machte. Da wohnte Schiller bei Hoven im Hause in Ludwigsburg. Der Verkehr mit dem alten treuen Freunde war für Schiller ein sehr angenehmer. Hoven hat selbst in seiner Autobiographie über seine Freundschaft mit Schiller berichtet.

Der uneigennützigste und selbstloseste aller bisherigen Freunde Schillers ist der Musiker Andreas Streicher. Ihm kommt in dieser Beziehung keiner gleich. Schiller zu lieb trat er seine Reise zu dem berühmten Musiker J. S. Bach, die er im Frühjahr 1783 unternehmen wollte, schon im Herbst 1782 an. Er reist mit ihm, der als Flüchtling die Stadt verläßt. Ihm zuliebe entschließt er sich einen falschen Namen — Dr. Wolf — anzunehmen, unter diesem zu reisen und sich so mancherlei Gefahren auszusetzen, während er doch überall frei und ungehindert unter seinem wahren Namen als Andreas Streicher hätte auftreten können. Wahrlich es hätte sich wohl nicht leicht ein anderer gefunden, der sich so opferwillig in allem gezeigt hätte, wie Andreas Streicher. Er theilte mit Schiller freiwillig nicht bloß alle Gefahren und alle Nöten, sondern auch, was noch mehr bedeuten will, all sein Geld. Und nachdem sie die vorhandenen Mittel mit einander ausgebraucht haben, da bittet er seine Mutter um neues Reisegeld und theilt es wieder mit dem Flüchtling. Ja es kam so weit, daß er den Zweck seiner Reise ganz vergaß, seine Pläne nach Hamburg aufgab und in Mannheim blieb. Statt zu J. S. Bach zu wandern, was lange sein sehnlichster Wunsch gewesen war, und von ihm zu lernen und sich in der Musik zu vervollkommen, bleibt er in Mannheim, an das er nie gedacht hatte. Dort gibt er jetzt Klavierunterricht, um sich die nötigen Lebensmittel zu verschaffen. Und in diese Lage kam er lediglich aus Freundschaft mit dem Flüchtling Schiller. Wahrlich sein Beispiel von Opfermut und Treue steht ziemlich vereinzelt da. G. Körner, von dem nachher die Rede sein wird, hat Schiller auch auf das edelste unterstützt, aber er gab von seinem Überfluß, während Streicher all sein Geld und dazu seinen Lieblingsplan opferte. Einem solchen edlen Mann konnte es darum auch nicht schlecht gehen. Es gelang ihm, allerdings erst später, in

Wien ein Pianofortegeschäft zu gründen und sich eine angesehenere Stellung zu erringen. Von Wien aus lud er auch Schiller zum Besuch ein, aber dieser konnte der Einladung nicht folgen. So kam es, daß die Freunde sich nach ihrer Trennung niemals wieder sahen.

Ein dauerndes Denkmal seiner Freundschaft und Liebe hat Streicher dem Dichter in dem Büchlein gesetzt, in welchem er ausführlich Schillers Flucht und Aufenthalt in Mannheim schildert. Es wird stets eine Hauptquelle für diese Lebensperiode Schillers bilden.

Es bleibt uns noch übrig, davon zu reden, wie sich Schiller selbst gegen Streicher verhielt. Da müssen wir gleich die Tatsache feststellen, daß Schiller Streicher, trotz dessen aufopfernder Freundschaft in schwerer Zeit, niemals so nahe getreten ist, wie etwa Körner. Er hat zwar stets dankbar sich Streichers erinnert, aber die Lebensanschauungen der beiden Männer und ihre geistigen Fähigkeiten waren offenbar zu verschieden, als daß sie eine Anziehung hätten bewirken können. Der Altersunterschied war zwar nicht groß: Schiller war zwei Jahre älter; aber diese zwei Jahre Differenz hätten schwerlich einen Einfluß gehabt, wenn eine innere geistige Harmonie zwischen beiden vorhanden gewesen wäre. Lediglich der großen Verehrung Streichers verdankte es Schiller, daß er an ihm einen so treuen Genossen seiner Flucht hatte. Man sollte meinen, daß zwei Personen, die durch solch außergewöhnliche Umstände aneinander gekettet waren, sich nie wieder trennen würden, oder wenigstens einen regen Briefwechsel unterhalten würden. Aber wir wissen nur von drei Briefen, die Schiller an Streicher geschrieben, zwei aus Bauerbach im Jahre 1783 und einer aus Jena im Jahre 1795.

Von Bauerbach lehrte Schiller als Theaterdichter nach Mannheim zurück. Unter seinen dortigen Freunden verdient der Schauspieler Heinrich Beck besonders genannt zu werden. Er war der einzige, mit dem er das brüderliche Du tauschte. Im gastlichen Hause Beck's, der mit der tüchtigen Schauspielerin Karoline Ziegler verheiratet war, verbrachte Schiller gar manchen Abend. Es herrschte dort ein sehr gemüthlicher Ton, der Schiller ungemein behagte.



Christian Gottfried Körner
Nach einem Schabekblatt von Christian Mayer



Minna Körner, geb. Stod
Silberstiftzeichnung von Dora Stod

Der größte Schauspieler Mannheims, A. Jffland, war als Dichter Schillers Rivale. Die dichterische Thätigkeit machte sich auch im Benehmen des Theaterintendanten H. von Dalberg geltend.

Von Mannheim rief Gottfried Körner, der Vater des Dichters Theodor Körner, Schiller nach Leipzig. Unter ganz eigentümlichen Verhältnissen war er Schiller nahe getreten. Er und sein Freund, der Schriftsteller Ferdinand Huber, schrieben dem Dichter aus reinsten Bewunderung seiner Werke einen herrlichen Brief voll jugendlicher Begeisterung. Der Brief war begleitet von einer Briestafche, welche die Pränke der beiden, Minna und Dora Stod, gestickt hatten. Dazu kamen noch die Porträts der beiden Brautpaare, mit Silberstift von Dora gezeichnet. So beglückt Schiller auch über dieses

Zeichen von Verehrung und Freundschaft war und so sehr er es auch überall rühmte, so ließ er doch die Absender ein volles halbes Jahr warten, ehe er ihnen dankte. Erst in der Not erinnerte er sich ihrer wieder und jetzt suchte er bei ihnen Hilfe. Und er fand sie auch in einer ganz ungeahnten Weise. Die Freundschaft, die er mit Körner schloß, dauerte das ganze Leben hindurch. Sie war die innigste, die Schiller je geschlossen. Sie beruhte auf gegenseitiger Achtung



Dora Stöck
F. Hubers Braut
Nach einem Selbstportrait

und Liebe. Ferdinand Huber war anfangs der dritte im Bunde. Wenn dies später nicht mehr der Fall war, so trug er selbst die Schuld daran, weil er seine Braut Dora Stöck ausgab.

Körner hat Schiller am besten verstanden, ihm hat der Dichter daher auch sein Innerstes geöffnet und sich ihm ganz hingegeben. Gleich bei Beginn der Freundschaft, ehe er ihn nur persönlich kannte, hat er ihm auf seine Bitte zur Zahlung seiner Mannheimer Schulden die Mittel, eine ziemlich große Summe, vorgestreckt. Und damit nicht genug entthob er ihn auch noch aller Nahrungsvorgen, damit er sich ungehindert der Poesie widmen könnte. Als Körner nämlich einen Einblick in Schillers finanzielle Verhältnisse getan hatte, bat er ihn aus eigenem Antrieb, „ihn wenigstens ein Jahr lang aus der Not-

wendigkeit des Brotverdienens sehen zu dürfen.“ Schiller war von diesem edlen Anerbieten überrascht; er nahm mit dankbarer „Freimütigkeit und Freude“ an. Das Zusammenleben mit Körner ward ihm schließlich ein solches Bedürfnis, daß er zeitweilig nur in dessen Anwesenheit ernstlich arbeiten konnte. War Körner einmal verreist, was bisweilen vorkam, so erschien Schiller das Leben „einsiedlerisch, traurig und leer“; ja er bekam sogar „schreckliche Vangeweile“, weil er von anderer Gesellschaft fernblieb.



Ludwig Ferdinand Huber.
Silberstiftzeichnung
von Dora Stod

Auch nach der Trennung von Körner blieb das Verhältnis zwischen beiden stets dasselbe. Der schöne Briefwechsel, den sie miteinander führten und der uns erhalten ist, und die gegenseitigen Besuche, von denen berichtet wird, bezugen uns das. Schiller freute sich wie ein Kind, wenn er seinen Körner besuchen konnte. Leider vergällte ihm die Krankheit häufig diese Freude. Als ihm Körner im Januar 1796 einen Besuch, den er dann im April ausführte, ankündigte, da schrieb er ihm zurück (am 1. Februar): „Gebe mir der Himmel, nur solange Ihr hier seid, eine erträgliche Gesundheit, gerne wollte ich einige Monate voraus dafür leiden.“ Ebenso wünschte er einmal, als er Körner einen Besuch in Aussicht stellte, im voraus krank zu sein, um während seines Aufenthalts bei ihm von der Krankheit verschont zu bleiben, und um mit ihm sich ungestört der

Freude und dem Genuß hingeben zu können. So viel lag ihm an seinem Körner!

Nach Schillers Tode war es Körner, der die erste Gesamtausgabe der Werke seines Freundes nebst biographischer Einleitung dazu, besorgte, 1812 bis 1815. Diese Ausgabe ist lange Zeit maßgebend gewesen und Körners Einteilung der Gedichte in drei Perioden wird noch heute im allgemeinen festgehalten.

Nächst Körner ist es Goethe, der im Freundeskreis Schillers die wichtigste Stelle einnimmt. Aber diese Freundschaft war nicht durch innere Herzensharmonie hervorgerufen, sondern durch ein gemeinschaftliches literarisches Interesse bedingt. Erst in späteren Jahren nach längerer persönlicher Bekanntschaft sprach auch das Herz mit. Anfangs standen beide einander schroff gegenüber. Den Anlaß gaben Schillers Jugenddramen, insbesondere „Die Räuber“. Goethe war über diese wenig erbaut. Er hatte von seiner italienischen Reise einen geläuterten Kunstsinne mitgebracht und darum widerten ihn alle Produkte des Sturms und Drangs an. Absichtlich vermied er daher jede Gelegenheit zu einer Verührung mit Schiller. Dieser selbst empfand das bitter und wurde dadurch gegen Goethe eingenommen. Am 7. September 1788 fügte es sich, daß sie sich im Hause von Karoline von Neulwitz trafen. Schiller bezweifelte aber nachher, ob sie „einander je sehr nahe rücken werden“. So steif und förmlich war offenbar die Unterhaltung gewesen. Schiller erklärte Goethe für einen „Egoisten in ungewöhnlichem Grade“. Freilich fügte er dazu die Bemerkung: „Ich könnte mich aber übereilen“. Er wollte also nicht ungerecht sein, sondern nur den persönlichen subjektiven Eindruck schildern, den er von Goethe gewonnen hatte. Wenn er dann später einmal bei einer Vergleichenng fand, daß Goethe ihm „überall im Wege“ sei, so hatte sich seine Anschauung noch nicht geändert. Das ging auch nicht so rasch, bei Goethe so wenig als bei Schiller. Beide standen sich noch lange fremd und kühl gegenüber. Erst im Mai 1794 folgte eine erste Annäherung. Da wohnten beide einer Sitzung der „Naturforschenden Gesellschaft“ in Jena bei. Auf dem Heimweg führten sie eine merkwürdige Unterredung über die „Aepflanze“. Damit war der Pann gebrochen. Ein erneutes Zusammentreffen im Juli diente dazu, das



Eisenguß-Porträt

Aus R. v. Schillers Nachlaß
Original im Besitz von Frau A. Lanz

Mißverständnis vollends zu beseitigen. Als bald darauf Schiller Goethe zur Teilnahme und Mitarbeit an seiner neugegründeten Zeitschrift „Die Horen“ einlud, da nahm Goethe die Einladung mit den Worten an: „Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.“ Damit war das Verhältnis beider Dichter zu einander mit einem Schlag geändert. Von jetzt ab blieben sie dauernd verbunden. Häufig besprachen sie ihre Dichtungen miteinander: so übte Schiller z. B. durch seine Kritik einen wesentlichen Einfluß auf Goethes „Wilhelm Meister“ und umgekehrt ließ er sich bei seinem „Wallenstein“ durch den Rat, den ihm Goethe für einzelnes erteilte, leiten. Für eine Auskunft über astrologische Bedenken z. B. dankte er ihm einmal mit den Worten: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund“. (11. Dezember 1798.) Auch zu einem gemeinsamen Werke verbanden sie sich. Im Jahre 1796 gaben sie die Xenien, in welchen sie eine scharfe Kritik an ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen übten, miteinander heraus. Sie sind das schönste Denkmal ihrer gemeinsamen dichterischen Tätigkeit. Das Eigentums-

recht des einzelnen sollte aufgehoben sein, jeder sollte einmal das Ganze in seine gesammelten Werke aufnehmen. Das war ihr ursprünglicher Plan; wenn dieser auch nicht eingehalten wurde und den Produkten entsprechend auch nicht eingehalten werden konnte, so zeugt doch der Gedanke allein schon von ihrer innigen Verbindung. Sie schätzten sich gegenseitig gleich hoch. Goethe schrieb am 5. Januar 1798 an Schiller: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht.“

Und Schiller äußerte wohl in Erinnerung an dieses Wort: „Ich bin Goethen sehr viel schuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe.“ Sie waren also beide sich wohl bewußt, wieviel sie sich gegenseitig zu verdanken hatten. Ihr Bund ist Zeuge davon, wie Interessengemeinschaft zusammenführt, und wie daraus sich Freundschaft entwickelt.

Im Jahr 1800 unternahm es Schiller seinen Freund Goethe gegen seine dänischen Freunde zu verteidigen. Er schrieb darüber an die Gräfin Charlotte von Simmelmann, daß er seine Bekanntschaft mit Goethe für das wohlthätigste Ereignis seines ganzen Lebens halte.



Erzengnis-Portrait

Aus R. v. Schillers Nachlaß
Original im Besiz von Frau A. Lang

„Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Wiederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute.“ Wir sehen daraus, wie beglückt Schiller durch Goethes Freundschaft war; und das war im Jahre 1800 nicht anders als in späteren Jahren. Da erscheint es nun kleinlich, wenn man gegen die Innigkeit ihrer Freundschaft anführen wollte, daß sie nicht einmal das brüderliche Tu tauschten. Sie sind eben nicht miteinander herangewachsen, sondern erst als Männer einander nahe getreten und da sahen sie von solchen Außerlichkeiten ab, zumal Goethe zehn Jahre älter war. Zwischen Schiller und W. v. Humboldt bestand genau daselbe freundschaftliche Verhältnis. In beiden Fällen waren die Beziehungen deswegen gleich innig.

Von Goethes aufrichtiger Freundschaft zeugt der Briefwechsel mit Schiller, dessen erste Teile Goethe im Jahr 1828 erscheinen ließ. Der sechste Teil desselben kam im Jahr 1829 heraus. Dieser enthält eine Vorrede Goethes, eine Widmung an den König Ludwig von Bayern, denselben Ludwig I., der im Jahre 1827 den Anlaß gegeben hatte, daß Schillers Gebeine wieder vereinigt und schließlich in der Fürstengruft beigesetzt wurden. Diese Vorrede verdankt wohl ihr Dasein nur dem Umstande, daß Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar im Juni 1828 gestorben war. So war es also ein merkwürdiges Glück, daß das Werk damals noch nicht ganz erschienen war, denn jetzt glaubte Goethe keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen. Jetzt sprach er offen und frei seine Meinung aus, die für den Weimarischen Hof die schwersten Vorwürfe enthielt. Wir begreifen jetzt auch, warum Schiller nicht in Weimar absterben wollte, und warum er noch im Jahre 1804 daran dachte in Berlin ein Amt anzunehmen. Goethe schrieb in dieser Vorrede: „In bezug auf die von Ev. Königl. Majestät zu meinem unvergeßlichen Freunde gnädigst gefaßte Reigung mußte mir gar oft, bei abschließlicher Durchsicht des mit ihm vieljährig gepflogenen Briefwechsels die Überzeugung beugehen: wie sehr



demselben das Glück, Erw. Majestät anzugehören, wäre zu wünschen gewesen.“ Das führte er dann noch weiter aus mit den Worten: „Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude und der Welt zu dauernder Erbauung.“

Welch edle freundschaftliche Gesinnung gegen seinen verstorbenen Freund leuchtet doch aus diesen Worten hervor! Je älter Goethe wurde, um so mehr hat er offenbar Schillers Bedeutung erkannt, um so mehr hat er gefühlt, wie viel er an ihm verloren. Diese Worte Goethes verrät mehr als vieles andere die innige Freundschaft, die ihn mit Schiller verband.¹⁾

Auf ähnlicher Grundlage ruhte auch die Freundschaft mit Wilhelm von Humboldt. Schiller hatte ihn über Weihnachten 1789 durch Karoline von Neulwih in Weimar kennen gelernt. Er gefiel ihm anfangs nicht; er war in seinen Augen „zu flüchtig“; aber schon ein paar Tage nachher bezeichnete er ihn als „fähigen Kopf und edlen Charakter“. Es ging ihm also in seinem Urteil wie bei Goethe. Die gemeinsame Liebe zum griechischen Altertum verband sie rasch. Dazu kam noch das gleiche Interesse für Philosophie und Aesthetik bei beiden. Das waren lauter Berührungspunkte, die ihre An-

¹⁾ Auf die Freundschaft der Väter läßt auch die Freundschaft der Kinder schließen. Aus den handschriftlichen Notizen, die Karl Freiherr von Schiller hinterlassen hat, bekommen wir ein schönes Bild davon. Er erzählt: „Wir wohnten nun (1800) für immer in Weimar, ich kam sehr viel in Goethes Haus, da ich mit dessen Sohn August sehr bekannt war und fast täglich mit ihm zusammen war. Überhaupt habe ich damals sowie auch später viele vergnügte Stunden in jenem Hause verlebt, da ich auch sehr wohl bei Goethes nachheriger Gattin, der damaligen Dameßell Vulpius angeschrieben war. Später war ich oft wochen- und monatsweise in Goethes Haus, wenn meine Eltern etwa abwesend waren.“ Er ward wie das „Kind vom Haus“ behandelt. An anderer Stelle schreibt derselbe: „In Weimar hatte ich mit Goethes Sohn August Unterricht seit einigen Jahren bei dem Kollaborator Eiserl.“ In Schillers Kalender sind an Eiserl, der zugleich Lehrer am Weimarer Gymnasium war, Zahlungen für seinen Unterricht notiert.



W. v. Humboldt,
gemalt von G. Krüger, gestochen von J. L. Raab.

ziehungskraft stets ausübten, und beider Freundschaft förderlich waren. Freilich war auch das persönliche Interesse ebenso wirksam, vielleicht noch mehr als bei Goethe.

Zu den beiden andern Klassikern Weimars, Wieland und Herder, waren die Beziehungen viel lockerer. Anfangs schien sich auch mit ihnen eine innigere Freundschaft entwickeln zu wollen, aber bald zeigte es sich, daß die Geister zu verschieden waren, als daß sie einander

dauernd hätten fesseln können. Bei Wieland gefiel es Schiller anfangs gut, zumal da er stets gerne mit schwäbischen Landsleuten verkehrte. Manchen Abend verbrachte er in seinem Hause und Wieland gab sich redlich Mühe, ihn in seinem Hause festzuhalten; hoffte er doch auch inöheim, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen. Er bot alles auf, um ihn ganz für sich zu gewinnen. Anfangs gelang ihm das, wie wir aus einem Brief Schillers an Körner vom 8. Dezember 1787 schließen dürfen. Da schrieb Schiller: „Wielands Haus besuche ich jetzt am fleißigsten und ich glaube, es wird so bleiben.“ Daß er damals selbst an die Möglichkeit einer Verheiratung mit einer der Wielandschen Töchter dachte, scheint aus dem Zusatz hervorzugehen, den er dem Briefe beifügte: „Laß diese Stelle unsere Weiber nicht

lesen.“ Die „Weiber“ sind Minna Körner und ihre Schwester Dora. Der Ausdruck gestattet zugleich einen Schluß auf den intimen Verkehr Schillers mit dem Körnerschen Kreise.

Schiller wurde bei Wieland ganz wie ein Kind des Hauses gehalten. Das imponierte ihm und er vergalt eine Liebenswürdigkeit mit der andern. So pflegte er z. B. im November 1787 den kranken Wieland mit großer

Sorgfalt und widmete sich seiner Pflege so eifrig, daß er, wie er sagte, gar nicht aus dem Zimmer des Kranken kam. Wieland suchte ihn immer mehr an seine Interessen zu fesseln. Sein „Mercur“ sollte das Bindemittel werden; aber bald erfolgte Schillers Bekanntschaft mit Charlotte von Lengefeld und nun änderte sich die Lage plötzlich. Schiller ward in Wielands Hause zurückhaltender und so konnte sich die Freundschaft mit Wieland nicht weiter entwickeln. Doch bewahrte er ihm stets eine dankbare Gesinnung und blieb auch noch für seinen „Mercur“ tätig; ebenso wirkte Wieland im Jahre 1791, als sich Schiller von seiner schweren Krankheit erholte, an Schillers Tamentaler für 1792 mit.

Ganz anders waren die Beziehungen zu Herder. Bei dem ersten Besuche in seinem Hause war Schiller ganz entzückt von ihm. „Er hat mir sehr behagt, seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. . .

10°



Christoph Martin Wieland
Nach einem Stich von Lips



Johann Gottfried Herder

Ich glaube, ich habe ihm gefallen, denn er äußerte nochmals, daß ich ihn wieder sehen möchte.“ So schrieb er an Körner. Nachher äußerte er: „Ich bin willens, Herder diesen Sommer sozusagen zu verzehren.“ Diese Anfänge ließen auf einen guten Fortgang schließen; denn auch Herder ward wie Goethe Mitarbeiter an den „Horen“. Dann aber trat der Bruch mit Goethe

ein. Die weitere Folge war auch eine Entfremdung mit Schiller, die schließlich in förmlichen Haß Herders gegen dessen Dramen ausartete.

Ein treuer Freund Schillers war der Buchhändler Gotta in Tübingen. Es war eine besonders glückliche Fügung, daß Schiller gerade mit ihm in Verbindung trat, er erkannte ihn bald als einen durch und durch reellen Geschäftsmann, der sein Interesse so gut wie sein eigenes wahrte. Gotta benahm sich gegen Schiller stets edel und hochherzig, sah in ihm nicht bloß den Schriftsteller und Dichter, von dessen Produktion er Gewinn zog; er schätzte auch den Menschen Schiller sehr hoch und war stets für sein Wohl besorgt, besonders in Krankheitsfällen. Da ließ er ihm wiederholt Wein zusenden. Eine besondere Sorge bewies er dadurch, daß er aus eigenem Antrieb einen Blitzableiter an Schillers Hause anbringen ließ. Mit der Honorierung von Schillers Werken war Gotta sehr freigebig; er zahlte ihm wiederholt höhere Honorare, als er vertragsmäßig zu entrichten verpflichtet gewesen wäre. Schiller gab ihm daher schließlich



Joh. Friedr. Freiherr von Cotta

alle seine größeren Dichtungen in Verlag, nur einzelne Gedichte überließ er andern befreundeten Verlegern für ihre Zeitschriften. Wie sehr er auf den Vorteil Cottas bedacht war, sehen wir aus manchem. So schrieb er ihm im Mai 1802, mit Goethe sei kein guter Handel zu treffen, es sei noch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben. Im Juni desselben Jahres forderte er ihn auf, sich mit andern Verlegern zusammenzutun und gemeinsam einen Almanach

herauszugeben. Ein Zeichen seines unbedingten Vertrauens zu Gotta ist auch die Tatsache, daß er ihn nach dem Tode seiner Mutter (29. April 1802) zu seinem Mandatar bei der Erbschaftsteilung ernannte. Gottas Freundschaft erstreckte sich auch nach dem Tode Schillers auf dessen Hinterbliebene, für die er in edelster Weise bei dem Abschluß der Verlagsverträge sorgte.

Im Anschluß wollen wir noch Schillers Verhalten gegen seine Wohltäter erörtern. Wir erwähnen zuerst die Familie des Baumeisters Hölzel in Mannheim, bei der Schiller wohnte zu der Zeit, als er Theaterdichter daselbst war und in Not und Schulden geriet. Den schwer Bedrängten rettete Hölzel, obwohl er selbst nicht viel hatte, und als dieser selbst später in Not kam, da trat Schiller für ihn und seine Familie ein. Er tat alles, was er vermochte. Aus dem rührenden Briefe, den Frau Hölzel an Schiller gerichtet hat, sehen wir, wie außerordentlich Schiller für sie besorgt war. Sie schrieb: „Der Winter ist so streng für mich und die Meinigen, ich las Ihren alten freundschaftlichen Brief, wo Sie mir erlauben und sagen, Hölzel, wenden Sie sich allemal an mich, schonen Sie mich nicht. . . . Der weiße Kopf Hölzel legt sich nahe an Ihr wohltätiges Herz und Ich.“ Schiller ließ ihnen sofort durch Gotta eine größere Summe anweisen und sorgte insbesondere noch für ihren Sohn, der eine Stellung am Mannheimer Theater erhielt.

Ganz anderer Art waren die Wohltaten, die der Koadjutor, spätere Fürst-Primas, Karl von Dalberg, Schiller erwies. Er war durch Karoline von Neulwih mit dem Dichter bekannt geworden und hatte großes Interesse für seine Dichtungen gewonnen. Er war sehr darauf bedacht, Schiller eine angenehme Lebensstellung zu verschaffen, und hätte es wohl auch sicher getan, wenn ihn nicht schließlich seine eigenen Verhältnisse daran gehindert hätten. Mit größter Teilnahme begleitete er Schillers Leben und Wirken und liebte es, denselben insgeheim zu unterstützen. Wiederholt sandte er ihm anonym größere Geldgeschenke und lud ihn auch zu sich ein. Er wollte sogar die Kosten von Schillers Hochzeit übernehmen und ein großes Hochzeitmahl anrichten, was aber Schiller, der seine Hochzeit nur im

allerengsten Kreise zu feiern wünschte, ablehnte. Karl von Dalberg machte auf diese Weise wieder gut, was sein Bruder, der Intendant Heribert von Dalberg in Mannheim, an ihm gefehlt hatte. In dankbarer Gefinnung wollte Schiller ihm seinen „Wilhelm Tell“ widmen, aber dieser lehnte aus Bescheidenheit eine solche öffentliche Anerkennung ab. Darum mußte er sich begnügen, ihm in ein Exemplar des „Tell“ die Widmung einzuschreiben. Es geschah am 22. April 1804. Da schrieb er das Gedicht „Wilhelm Tell“ nieder:

Wenn rohe Kräfte feindlich
sich entzweien,
Und blinde Wut die Krieges-
flamme schürt, . . .

Es schließt mit den Worten:

Und solch' ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen.

Schließlich müssen wir auch noch der beiden dänischen Wohltäter Schillers, des Prinzen Christian von Augustenburg (Urgroßvater der jetzigen deutschen Kaiserin) und des Grafen Ernst von Schimmel-



Stich von T. Berger



Prinz Friedrich Christian
von Augustenburg.

Nach dem Bild von Graff (1791)
im Schlosse zu Primenau.

mann gedenken. Beide haben dem kranken Dichter im November 1791 für drei Jahre je 1000 Taler Pension angeboten „um der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten“. Mit dankbarem Herzen nahm Schiller das Anerbieten an, weil die Verbindlichkeit das zu leisten, was er könne, es ihm gebiete. Seinen Dank stattete er dem Prinzen ab durch die Widmung seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Er hatte den Plan gehabt, nach Kopenhagen zu reisen, um seine Wohlthäter kennen zu lernen und ihnen persönlich zu danken, führte aber sein Vorhaben nicht aus, was gewiß ein anderer nicht wohl versäumt hätte. Das zeigt aber seine edle Gesinnung, denn er fühlte sich durch die empfangene Wohlthat zu ernstlicher Arbeit verpflichtet; von jeder Art von Schmeichelei aber war er weit entfernt. Ein Besuch am dänischen Hofe hätte ihn vielleicht noch weitere Vorteile gebracht, vielleicht sogar eine Stellung daselbst. Er ging nicht dorthin. Nichtsdestoweniger war er seinen Wohlthätern stets dankbar gesinnt, obwohl er sie mit keinem Auge gesehen hat.

* * *

Allein Schiller hat nicht bloß Gutes mit Gutem vergolten — das ist etwas Natürliches bei jedem Menschen, dessen Herz nicht verhärtet ist —, er hat auch aus freien Stücken von selbst, soviel er vermochte, anderen, die er nicht kannte, die ihm völlig fern standen,

Gutes erwiesen. Denn daß ein Mann wie er, der selbst so viele Wohltaten in seinem Leben erfahren durfte, auch seinen bedrängten Nebenmenschen gegenüber ein offenes Herz und eine offene Hand hatte, versteht sich bei seinem Charakter von selbst. Die Geschichte seines Lebens hat uns schöne Beispiele von seiner Freude und Lust am Wohltun überliefert.

Einen Bittenden wies Schiller, wenn er irgendwie in der Lage war, seinen Wunsch zu erfüllen, nicht leicht ab. Das durfte, soviel uns bekannt, vor allem die studierende Jugend erfahren. So hat er, um ihm zu helfen, einem schwedischen Studenten, namens Berling, literarische Arbeiten, Übersetzungen, übertragen. Aber auch ohne jeden Nutzen unterstützte er verschiedene Studenten. Wir wissen aus seinem Kalender, daß er im Jahre 1799 einem armen kranken Studenten Steinhaus wiederholt mit Geld aus der Not half. Der Kalender verzeichnet wiederholt kleinere Zahlungen an ihn von 1—3 Laubtalern (eine französische Silbermünze von 5 Francs 82 Centimes, die im Auslande viel kursierte). Auch einen Arzt sandte ihm der Dichter. Im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv finden sich noch zwei Zeugen aus jener Zeit, zwei Briefe, die der unglückliche junge Mann, der weder Eltern noch Geschwister mehr hatte, an Schiller schrieb. Sie fließen von Dankbarkeit gegen den Wohltäter über. Auch von einem Verwandten des Steinhaus, Dr. Egbert in Auzich, ist ein Brief in dem genannten Archiv vorhanden. Egbert dankt darin für die Unterstützung bezw. Rettung seines unglücklichen Vetter's, den er selbst nicht habe unterstützen können.¹⁾

Ferner hat uns der Kalender den Namen eines Studenten Hobein überliefert, der Schiller um Unterstützung bat. Ob ihm der Dichter diese gewährte, wissen wir nicht; aber schwerlich hat er den Bittenden, wenn anders er würdig war, abgewiesen.

Schließlich ist noch ein außerordentlicher Fall zu erwähnen. Es wird uns nämlich berichtet, Schiller habe einen Studenten, dessen Name aber nicht genannt ist, vom Selbstmord zurückgehalten. Der Vorgang wird also berichtet: Schiller hörte auf einem Morgen Spazier-

¹⁾ In der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 9. Oktober 1883, Nr. 234, sind die beiden Briefe von Steinhaus abgedruckt.

gang durch das Rosenthal bei Leipzig in der Nähe der Weiße aus dem Gebüsch leise Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß springen wollte, und Gott um Verzeihung für diese Sünde flehte. Bestürzt durch den Anblick eines Zeugen, erwiderte er auf Schillers Fragen: „Zwei Wege sind mir freigelassen, mein Leben zu enden; entweder muß ich eines schmachlichen Hungertodes sterben, oder aus freiem Entschluß eine schnellere und minder qualvolle Todesart wählen.“ Er erzählte ihm dann, daß er ein Studiosus der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brot gegessen habe. Schiller gab ihm, was er von Geld bei sich trug, und nahm ihm das Versprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung seines Entschlusses zu denken. Einige Tage darauf erhob sich der Dichter als Hochzeitsgast bei einer angesehenen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gästen, erzählte den Vorgang auf eine begeisternde Weise, nahm den Teller und erntete von den Anwesenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieser Tat soll Schiller sein Lied „An die Freude“ gesungen haben. Wieviel an dieser Erzählung Wahres ist, läßt sich nicht feststellen: unrichtig aber ist, daß der Vorgang, wenn anders er nicht überhaupt in das Gebiet der Sage gehört, den Anlaß zu Schillers berühmtem Gedicht „An die Freude“ gegeben habe.

6. Im Kampf gegen seine Feinde

Die Feindschaften, die sich Schiller zuzog, waren meistens durch literarische Vorgänge hervorgerufen, sein Privatleben gab keinen Anlaß dazu.

Zum erstenmal finden wir ihn mit seinem Landsmann, dem Dichter Gotthold Staudlin in Stuttgart, in eine literarische Fehde verwickelt. Dieser hatte einen „Schwäbischen Musenalmanach“ auf das Jahr 1782 erscheinen lassen, an welchem nur schwäbische

Dichter beteiligt waren. Auch Schiller zählte dazu, aber gerade das veranlaßte die Feindseligkeit. Stäudlin hatte nämlich als Herausgeber nur ein Gedicht Schillers, und dieses eine verkrümelt, aufgenommen. Dadurch war Schiller in seiner literarischen Ehre schwer gekränkt und beschloß, sich zu rächen. Um Stäudlins Almanach zu „zermalmen“ — er wollte also keine kleine Rache nehmen — veröffentlichte er seine „Anthologie“, eine Blütenlese seiner eigenen Gedichte, in welchen er es an Ausfällen gegen Stäudlin nicht fehlen ließ. Nur wenige fremde Gedichte hatte er aufgenommen. Abgesehen war er schon vorher gegen Stäudlin aufgetreten und zwar gelegentlich einer Besprechung von Stäudlins „Proben einer deutschen Aneis nebst Iyrischen Gedichten“, in der er den Verfasser wenig glimpflich behandelt hatte. Es war ihm ein besonderer Genuß, ihm Fehler in seiner Uebersetzung nachzuweisen. Daran knüpfte er die Mahnung zu größerer Bescheidenheit. So heftig sich damals aber beide befehdeten, so versöhnten sie sich später doch wieder: Stäudlin erkannte neidlos in Schiller den größeren Dichter.

Am interessantesten aber ist Schillers Kampf gegen den Herzog Karl, der ihn von der Poesie abhalten und auf die Medizin festbannen wollte. Die Waffen, die Schiller in diesem ungleichen Kampfe anwandte, verraten den gewandten Diplomaten. Auch dem Herzog gegenüber bewahrte er seinen Mannesmut. Als ihm dieser schließlich bei Strafe der Kassation jedes weitere Schreiben an sich verbot, da ergriff er die Flucht. Er hatte zunächst durchaus nicht die Absicht, für immer sich von seiner Heimat zu entfernen, wollte vielmehr nur vom sichern Ort aus den Herzog zum Nachgeben zwingen. Das gelang ihm freilich nicht. Trotz aller aufgewandten diplomatischen Künfte erreichte er nur so viel, daß der Herzog ihm sagen ließ, er solle nur wiederkommen, er sei „gut gelaunt“. Allein Schiller traute — ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu sagen — dieser Versicherung nicht und so blieb ihm nichts übrig, als draußen in der Fremde zu bleiben und da sein Heil zu suchen. Und er fand es. Aber der Kampf blieb ihm auch nicht erspart. Im Anfang erst recht nicht. Was hatte er nur von dem Mannheimer Theaterintendanten, der Schillers erste Dramen nach seinem Kopfe modeln wollte, zu dulden? Freilich, was



Karl Eugen
Herzog von Württemberg und Teck
Nach einem zeitgenössischen Stich

konnte er, der arme Flüchtling, viel ausrichten gegen diesen gewaltigen Herrn von Dalberg! Ihm, der zugleich auch sein poetischer Rivale war, mußte er notwendig unterliegen und nachgeben, solange er in seinem Dienste war. Wie oft mag ihm das Wort in den Sinn ge-

kommen sein: Die Qual erlahme an meinem Stolz! Stets aber hat er gegen ihn seine Meinung frei und offen verfochten, wenn er auch den Wünschen Dalbergs willfahren mußte. Nach dem Ablauf seines Kontrakts mit ihm konnte er es sogar wagen, eine kleine Abrechnung mit ihm zu halten. Da sagte er ihm offen, daß bis jetzt das Mannheimer Theater mehr durch seine Stücke gewonnen habe, als seine Stücke durch das Theater. Niemals werde er sich in den Fall setzen, den Wert seiner Arbeit von diesem abhängig zu machen. Dies war seine „eigentliche“ Meinung.

Je mehr Schiller an Ansehen und Ruhm stieg, um so mehr folgte ihm Neid und Mißgunst. Aber in seiner Kampfnatur war er allen Feinden gewachsen. In schärfster Weise wehrte er alle Angriffe ab. Seine Gegner mußten es schwer empfinden, der eine wie der andere. Für keinen mag der Streit mit ihm vielleicht peinlicher gewesen sein, als für seinen einstigen Freund und Verleger, G. J. Göschen. Verlagsdifferenzen gaben den Anlaß zum Zwist. Göschen war unwillig, daß Schiller ihn beiseite setzte und Gotta bevorzugte. Es handelte sich um einen Neudruck des Don Carlos, den Göschen verlegt hatte. Schiller wünschte, daß Gotta auch diesen übernehme. Göschen wehrte sich mit Recht dagegen und auch Schiller sah anfangs ein, daß er, um gerecht zu sein, verbunden sei, „ihm dieses Stück nicht zu entreißen“. In diesem Sinne schrieb er am 11. Mai 1795 an Gotta; aber bald gewann sein alter Wunsch die Oberhand. Da kam er auf einen wenig edlen Einfall, indem er am 20. Juli d. J. an Gotta schrieb: „Was meinen Sie, wenn ich ihn jetzt noch etwas in Zorn brächte und ihm alsdann für ein großes Honorar den Verlag meiner Schauspiele anböte? Ich will indes diesen Schritt nicht tun ohne Ihre Einwilligung, aber so wie die Sachen stehen, bin ich fest überzeugt, daß er die Offerte grob zurückweisen und uns auf diese Art über den Carlos freie Hand lassen wird . . .“ Zum Glück ging Gotta, der durch und durch reelle Geschäftsmann, auf diesen unwürdigen Vorschlag nicht ein. Er handelte damit zweifellos ganz korrekt und auch ganz im Interesse Schillers, denn dieser wäre zweifellos in große Widerwärtigkeiten geraten, wenn er seinen Plan durchzuführen gesucht hätte. Er fügte sich also jetzt Gotta, aber nur ungern, denn noch

drei Vierteljahre später wünschte er, daß Gotta „zu Göschens Mortifikation“ die *Xenien* verlegen solle. Es war ihm also noch nicht gelungen, über seinen Haß Herr zu werden und sich selbst zu besiegen. Erst längere Zeit später kam es zur Versöhnung und die alte Freundschaft wurde wieder aufgefrischt. Dazu hat Gotta durch sein treffliches Verhalten ein gut Teil beigetragen. Die „*Xenien*“ verlegte er allerdings auch, aber die „Mortifikation“, zu deutsch Vernichtung Göschens, lag ihm dabei fern. Er verlegte sie lediglich als ein Werk Schillers und Goethes, das zugleich zur Verteidigung der Schillerschen, ebenfalls von ihm verlegten Monatschrift „Die *Horen*“ dienen sollte. Diese Zeitschrift erschien in den Jahren 1795—97. Die darin veröffentlichten Produkte fanden vielfachen Widerspruch und gar vieles wußte die Kritik daran auszusetzen. Die vielen Übersetzungen und philosophischen Abhandlungen, die darin aufgenommen waren, erregten besonderes Mißfallen. Schiller schwieg anfangs; dann aber erfolgte sein Strafgericht in den „*Xenien*“. Im Verein mit Goethe griff er in diesen „*Gastgeschenken*“ alles Platte, Gemeine und Aufgeblasene an. Ihre Epigramme waren gegen Zeitschriften, Almanache, Bücher, Personen und Zustände gerichtet. Schiller schlug darin überall die schärfere Tonart an, während Goethe, obwohl in ihm der Gedanke der *Xenien* zuerst aufgetaucht war, seiner Natur nach gemäßigter verfuhr. Wenn Schiller heftiger war, so mag dazu vielleicht auch sein leidender Zustand beigetragen haben, denn kranke Leute sind gewöhnlich reizbarer als gesunde.

Durch seine Tätigkeit als *Horen*-Redakteur und durch seine Ansfälle in den „*Horen*“ kam er mit verschiedenen Personen in Streit. So mit dem Philosophen Fichte. Von ihm hatte er einen für diese Zeitschrift bestimmten Aufsatz zurückgewiesen, weil er zu abstrakt war. Sein Verhalten hat er ausführlich in einem noch heute erhaltenen kurzen Briefwechsel mit Fichte begründet. Auch in den „*Xenien*“ erhielt Fichte sein Teil. Göschens wurde in zwei *Xenien* ziemlich glimpflich behandelt, andere kamen schlechter weg. Klopstock wurde verspottet, Friedrich Schlegel, der Schillers *Musen*almanach heruntergemacht hatte, wurde ebenfalls übel mitgenommen und ebenso Friedrich Graf Stolberg, der „*Die Götter Griechenlands*“

aufs heftigste angegriffen hatte. Zur „zierlichen Jungfrau von Weimar“ wurde Wieland gestempelt, die Schwächen des Dramatikers Jffland und des alten Anakreontikers Kammler wurden unbarmherzig aufgedeckt. Auch der nüchterne Aufklärer Nicolai in Berlin mußte viel Unangenehmes über sich ergehen lassen, und dieses Los traf noch viele andere. Wie sehr sich die Angegriffenen getroffen fühlten und wie fest die Hiebe saßen, geht daraus hervor, daß eine Menge Antixenien austauchten. Aber Schiller erwiderte darauf so wenig als Goethe, sie ließen ihre Gegner ruhig gewähren. Zudem hatten sie dieselben ja herausgefordert. Der Anlaß dazu kam zunächst nicht in Betracht. Jene waren auf alle Fälle die Angegriffenen, die das Recht hatten, sich zu wehren. Das sahen die beiden großen Verbündeten wohl ein und ließen ihnen daher dieses Vergnügen. Zudem waren sie der Ansicht, daß sie sich nach diesem tollen Wagemut nur großer und würdiger Kunstwerke befleißigen dürften. Daran hielten sie fest und verschmähten es, sich mit ihren Gegnern herumzuschlagen. Sie hatten in den Xenien ein „kritisches Fegfeuer“ angezündet und damit hatten sie ihren Zweck erreicht. Um die Folgen kümmerten sie sich nicht, so leicht es ihnen vielleicht jetzt gerade geworden wäre, und so viel neuen Stoff und Anlaß zu weiteren Xenien diese Antixenien auch geboten. Sie waren von dem Resultate vollkommen befriedigt.

Schließlich ist auch noch auf die literarische Fehde hinzuweisen, die Schiller mit dem Dichter G. A. Bürger zu bestehen hatte, dessen Gedichte er sehr scharf, aber nicht ungerecht kritisiert hatte. Bürger erwiderte gekränkt. Schiller erkannte rasch die Blößen, die jener sich dabei gab und darauf richtete er einen neuen Angriff. Er hatte überhaupt einen scharfen Blick für die Schwächen seines Gegners. An diesen faßte er ihn gleich fest und sicher. Sein Grundsatz war: „Das einzige Verhältnis gegen das Publikum, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg. Den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich.“ So hatte er sich einst Goethe gegenüber über die Wirkung des „Sammlers“ geäußert und so dachte er noch immer. Freilich war sein Verhalten im direkten persönlichen Verkehr mit dem Gegner ganz anders. Wenigstens sagt uns seine Schwägerin Karoline

von Wolzogen darüber: „Mit der Feder konnte er schärfer sein und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Überwindung, etwas Bitteres und Hartes zu sagen.“ Abrißens scheint es nicht zweifelhaft, daß Schiller, wenn nötig, auch direkt dem Gegner ins Angesicht seine Meinung offen und klar ausgesprochen hätte. Das lag ganz in seiner Natur. Wenn er es meist nur schriftlich tat, so hing das eben mit seiner öffentlichen Wirksamkeit als Dichter und Schriftsteller zusammen. Er war gegen seine Feinde so scharf, wie er gegen seine Freunde mild und treu war. Aber er wußte auch den Feind zu schätzen und von ihm zu lernen. In einem Gedicht seiner Motivtafeln, „Freund und Feind“ überschrieben, hat er dies also ausgesprochen:

Feuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nähern:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

7. Im Leiden und Sterben

Ein düsteres Bild ist es, das uns in diesem Abschnitt vor Augen tritt. Wir sehen, wie ein hochbegabter Geist in seinen besten Mannesjahren von einem schweren Leiden heimgesucht wird, das ihn nie mehr verläßt, wenn es auch von Zeit zu Zeit weniger heftig sich äußert. Wir dürfen indessen auch sehen, wie derselbe Leidende seine Krankheit mit Ergebenheit und Geduld erträgt, so sehr er auch manchmal verzweifeln möchte. Und wie das Leiden sich mehrte, so mehrte sich auch seine Kraft, es zu tragen. Je länger das Leiden dauerte, um so mehr lernte Schiller einsehen, daß auch das Leiden von Gott kommt. In einem Gedicht vom Jahre 1795: „Die zwei Tugendwege“ hat er die Bedeutung des Leidens klar erkannt, wenn er sagt:

„Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine Dir zu, tut sich der andre Dir auf.
Handelnd erringt der Glütliche sie, der Leidende duldbend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geföhret.“

Also Handeln und Dulden führt zur Tugend. Zwei Jahre nachher, am 6. November 1797, schrieb Schiller dem leidenden Philosophen Christian Garve zum Trost: „Auch die Kränklichkeit ist zu

was gut, ich habe ihr viel zu danken.“ Und was hatte er ihr zu danken? Die Antwort kann nur lauten: eine gewisse Läuterung seines Charakters. Während andere die Krankheit unfreundlich und mürrisch macht, finden wir in Schillers Charakter nichts davon. Seine Dramen sind der Beweis dafür, sie sind der Ausfluß eines edlen lautern Geistes. Wenn der Schweizer G. Hilty sagt: „Das reine Gold des Charakters geht nur aus einer kräftigen und öfter wiederholten Läuterung hervor; Krankheit, richtig aufgefaßt und benützt, ist das leichteste Mittel dazu“ („Für schlaflose Nächte“ S. 26), so hat das für Schiller seine volle Berechtigung.

In seiner frühesten Jugend war Schiller verhältnismäßig wohl und gesund. Wir wissen nichts von einer ernstlicheren Krankheit. Aber schon auf der Militärakademie zeigte es sich, daß seine Gesundheit nicht fest war. In den ersten zwei Jahren, die er dort brachte, mußte er nicht weniger als siebenmal längere Zeit auf dem Krankenzimmer zubringen. Zu rasches Wachstum schwächte seinen Körper so, daß er öfters mit dem Unterricht aussetzen mußte. Das kommt bei jungen Leuten, die schnell wachsen, bekanntlich häufig vor. Doch mit den Jahren bessert sich die Gesundheit wieder. Auch bei Schiller war es so. In den Jahren nach seiner Studienzeit, genauer in dem Jahrzehnt 1780—1790, erfreute er sich eines ziemlich guten Befindens. Nur zweimal war er in dieser langen Zeit ernstlich krank, und beidemal erkrankte er, was sich auch später wiederholte, bei wichtigen Ereignissen seines Lebens. Das erstemal war es im Mai 1782 nach der zweiten Aufführung seiner „Räuber“ in Mannheim. Da kehrte er krank an der Influenza (Grippe) nach Hause zurück. Das Jahr darauf erkrankte er am 1. September, an dem Tage, an welchem er sein Amt als Mannheimer Theaterdichter antrat. Damals herrschte in Mannheim eine „gallichte Seuche“, die auch ihn ergriff; am „kalten Fieber“ war er den ganzen September krank und noch im Oktober war er zur Arbeit unfähig. Die ärztlichen Vorschriften trugen auch wenig zur Kräftigung seiner Gesundheit bei. Er aß, wie er selbst sagt, Fiebertinde wie Brot und dünne Wassersuppen waren seine Nahrung, allenfalls gelbe Rüben oder saure Kartoffeln oder so etwas dazu. Dadurch wurde sein ohnehin schon geschwächter

Körper ganz entkräftet und erst im November konnte er die Arbeit wieder aufnehmen.

Auch von Katarrh und Kopfschmerz war er vielfach heimge sucht, oft so stark, daß er nicht arbeiten konnte. In den Wintermonaten zumal war der Schnupfen etwas Gewöhnliches bei ihm. In seinen Briefen schreibt er von „heftigem“, „fatalem Schnupfen“, „starken“ Katarrhen, die ihn in einen „heillosen Zustand“ brachten. Am 14. Februar 1790 äußerte er: „Den Schnupfen werde ich aus dem ledigen Stande in den Ehestand mit hinübernehmen, wie es den Anschein hat.“

Die schwerste Krankheit, durch die der Todeskeim in ihn gelegt wurde, erfaßte ihn in seinem 32. Lebensjahre, am 3. Januar 1791. Auch dieser Tag ist in anderer Beziehung für den Dichter von Wichtigkeit gewesen. Er befand sich nämlich in Erfurt als Gast Karl von Dalbergs, seines edlen Gönners, mit dem er an diesem Tage der feierlichen Preisverteilung der Erfurter „Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften“ beizwohnte. Er wurde selbst als Mitglied dieser Akademie aufgenommen. Am Abend desselben Tages begleitete er Dalberg in das Konzert, das die Akademie veranstaltete. Plötzlich fühlte er sich infolge Katarrhfiebers unwohl, und zwar so heftig, daß er in einer Sänfte nach Hause getragen werden mußte. Nach etlichen Tagen trat Besserung ein, Schiller konnte nach Jena zurückkehren; aber am 15. Januar wiederholte sich die Krankheit und dieses Mal viel heftiger. Die Lage war sehr ernst. Seine „Audiatoren“ und Freunde, darunter der Dichter Hardenberg (Novalis), bewiesen eine „tätige Teilnahme“, indem sie bei dem Kranken wachten und Lotte in der Krankenpflege unterstützten. Erst am 28. Januar konnte er wieder die ersten Zeilen schreiben. Es war ein Geschäftsbrief an seinen Verleger Göschen in Leipzig, den er um einen Vorschuß von 60 Louisdor bat. Zugleich meldete er ihm, daß er langsam anfangs, sich von seiner hitzigen Brustkrankheit zu erholen, die ihn dem Tode nahe geführt habe. Im Februar begann er sich „aus dem kranken Zustand herauszuwinden“, aber mit ziemlich langsamen Schritten, weil der Anfall zu heftig war, und Krankheit und Kur ihn äußerst erschöpft hatten. „Dieser Brustzufall entdeckte mir übrigens“, schrieb er wiederum an Göschen, „wie sehr ich meine

Lunge zu schonen habe und ich fürchte sehr, daß er auf meine hiesige Lage Einfluß haben wird.“ Er fürchtet, daß „das Kollegienlesen eine zu gefährliche Bestimmung für ihn sei, seiner Gesundheit wegen könnte es leicht kommen, daß er sich diesen akademischen Beruf untersagen müßte“. In einem ausführlichen Bericht über seine Krankheit, den er am 22. Februar seinem Freunde Körner schickte, schrieb er, der fortdauernde Schmerz auf einer bestimmten Stelle auf seiner Brust, den er bei starkem Einatmen, Husten oder Gähnen empfinde, beunruhige ihn in manchen Stunden, da er durchaus nicht weichen wolle. Diese „Empfindung auf der Brust“ dauerte fort; er sah sich daher genötigt, den Herzog um einen Erholungsurlaub zu bitten und begab sich nach Rudolstadt; dort verbrachte er eine angenehme Zeit. Zur Stärkung seiner Gesundheit ritt er wöchentlich drei- bis viermal spazieren. Ob dieses Mittel freilich für seine kranke Lunge zuträglich war, scheint doch sehr fraglich. Die heftigen Erschütterungen beim Reiten konnten unmöglich die Heilung der kranken Lungen befördern. Das scheint auch in der That der Fall gewesen zu sein, denn es trat keine Besserung ein. Bei starkem tiefem Atemholen empfand er einen spannenden Stich auf der Seite, welche entzündet war. „Mir ist, als ob ich diese Beschwerden behalten müßte“, schrieb er am 10. April an Körner. Leider täuschte er sich hierin nicht. Am 7. Mai erfolgte der dritte und heftigste Anfall. Es war ein „fürchterlicher, krampfhafter Zufall mit Ersticken, so daß er nicht anders glaubte, als ob es sein Letztes wäre“. Am Abend des folgenden Tages erneuerte sich der Anfall noch weit fürchterlicher als die vorigen Male. Er nahm von allen den Seinigen schon Abschied und „glaubte jeden Augenblick hinzusinken“. Von jetzt ab wiederholten sich die Anfälle täglich, aber in schwächerem Grade. Die Ärzte schlossen aus den Krämpfen, daß „die Brustbeschwerden keinen Fehler in der Lunge zur Ursache haben“. Es scheint uns fast unglaublich, daß die Ärzte das Lungenleiden nicht erkannten; als Schiller 14 Jahre nachher starb, war der ganze linke Lungenflügel zerstört. Diese Zerstörung nahm wohl schon damals ihren Anfang; doch war durch den Ausspruch der Ärzte Schillers „Fürcht vor Lungenucht ziemlich gehoben“. Der Dichter dachte also selbst

an ein Lungenleiden, während die Ärzte diesen Gedanken nicht aufkommen ließen. Oder taten sie dies nur mit Rücksicht auf Schiller? Wollten sie ihm die Tatsache absichtlich verschweigen? Andererseits sollte man aber denken, daß sie, wenn sie das Uebel frühzeitig erkannt hätten, doch imstande gewesen wären, zur Vinderung der Krankheit etwas mehr beizutragen, als es in Wirklichkeit der Fall gewesen zu sein scheint.

Unter den Freunden, die Schiller während seines Rudolstädter Aufenthalts pflegten, befand sich auch der Maler Karl Graf aus Livland. Er stand auch nach dem Tode des Dichters noch in Verbindung mit dessen Familie. Durch ihn ist uns eine einzelne Szene aus Schillers Krankenlager aufbewahrt. In einem Brief an Charlotte Schiller vom Jahr 1805 hat er sie geschildert: „Erinnern Sie sich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war. Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Gble und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingepägt. Er hatte, soviel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Uebersetzung des 4. Buchs der Aeneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Türe, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahen leise auf bloßen Strümpfen, und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor seinem Pette hin. Ihr loses dunkles Haar stieß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der Ohnmächtige schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Szene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Außerbliche sie belauschen sollten.“

Die Nachricht von Schillers schwerer Erkrankung hatte sich schnell überall verbreitet. Ja bald wurde, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, statt seiner Erkrankung sein Tod gemeldet. Auch nach Däne-

markt draug diese falsche Kunde, wo seine begeistertsten Verehrer Prinz Christian von Holstein-Augustenburg und der Graf Ernst von Schimmelmann lebten. Sie waren durch den dänischen Dichter Jens Baggesen für Schiller begeistert worden. Baggesen hatte nämlich im Jahre 1790 Schiller in Jena besucht und ward mit höchster Bewunderung für ihn erfüllt. Im Juni 1791 wollten nun Graf Schimmelmann und Baggesen ihrer Verehrung für den Dichter im kleinen Kreise Ausdruck geben. Sie waren eben im Begriff, nach Hellebeck am Sund gegenüber der schwedischen Küste abzureisen und dort eine Feier zu veranstalten, als Schillers Tod gemeldet wurde. Trotzdem beschloßen sie mit ihren Frauen und einem andern befreundeten Ehepaar dorthin zu fahren. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen, um dort wohlgemut das „Lied an die Freude“ anzustimmen; jetzt wollen wir hinfahren, um es in Wehmut von Ihnen vorlesen zu hören.“ Mit diesen Worten tat Graf Schimmelmann seinem Freunde Baggesen seinen Entschluß kund. So zogen sie denn mit einander aus. Am Meeresstrand las Baggesen das „Lied an die Freude“ vor, die Gesellschaft sang den Refrain mit. Die Musik spielte. Darauf erhob sich Baggesen nochmals und trug folgende Verse vor, die in ihm der Schmerz um den großen Toten hervorgerufen hatte:

Unser toter Freund soll leben,
Alle Freunde stimmt mit ein!
Und sein Geist soll uns umschweben,
Hier in Hella's Himmelshehn.

Chor:

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein,
Bis zum Wiederseh'n dort oben.

Darauf führten Knaben und Mädchen in Schäfertracht einen Reigen auf. Drei Tage verweilten die großen Verehrer des Dichters am Meeresstrand. Das war die erste Totenfeier für den Dichter, wie sie würdevoller und schöner nicht mehr gehalten wurde.

Schiller war inzwischen, während die dänischen Freunde bereits seinen Tod beklagten, allerdings in wenig beneidenswerter Lage.

Sein Leiden zwang ihn zu einer Badekur in Karlsbad, wo er sich von Juli bis August aufhielt, aber ohne großen Erfolg, da er die Kur zu früh unterbrach. Dann begab er sich nach Erfurt zu Dalberg, der alles aufbot, um ihm das Leben leicht und angenehm zu machen. Aber trotzdem „blieben die Krampfanfälle nicht aus und der kurze Atem hielt noch immer an“. Somit sah der Dichter keiner angenehmen Zukunft entgegen, um so weniger, da er keine sichere Lebensstellung hatte und auf den eigenen Erwerb mit der Feder angewiesen war. Das machte ihm schwere Sorgen und diese trugen auch nicht zur Besserung seiner Gesundheit bei. Der Herzog Karl August erklärte sich anferstande, seinen Gehalt (200 Taler!) zu erhöhen; nur einen einmaligen Zuschuß gewährte er dem Kranken.

In dieser Not, als Schiller an aller Hilfe verzweifelte, geschah etwas völlig Unerwartetes. Am 13. Dezember 1791 kam von der Post ein Brief aus Dänemark. Darin boten der Prinz Christian von Holstein-Augustenburg und der Graf Schimmelmann dem Dichter je 1000 Taler auf drei Jahre zum Geschenk an, „um der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten“. Sie hatten durch Baggesen inzwischen Schillers traurige Lage erfahren und sich rasch zur Hilfe entschlossen. Schiller nahm — wie schon gesagt — das Anerbieten mit dankbarem Herzen an. Was wäre auch ohne diese Mütterstützung aus ihm geworden?

Jetzt lebte der Dichter wieder auf; er war nun wenigstens von Geldsorgen frei und konnte ganz seiner Gesundheit leben. Leider erfolgte schon im folgenden Januar ein neuer Fieberanfall, der dem „Brustfieber im vorigen Winter“ ziemlich ähnlich war. Im Februar begann er sich indessen wieder zu erholen, „machte sich aber auf mehrere Stürme in den nächsten Jahren gefaßt“. Sie kamen schneller, als er glaubte. Am 21. Februar hatte er Körner geschrieben, er sei „ziemlich wiederhergestellt“; allein im März traten die alten Krämpfe im Unterleib wieder auf. Dazu kam noch heftiger Katarrh, doch konnte er im April in Begleitung seiner Frau seine längst geplante Reise zu Körner nach Dresden ausführen. Dieser faßte den Eindruck, den ihm Schillers Leiden machte, in die Worte zusammen: „Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war für



Karl August,
Herzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach
gemalt von Daniel Chodowicki
Original im Besitze des Herrn Hofantiquars Max Mai in Berlin

Schiller nicht zu erwarten; aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Druck äußerer Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers." Schiller selbst hatte ebenfalls wenig Hoffnung und wenig Vertrauen zu seiner Gesundheit; doch erwartete er von einer Luftveränderung, von einem Aufenthalt in der schwäbischen Heimat einige Linderung. Daß er eine völlige Heilung seines Leidens nicht mehr in den Bereich der Möglichkeit zog, zeigt der Ausspruch, den er seinem Freunde, dem Arzt von Hoven gegenüber tat, als er ihm seinen Besuch in Ludwigsburg in Aussicht stellte. Ihm schrieb er die vielsagenden Worte: „Weil ich nicht Jünger der Hippokratischen Kunst sein wollte, so hat sie mich zu ihrem Opfer gemacht.“ Der Anfang des Jahres 1793 war für ihn nicht ungünstig, aber trotzdem schöpste Schiller wenig Hoffnung. „Die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, daß es zum Schlimmern geht.“

Diese klare Erkenntnis seines Zustandes veranlaßte ihn im April des Jahres zu einer besondern Sorge für seine Frau. Er sicherte ihr nämlich durch Einzahlung in die Berliner Generalwitwenkasse eine Pension von 400 Talern.

Der April war rauh und setzte ihm hart zu, so daß ihm „alle Lust am Denken und am Schreiben verdorben“ war. Auch im Mai ging es ihm nicht besser. In den folgenden Monaten aber fühlte er sich wohler, im Juli sogar „viel besser als er lange nicht gewesen“. Am 1. August konnte er es daher wagen, seine längst geplante Reise in die Heimat zu unternehmen. Von der Luft des Vaterlandes erwartete er viel für seine eigenen Umstände, aber am 4. Oktober mußte er seinem Freunde Körner die schmerzliche Mitteilung machen: „Noch immer mit meinem alten Leiden geplagt und die vaterländische Luft will noch gar keine Wirkung zeigen.“ Und so blieb es auch. Das Lungenleiden war, wie Schiller selbst am besten wußte, schon so weit fortgeschritten, daß eine eigentliche Heilung nicht mehr möglich war. Im Mai 1794 kehrte er nach Jena zurück, anfangs fühlte er eine gewisse Erleichterung, aber die Hitze des Sommers brachte sein Leiden wieder zum Ausbruch. Als ihn Goethe im September dieses Jahres zu sich nach Weimar einlud, konnte er die Einladung zwar annehmen, aber er mußte ihn um „die leidige Freiheit“ bitten, „bei

ihm krank sein zu dürfen“, er müsse wegen seiner Krämpfe bei Nacht den ganzen Morgen schlafen. Eine solche „Unordnung im Schlaf und Wachen“ war längst bei ihm Regel. Goethe entsprach allen seinen Wünschen, und der Weimarer Aufenthalt bekam ihm gut. Er konnte, wie er seiner Lotte schrieb, nachts schlafen und blieb ohne Krämpfe. Dieser Zustand dauerte auch den Winter über im ganzen an. Am 31. Januar 1795 konnte er sogar sagen, daß er mit seiner Gesundheit im ganzen zufriedener sei, wie im vergangenen Winter, weil er bei Tage weniger Krämpfe habe und seinen Geschäften ungehinderter nachgehen könne. Aber trotzdem verließ ihn das Gefühl und die Überzeugung nicht, daß diese Besserung nicht andauern werde.

Aus diesem Grunde lehnte er einen ehrenvollen Ruf an die Universität Tübingen ab, da er seiner „Gesundheitsumstände halber“ der Pflicht eines akademischen Lehrers nicht genügen könne. Aus demselben Grunde mußte er es auch ausschlagen, die Leitung einer politischen Zeitung, die ihm Gotta anbot, zu übernehmen, da für einen kränklichen Menschen dieses Geschäft zu anstrengend und für den Verleger zu riskant sei, wenn er kränker werden sollte.

Der Sommer 1795 war für ihn ganz schlimm. Die Krämpfe erlaubten ihm kaum noch das Haus zu verlassen. Noch Mitte September schrieb er an Goethe, daß sein altes körperliches Leiden diesen Sommer hartnäckig sei und ihn ununterbrochen zum Gefangenen seines Zimmers mache, aber sein Geist und Mut sei frisch. Im Oktober besserte sich seine Gesundheit; doch mit Beginn des Winters ging es ihm wieder schlechter. Er hatte sich aber an sein Leiden allmählich gewöhnt, sein Geist blieb „hell und heiter“, sein „Humor fröhlich“, wenn er auch „immer Gefangener seines Zimmers war“ und nicht vor die Türe kam. Der Sommer dieses Jahres war im Vergleich zu dem des letzten Jahres für ihn eine angenehme Zeit, während im Winter 1796 auf 97 das alte Leiden mit aller Macht einsetzte. Er spürte, wie er sich einmal äußerte, die „miserable Jahreszeit und Witterung in allen Arden und hielt sich nur so eben hin“. Das „ununterbrochene Gefängnisleben in seinen vier Wänden“ ward ihm „unerträglich“ und die Arbeit (am Wallenstein) wollte nicht recht vorwärts. So ging es bis zum Sommer. Diesen brachte er diesmal zum erstenmal in

seinem neu erworbenen Jenenser Gartenhaus zu. Hier verweilte er bei günstigem Wetter viel im Freien. Wenn wir das vernehmen, so fällt uns ein, daß er im Sommer 1795 sich stets im Zimmer aufhalten mußte und wir wundern uns wieder über diese Behandlungsweise, die ihn von der Verührung mit der frischen Luft ausschloß. Wenn er im kalten Winter ins Zimmer gebannt war, so ist das wohl begreiflich; aber im Sommer ins Zimmer gesprochen zu sein, ist in der That „unerträglich“, eine Tortur! Wieviel weiter ist doch die ärztliche Kunst heute fortgeschritten! Würde Schiller heute leben, so würde er von Anfang an anders behandelt worden sein, und wenn auch sein Leiden ebensowenig der Kunst des Arztes gewichen wäre, so wäre doch wohl sein Leben im Leiden erträglicher gewesen.

Die erste Zeit des Sommers 1797 ging gut vorbei, aber bald setzte ihm die überhandnehmende Hitze sehr zu. Hefriger Katarrh und ein hartnäckiger Husten war die Folge. Letzterer griff ihn sehr an, besonders seinen Kopf, „viel mehr als das *malum domesticum*, die Krämpfe“. Im Oktober verließ ihn der Husten allmählich, aber nun plagten ihn die Krämpfe und die Schlaflosigkeit wieder stärker. So löste ein Abel das andere ab. Im November und Dezember war er noch schlechter daran. „Das Wetter drückte ihn äußerst und machte alle seine Abel rege, so daß ihn selbst die Arbeit nicht erfreute.“ Gewöhnlich mußte er, wie er selbst sagt, einen Tag der glücklichen Stimmung mit 5—6 Tagen des Drucks und Leidens büßen. „Meine Unpäßlichkeit, besonders die Schlaflosigkeiten nehmen mir immer den dritten Tag und rauben meiner Arbeit die Suite, die höchst nötig ist“, schrieb er an Körner. Es war die Zeit, in der er mit seinem „Wallenstein“ beschäftigt war.

Das Jahr 1798 brachte keine wesentliche Änderung. Es war immer derselbe Zustand in Schillers Befinden, ein beständiger Wechsel zwischen Gesundheit und Kranksein. Hefiger Schnupfen, eingenommener Kopf, schlaflose Nächte und in der Folge Unfähigkeit und Unlust zur Arbeit: das war sein schweres Los.

Verhältnismäßig günstig war das Jahr 1799. Gleich anfangs Januar ging er einer Einladung Goethes folgend nach Weimar. Er war bis 7. Februar dort. Am 10. dieses Monats berichtete er seinem

Körner über den Aufenthalt in Weimar: „Ohne Krämpfe, in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen.“ Im Oktober konnte er es sogar wagen, bei seiner schwerkranken Frau zu wachen. Am 3. Dezember siedelte er nach Weimar über. Anfangs ging es ganz gut, aber im Februar 1800 erkrankte er schwer am Rerdensieber. Tags zuvor hatte er sich, wie häufig, zur Ader gelassen. Die Krankheit dauerte bis Ende März. Zu seiner Genesung trug die treue Pflege seiner Lotte und seines Freundes, des jungen Arztes Harbour, wesentlich bei. Am 23. März konnte er zum erstenmal wieder sein Haus verlassen, er ging zu Goethe, der selbst krank war. Seine Kräfte waren noch sehr weit zurück, das empfand er schmerzlich, — und nur mit Mühe konnte er die Treppen ersteigen. Allmählich schritt die Besserung weiter. Im Mai „fiug er nachgerade an, sich wie einen Gesunden zu betrachten“. Er leitete sogar selbst die Proben seiner *Macbeth*-Bearbeitung. Im Juni ging es „mit seiner Gesundheit sehr gut“. Die Sommerhitze setzte ihm zwar etwas zu, aber im ganzen war dieser Sommer der angenehmste, den er seit lange erlebt hatte. Auch der Winter 1800 auf 1801 nahm für ihn einen recht günstigen Verlauf. Er konnte im Januar 1801 für den schwerkranken Goethe sogar die Leitung der Theaterproben übernehmen. Zu seiner Erholung und um neue Eindrücke zu bekommen, wollte er im Juni 1801 das Seebad Doberan bei Rostock besuchen, aber anhaltende Krämpfe und eine Unpäßlichkeit Lottens verzögerten die Vabereise und hinderten sie schließlich ganz. Doch fand er nachher Erholung bei seinem Freunde Körner in Dresden, den er im August besuchte. Im Winter erlitt er Ende Dezember einen heftigen aber rasch vorübergehenden Anfall von „Fieber und Cholera“, während er sonst diesen Winter gut zubrachte. Im Sommer 1802 gebrauchte er zur Beseitigung seines Starrhhs und Hustens, die ihn stark plagten, ein neues Mittel, er trank — Eielsmilch. Am 13. August notierte er in seinem Kalender: „Dreizehnmal bis jetzt Eielsmilch getrunken. Der Husten weg.“

Im Jahr 1804 hinderte den Dichter die Krankheit weniger an der Arbeit als je. Er war sehr fleißig und konnte sich auch der Geselligkeit widmen. Aber die Hoffnung auf ein langes Leben hatte

er längst aufgegeben. Am 20. März schrieb er an Körner: „Kann ich nur mein 50. Jahr mit ungehinderten Geisteskräften erreichen, so hoffe ich so viel zu ersparen, daß meine Kinder unabhängig sind.“ Darin spricht sich die Ahnung eines kurzen Lebens deutlich aus. Nur 45 Jahre waren ihm bestimmt.

Im Juli begab er sich mit seiner Frau nach Jena, weil diese bei der bevorstehenden Geburt ihres vierten Kindes (Emilie) sich die Hilfe ihres früheren Hausarzts, des dortigen Hofrats Stark, sichern wollte. Am Tag vor der Geburt Emilie's, am 24. Juli, also wieder an einem wichtigen Tag seines Lebens, wurde er von einer heftigen Stolik befallen. Den Anlaß gab eine Erkältung bei einer Spazierfahrt im Dornburger Tal. Von diesem Anfall erholte er sich sehr langsam, noch am Ende des Augusts merkte er kaum eine Zunahme seiner Kräfte. Am 31. August meldete er Gotta: „Meine ganze Tätigkeit stockt noch, leider habe ich diese letzten sechs Wochen ganz aus meinem Leben verloren.“ Erst am 11. Oktober „fühlte er sich wieder besser“ und anfangs November glaubte er noch, dem Winter ohne Furcht entgegensehen zu können. Leider täuschte er sich in dieser Hoffnung sehr; denn bald kam ein neuer Anlaß, der ihm die Schwäche seiner Gesundheit recht zum Bewußtsein brachte. Am 9. November fand der Einzug der Erbprinzessin Maria Paulowna, der Gemahlin des Erbprinzen, statt. Schiller mußte an den zu Ehren des neuvermählten Paares veranstalteten Festlichkeiten teilnehmen. Auf Goethes beständiges Drängen hatte er das Festspiel „Die Huldigung der Künste“ gedichtet. Nun war er Tag für Tag in Anspruch genommen, bald bei Hof, bald im Theater, bald auf Bällen. Das ging über seine Kraft, ein Katarrh war die Folge. „Außer einem Katarrh, den ich mir geholt, bin ich ganz leidlich weggekommen“, meinte er Körner gegenüber. Aber der Katarrh hielt an und wurde heftiger, „so daß er alle Geduld verlieren möchte.“ Der Schnupfen verließ ihn fast nicht mehr, er „verstimmte ihn zu eigenen Arbeiten“, und „ertötete ihm fast allen Lebensmut“. Im Februar trat eine leichte Besserung ein, im März schwand das Fieber; er kam schneller, als er hoffen konnte, wieder zu Kräften und konnte an seinem Demetrius arbeiten. Die Besserung hielt an. Er konnte sogar

wieder regelmäßig bei Hofe erscheinen. Mit dem eintretenden Frühjahr kam ihm die Heiterkeit und der Lebensmut zurück. Er lebte wieder auf, es war aber nur das Aufklackern der letzten Lebenskraft, die ihm noch geblieben war.

Aber seine damalige Stimmung sind wir durch einen Brief an Körner vom 25. April, vierzehn Tage vor seinem Tode geschrieben, genau unterrichtet. Darin lesen wir unter anderem: „Ich werde Mühe haben, die harten Stöße, seit neun Monaten, zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen 40 und 50 nicht mehr als im dreißigsten Jahre. In- dessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum 50. Jahre aushält.“ Es kommt also hier derselbe Gedanke nochmals zum Ausdruck, den er vor einem Jahre, am 20. März 1804, schon ausgesprochen hatte.

Da schon früher das Reiten seiner Gesundheit zuträglich gewesen war (vgl. oben S. 163), so kaufte sich Schiller im April ein Pferd. Sein Sohn Karl berichtet uns darüber folgendes: „Im April kaufte mein Vater von dem Oberforstmeister Baron von Stein, der ein biederer deutscher Mann und Freund Goethes und des Vaters war, auf Anordnung des Arztes ein Pferd. . . . Mein Vater probierte es, ward handelseins und das Pferd kam in unsern Stall, allein mein guter Vater sollte es nicht mehr besteigen; denn am Tage, nachdem das Pferd angekommen war, ward mein Vater krank und sollte nicht mehr aufkommen. Während seiner nur einige Wochen andauernden Krankheit freute er sich stets auf die Zeit, wo er wieder ausreiten dürfe. Nach dem Tode des Vaters nahm von Stein das Pferd wieder zurück.“

Am 29. April, vier Tage nach dem Brief an Körner, besuchte er das Theater. Es wurde „Alara von Hoheneichen“ von Spieß gegeben. Während der Vorstellung bekam er einen heftigen Nierenanfall, der sich von Tag zu Tag steigerte. Bis zum sechsten Tage blieb sein Kopf ganz frei; am Abend dieses Tages fing er an abgebrochen, aber nie besinnungslos zu reden. Am Abend des achten Tages fragte ihn seine Schwägerin, Maroline von Wolzogen, wie es ihm gehe. „Zimmer besser, immer heiterer“, war seine Antwort.

Darauf verlangte er die Sonne zu schauen. Es war zum letztenmal, daß ihn ein Strahl der Sonne umleuchtete. Am 9. Mai, dem neunten Tage seiner Krankheit, trat in der Frühe Besinnungslosigkeit ein, und gegen drei Uhr nachmittags vollkommene Schwäche; sein Atem stockte. Zwischen fünf und sechs Uhr war der Kranke von seinem Leiden erlöst. Das Herz eines edlen Menschen hatte aufgehört zu schlagen.

Seine letzten Augenblicke schildert seine Frau in einem Brief an ihren und Schillers Freund Bartholomäus Fischenich (Professor in Bonn, 1768—1831, gestorben als Geheimer Oberrevisionsrat) also: „Seine letzte Krankheit war für ihn nicht so ängstlich. Er war mild, ruhig gestimmt. Ich hatte ihn oft kränker gesehen. Ich mußte also auch jetzt hoffen, daß seine herrliche Natur siegen würde. Als nach harten Krampfanfällen er endlich schlief und ruhig, sagte ich zu meiner geliebten Schwester, ich hoffe, daß es nun besser werden würde, da ich doch allen Glauben zu seiner guten Natur habe, und Mut und Hoffnung belebten mich. — Aber was sind Hoffnungen des Lebens! In diesem Moment kam man und rief uns ins andere Zimmer, und der Todeskrampf hatte sein Gesicht schon entstellt. — Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen; seine Blicke konnten mich nicht mehr finden. . . . Als der Krampf sein Gesicht schon entstellte, als ich seinen gesunkenen Kopf auf eine bequemere Seite richten wollte, erkannte er mich, lächelte mich verklärt an und küßte mich. Dies war das letzte deutliche Zeichen seines Bewußtseins. . . .“

Am Todestage waren die Söhne Schillers, wie der älteste, Karl, erzählt, zu ihrem damaligen Privatlehrer Kollaborator Eifert geschickt worden, damit sie nicht lärmen sollten. Um 5 Uhr wurden sie nach Hause geholt, wo sie dann den für sie so schmerzlichen Tod ihres Vaters erfuhren. Von ihrer Tante Wolzogen wurden sie an das Totenbett geführt. Karl erinnerte sich immer sehr lebhaft, mit welcher Ruhe in den Zügen sein Vater dalag.

Heinrich Voß, der treue Freund des Schillerschen Hauses, schildert die letzten Stunden also: „Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er

ein, bis 10 Uhr vormittags. Dann phantasierte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke."



Schiller im Tode

Nach einer Zeichnung von F. Jagemann

Um die Krankheit des Dichters feststellen zu können, wurde, da ja die Ärzte über den Sitz derselben lange im unklaren gewesen waren, eine Sektion vorgenommen. Dabei zeigte es sich, daß der linke Lungenflügel ganz zerstört, die Herzklammern fast verwachsen, die Leber verhärtet und die Gallenblase sehr ausgedehnt war. Nach der Aussage des Arztes hätte er, wenn er auch von diesem Fieber

genesen wäre, nicht länger als noch ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erdulden müssen. Das glaubt in der Tat auch der Laie, dazu braucht er nicht einmal den Ausspruch des Arztes.

Schiller war, wie Goethe in seinem Epilog zum „Lied von der Glocke“ sagt, dem Leiden, dem Tod vertraut. Deshalb empfand er auch mehr als viele andere den hohen Wert der Gesundheit. Als er sich in seiner schweren Krankheit 1791 dem Tode nahe glaubte, schrieb er darum auf ein Blättchen: „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein.“¹⁾

Wie viel Schiller gelitten und wie Schweres er durchzumachen hatte, wird noch viel zu wenig gewürdigt. Aber es ist klar, daß er ein hohes Maß von Selbstüberwindung, eine ungewöhnliche Geistesstärke nötig hatte, um nicht ganz in den Bann seines Leidens zu geraten. Um so größer muß unsere Verwunderung sein für die Werke, die er trotz allen Leidens geschaffen und die kaum ahnen lassen, wie schwer ihr Verfasser zu dulden hatte.

8. Schillers religiöse Anschauung

Schiller wollte aus eigenem Antrieb ursprünglich Geistlicher werden und sich ganz dem Dienste der Religion widmen. Der Einfluß des Pastors Moser in Lorch machte sich besonders geltend. Schiller hat diesem Mann in seinen „Räubern“ ein besonderes Denkmal gesetzt, denn er war es, der durch sein Vorbild den jungen Schiller mächtig anregte. Das offenbarte sich also, wie seine Schwester Christophine erzählt: „Ost stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Diese

¹⁾ An Schillers Leidenszeit erinnern noch zwei Reliquien im Greiffensteiner Schillerzimmer des Schillerschen Krentels, des Freiherrn von Gleichen-Kuhdorn. Es ist das Stirnband, mit dem der kranke Dichter seine hämmernden Schläfe zu umwickeln pflegte, und eine silberne Klingel, mit welcher er seine Pfleger und Pflegerinnen zu sich rief.

kindlichen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reichte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben müssen, und er gab seinen kindlichen Vorträgen immer diese gehörige Form.“

An der Ausführung seines Entschlusses, den auch seine Eltern vollständig billigten, hinderte ihn aber der Nachspruch des Herzogs Karl Eugen. Ihm mußte sich der Vater und der Sohn fügen, so schwer es ihnen auch ging und so ungern sie den Plan aufgaben. Aber dennoch hat es Schiller nicht unterlassen, seinen Mitmenschen zu predigen. Wenn er auch die Kanzel in der Kirche nicht besteigen konnte, so ward er doch durch seine Dichtungen ein gewaltiger Prediger, der Millionen von Herzen erhob und erbaute. In seinen Jugenddramen, zumal in den „Räubern“ und „Kabale und Liebe“ hat er laut gegen die Ungerechtigkeit der Menschen gepredigt. „Die Räuber“ insbesondere weisen gar viele Zitate aus der Bibel auf, sie beweisen eine starke Beschäftigung des jungen Schiller mit der heiligen Schrift. Der Dichter hielt in seiner Jugend an dem Bibelglauben fest und der evangelische Christenglaube, den er Tag für Tag seine Eltern bekennen sah, war auch in ihm lebendig. In seinen Briefen aus jener Zeit tritt das deutlich hervor. Von dem Brief an seine Pathin, Frau Hauptmann Stoll, vom 21. April 1772 abgesehen, bezeugen dies insbesondere die Briefe an seine Freunde Scharffenstein und Voigol. Auch seine Dichtungen bewegten sich damals vollständig auf christlichem Boden. Die Titel der verlorenen Jugenddramen: „Die Christen“, „Absalon“ und „Moses“ (Epos) weisen uns noch darauf hin.

Eine Aenderung in seiner religiösen Anschauung trat ein, je mehr sich Schiller philosophischen Studien hingab. Er wurde skeptischer, allerlei religiöse Bedenken erfüllten den Geist des einst Bibelgläubigen. Allein, wenn er auch formell dadurch einigermaßen dem Christentum entfremdet wurde, wichtige Hauptforderungen desselben: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit hat er stets heilig gehalten, auch in der Zeit seines größten Skeptizismus. Am 5. August 1787 hörte er Herder zum erstenmal predigen. Als er über diese Predigt, die ihm gut gefiel, seinem Freund Körner berichtete, nahm er zugleich Anlaß, über das

Predigen selbst sich zu äußern. Da schrieb er nun: „Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publikum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Teil nicht ignorieren wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus? Entweder er gibt dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem Blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen skandalisieren und verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder Heuchler.“ Was Schiller hier schreibt, ist noch heute die Überzeugung jedes freisinnigen Menschen. Ein solcher denkt genau so, wie damals Schiller. Was sich von einem entschieden christgläubigen Standpunkt dagegen sagen läßt, liegt auf der Hand; aber es ist hier nicht unsere Sache, eine Apologie zu geben.

Bei besonders wichtigen Anlässen kam es Schiller zum vollen Bewußtsein, daß Gott es ist, der die Geschichte des Menschen lenkt. So z. B. im Jahre 1790 kurz vor seiner Hochzeit. Damals schrieb er an seinen Freund Körner die bedeutamen Worte: „Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen.“ Er erstaunte, wie alles doch über Erwarten gut gegangen sei. Darin dürfen wir zweifellos ein offenes religiöses Bekenntnis erblicken. Schiller beugt sich unter die göttliche Macht, die alles zum besten lenkt. Wenn er an Stelle Gottes „das Schicksal“ nennt, so geschah das im Geiste des damaligen Rationalismus.

In seinem Gedicht „Die Johanner“ vom Jahre 1795 bekennt er sich offen zum Christentum:

„Religion des Kreuzes, nur Du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.“

Aus demselben Jahre stammt eine offene Auseinandersetzung über das Charakteristische des Christentums. Am 17. August 1795 schrieb er nämlich an Goethe aus Anlaß von dessen „Wilhelm Meister“:

„... Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit, oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion. . . .“

Ein Jahr darauf, 1796, entstand sein Gedicht „Mein Glaube“:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Tu mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Offenbar sprach er sich damit gegen das religiöse Dogma aus. Ihm war eine Religion, ein Christentum des Herzens, des Gefühls, wichtiger als jedes Dogma. Im folgenden Jahre 1797 hat er die herrlichen „Worte des Glaubens“ gedichtet. In diesem Gedicht rühmt er den Glauben an die sittliche Freiheit, an Tugend und an Gott.

„Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.“

In demselben Jahre veranlaßte ihn eine Bemerkung Goethes zu einem Urteil über die Bibel. Am 14. April schrieb er nämlich an Goethe: „Ich muß gestehen, daß ich in allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Faktum [in den fünf Büchern Mose] noch sehr raisonable vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung.“ Aber trotz aller Zweifel, die immer wieder in ihm sich regten, hielt er an dem Protestantismus fest. Ein Zeugnis hierfür ist sein Brief an den Berliner Musikus Zelter, den Freund Goethes. Diesem schrieb er am 16. Juli 1804: „... Daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich

schämt, selbst Religion zu haben und für aufgeklärt passieren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst [Kirchenmusik] aus zu Hilfe kommen zu können. . . . Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen, es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist."

Abriß war auch die Meinung verbreitet, daß Schiller sein evangelisches Glaubensbekenntnis abgelegt habe und insgeheim katholisch geworden sei. Erst im Jahre 1902 erschien ein Aufsatz in polnischer Sprache in Poznań, der die Frage aufwarf: „Starb Schiller katholisch?“ (Czy Schiller umart po Katoliku?) So wichtig scheint also die Sache, daß sie im fernen Posen die Gemüter beunruhigte. Den Anlaß zu diesen Vermutungen oder Gerüchten gaben offenbar Schillers Dramen, deren Stoff sich zum Teil ganz auf katholischem Boden bewegte, so insbesondere die Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Zur Wahl dieser Themen bestimmte den Dichter aber einzig und allein der historische Stoff. Lediglich dieser zog ihn an, nicht die damit verknüpften religiösen Momente.

Zu dieser Auffassung glaubte man sich vielleicht noch mehr berechtigt, wenn man sich erinnerte, daß Schiller auch mit katholischen Geistlichen verkehrte, so mit dem Jesuiten Trund in Mannheim 1783 und mit dem Hofkaplan Werkmeister in Stuttgart 1794. Das waren aber lediglich persönliche Freundschaften, ohne jede Beziehung auf die Religion. Es wäre daher verkehrt, wenn man aus all diesen Tatsachen auf eine Hinneigung Schillers zum Katholizismus schließen wollte, denn um mehr könnte es sich in keinem Fall handeln. Es ist vielmehr das Gegenteil richtig. Lange vorher schon, ehe er den oben erwähnten Brief an Zelter schrieb, hatte er sich über diesen Punkt klar ausgesprochen. Das beweist schon sein Don Karlos, in welchem er „in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen“ wollte. Auch sein „Geisteslehre“ ist Zeuge dafür. Allein noch klarer hat er

seine Abneigung gegen den Katholizismus in dem fragmentarischen Gedicht zur Jahrhundertwende ausgedrückt.

Da heißt es:

„Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikan,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.“

Damit wollte er offenbar Luther und die Reformation verherrlichen. Auch hatte er früher selbst die feste Absicht gehabt, ein Werk über die Reformation zu schreiben.

So viel über diesen Punkt. Von weiteren Zeugnissen wollen wir absehen; sie sind überflüssig.

Es scheint also zweifellos, daß Schiller die Wahrheit des Christentums in seinen späteren Jahren immer mehr begriffen und erfaßt hat. Auch seine Schwägerin Karoline von Wolzogen hat sich in ihrer Schillerbiographie darüber geäußert. Sie sagt: „Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllten ihn mit Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer inniger und tiefer wurde.“ Den positiven festen Glauben seiner Tochter Karoline hat Schiller freilich nie gehabt. Darum beklagte es auch diese von ihrem Standpunkt aus, daß ihrem Vater der Christenglaube gefehlt habe. Ein moderner Forscher, Moscher, geht freilich wohl auch zu weit, wenn er bei einer Untersuchung über Schillers Verhältnis zur Bibel den Satz aufstellt, daß Schiller sehr bibelfest war, und daß das Samenkorn des Wortes Gottes, das in die empfängliche Kinderseele gesenkt wurde, hundertfältig Früchte getragen habe. So viel aber läßt sich mit aller Bestimmtheit behaupten: Schiller war vom Geist des Protestantismus erfüllt, aber trotzdem waren seine religiösen Anschauungen sehr liberal, solange er lebte. Die Stufen der Erkenntnis sind nach unserer christlichen Lehre eben sehr verschieden.

9. Schillers Vaterlandsliebe

Die Liebe zur engeren und zur weiteren Heimat ist vielleicht in keinem Dichter mächtiger gewesen, als in Schiller. Durch widrige Umstände in der Jugend aus dem Vaterland vertrieben, lernte er draußen in der Fremde erst recht den Wert der Heimat schätzen. Äußerungen von Heimweh aber finden sich darum doch nicht in seinem Briefwechsel oder in seinen Schriften. Nur eine Stelle in einem Briefe an Ferdinand Huber vom 13. September 1785 läßt uns ahnen, wie sehr er doch seine Heimat vermisse. Da heißt es: „Als auf einmal, und mir zum erstenmal, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. O mein liebster Freund, wie interessant war mir alles! Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesternliche Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Zummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht mir sie dreifach teuer. Weissen, Dresden und seine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren.“

Das ist nur ein gelegentliches Wort. Mit voller Überzeugung und in ganz bewusster Absicht preist er die Vaterlandsliebe in seinen Dramen. Die beiden Schauspiele „Die Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“ insbesondere legen ein schönes Zeugnis von seiner patriotischen Begeisterung ab. In ihnen predigt er laut die Liebe zum Vaterlande. In der „Jungfrau von Orleans“ sind besonders die Worte (Vers 847 f.) des Grafen Dunois:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“

und (Vers 844 f.):

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt“

bedeutungsvoll geworden. Sie schürten in den Befreiungskriegen die Begeisterung mächtig und fachten den im verborgenen facht glimmenden Patriotismus zur loderbenden Flamme an. Man erkannte die tiefe

Wahrheit, die in ihnen steckt, und die hohe Begeisterung, die aus ihnen spricht. Das gleiche gilt von einem dritten Wort desselben Stück's (Vers 1782 f.):

„Was ist unschuldig heilig menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“

Obwohl das Stück auf französischem Boden spielt, wußte man doch, daß der deutsche Dichter zu seinen deutschen Landsleuten rede. Man fühlte, daß diese Worte für uns Deutsche nicht minder gelten. Noch mehr ist dies der Fall in seinem durchaus deutschen Stücke „Wilhelm Tell“. Der Vertreter der innigsten Vaterlandsliebe ist hier der Freiherr von Attinghausen. Ihn läßt der Dichter die berühmten Worte sagen (Vers 923 f.):

„Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

Diese Worte haben schon in Millionen von Herzen enthusiastischen Widerhall gefunden. Wohl wissend, daß die Vaterlandsliebe nur dann eine richtige Wirkung erzielen könne, wenn alle einig sind, läßt Schiller den sterbenden Freiherrn von Attinghausen die Worte ausrufen (Vers 2452):

„Seid einig — einig — einig —“

Als letzte Worte eines Sterbenden, den die Seinigen mit inniger Liebe und Achtung verehrten, sind diese Worte besonders wirkungsvoll. Sie waren für die von jeher so uneinigen Deutschen ebenso bedeutungsvoll und wichtig wie für die Schweizer im Kampfe gegen ihre Bedrücker. Einigkeit ist stets unbedingt notwendig zum Heile eines Volks, das ganz unerwartet zum Krieg gedrängt werden kann, wenn es auch noch so friedliebend ist. Das spricht Wilhelm Tell selbst aus mit den Worten (Vers 2683):

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Ein Wort, das die Einigkeit und die Vaterlandsliebe besonders rühmt, ist der feierliche Eidswur der Eidgenossen im Rütlibund:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Das sind Worte, die noch heute edle Herzen erheben und deren Mut in der Gefahr entflammen.

Die hohe sittliche Bedeutung, die Schiller der Vaterlandsliebe zuschrieb, hat er auch in seinem „Lied von der Glocke“ zum Ausdruck gebracht. Es sind insbesondere die Verse:

„Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet . . .
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.“

Schließlich hat Schiller noch Anlaß gefunden, sein politisches Glaubensbekenntnis, das mit seiner Vaterlandsliebe identisch ist, klar und deutlich auszusprechen. Das ist in seinem Gedicht zur Jahrhundertwende, das leider nur Bruchstück geblieben ist, geschehen. Man hat das Gedicht, dem Schiller selbst noch keine Aufschrift gegeben hat, mit Recht „Deutsche Größe“ betitelt. Man hat es mit voller Berechtigung so hoch geschätzt, daß das Original desselben, das im Goethe-Schillerarchiv in Weimar aufbewahrt ist, vollständig nachgebildet wurde. Die tiefen Gedanken, die Schiller in diesem Gedicht niederlegen wollte, sind nur zum Teil in Versen ausgeführt, ein anderer Teil ist im Gewande der Prosa stehen geblieben. Wieder anderes liegt in doppelter Fassung, in metrischer und prosaischer, vor. Das Gedicht beginnt also:

„Ewige Schmach dem deutschen Sohne,
Der die (hohe Krone) angeborne Krone
Seines Menschenadels schmächt,
Der sich beugt vor
Aniet vor einem fremden Götzen,
Der des Briten toten Schänen
Hulbigt und des Franken Glanz (lüstern späht). . .

Dann fährt Schiller in Prosa fort: Ihm (dem Deutschen) ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. Und so wie er in der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit. Jene sind die Blüte und

das Blatt. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkamps an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt . . . Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag des deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Der letztere Gedanke hat folgende metrische Ausführung erhalten:

„Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt.
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn die (Völker ?) sich vereinen,
In der Menschheit schönes Bild!
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.“

Deutschlands Größe liegt nach Schiller ganz wesentlich auf geistigem Gebiet, wenn es auch „ruhlos aus seinem tränenvollen Striege“ gehe, so dürfe es sich dennoch fühlen. „Das, was seinen Wert ausmacht, hat der Deutsche nicht verloren . . .“

„Höher'n Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Bly geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erschlehen,
Heißt für alle Völker rechten,
Wilt für alle ew'ge Zeit.“

Wir sehen, Schiller ist durch und durch deutsch gesinnt; so sehr er auch sein engeres Vaterland, seine schwäbische Heimat liebt, so steht ihm doch das ganze Deutschland höher. Und dieses läßt er an geistiger Bedeutung alle übrigen Völker überragen. Keines kommt ihm gleich, Deutschland wird alle andern Staaten Europas weit übertreffen.

In diesem leider unvollendeten Gedicht hat sich Schiller als ein echter Dichter, als Seher und Prophet bewiesen. Mit ahnendem Geiste hat er die künftige Größe seines Vaterlands erkannt. Sein Patriotismus hat sich darin aufs schönste bewährt. Da möchte man eigentlich bedauern, daß er die Freiheitskriege nicht erleben durfte. Mit einem Ernst Moriz Arndt und einem Theodor Körner um die Wette hätte er zum Freiheitskampf aufgefordert und durch Gedichte

die Kämpfer angespornt und begeistert. Oder dürfen wir diesen Schluß nicht ziehen aus seinem patriotischen Verhalten, das wir soeben kennen gelernt haben? Ich glaube doch wohl! Die Tat eines Schill zum Beispiel hätte ihn sicher ebenso begeistert wie einen G. M. Arndt. Er war einer von denen, die nicht an ihrem Vaterland verzweifelten, das damals in seiner Zerrissenheit eine so geringe politische Bedeutung hatte. Die Überzeugung von der künftigen Größe Deutschlands befestigte sich in ihm immer mehr. Anfangs hatte er keine große Hoffnung, wie zwei seiner „Xenien“ vom Jahre 1796 verraten. Die eine lautet:

Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Die andere heißt:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Im Laufe der Jahre aber erkannte er mehr und mehr die höhere Bestimmung seines Vaterlands. Um diese Größe herbeizuführen, hat er dann redlich als ein guter Patriot in seinem Teil mitgearbeitet. Und diese Arbeit hat gute Früchte getragen.

10. Schiller in seinen persönlichen Bedürfnissen

Nahrung: Am 23. Oktober 1793 schrieb der Hauptmann Schiller seinem Sohne nach Ludwigsburg und erteilte ihm allerlei Ratschläge für die Erziehung seines erstgeborenen Sohnes Karl. Unter anderem enthielt der Brief folgendes: „Es ist ungemein viel daran gelegen, daß ein Mensch schon in der ersten Jugend an allerlei Speise und Trank, an viel Bewegung, aber auch daran gewöhnt wird, sich niemals zu überessen, niemals so viel Speise zu sich zu nehmen, als er Lust zu essen hat. Ich habe mich angewöhnt, über meinem Tische, wenn ich nicht zu Gast esse, da der Zuspruch anders will, vom Essen aufzuhören, wenn ich auch Appetit habe, den ganzen Rest aufzuzehren.“ Diese Grundsätze, deren letzter Punkt heute wohl als überwundener Standpunkt angesehen werden kann, wenn er auch vielleicht

nicht so verächtlich ist, als es scheint, waren damals in weiten Kreisen allgemein verbreitet. Daß auch die Mutter Schillers danach lebte, darf man wohl ohne weiteres annehmen. Es ist also ganz zweifellos, daß Schillers Eltern ihren Sohn nach diesen Prinzipien ernährten. Einen Vorteil hat dieses Verfahren auf alle Fälle: die Kinder gewöhnten sich dabei, weil sie stets hungrig waren, von allem, was ihnen vorgelegt wurde, zu essen. Sie wurden also vor dem Raschen oder „Schlecken“, wie man in Schwaben sagt, bewahrt. Für gesunde Kinder mag diese Erziehungsmethode günstig gewesen sein. Ob das auch bei kränklichen Kindern, die gewöhnlich weniger essen und in den Speisen wählerisch sind, ebenso der Fall ist, wird man bezweifeln müssen. Und so wäre es nicht undenkbar, daß Schillers Körper unter dieser Nahrungsweise litt. Diese ungenügende Ernährung könnte ihn ganz wohl für das spätere Leiden empfänglich gemacht haben. Auch der Aufenthalt in der Karlschule war in dieser Beziehung nicht besser oder vielmehr noch ungünstiger. Die Jungen hatten zweifellos bei ihrer angestregten Arbeit einen guten Appetit; sie mußten aber froh sein, wenn sie sich nur immer satt essen konnten. Besondere Gelüste konnten sie kaum befriedigen, solange sie wenigstens auf der Solitude waren. Später in Stuttgart wanderte freilich allerlei Konterbande in die Akademie. Wenn aber Schiller einmal — es war im November 1773 — sich „vor sechs Kreuzer Wecken auf Vork“ verschaffte, so dürfen wir das kaum als Rascherei betrachten. Der Knabe hatte eben Hunger. Da nun vom Elternhause keine Nahrungsmittel in die Akademie gebracht werden durften, so blieb ihm wie seinen Kameraden nichts übrig, als auf andere Weise sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Dafür wurde Schiller, als die Sache seinen Vorgesetzten zu Ohren kam, „mit zwölf Weidenstockschlägen“ ganz empfindlich gestraft. Wie wenig die Strafe wirkte, zeigte sich einen Monat später. Da mußte er wieder bestraft werden, weil er mit andern Gleden bei einer „Reinigungsmaße“ „Goffé“ getrunken hatte, den sich Giede Groß jun. gegen ein Hemd hatte machen lassen. Hätten die Knaben genügende Nahrung erhalten, so hätten sie sich keine Wecken und Kaffee gekauft. Weiterhin wissen wir aus der Karlsakademie, daß Schiller im Jahre 1780 einem „ausgewählten Gfßer“, dem es in der Karlsakademie be-

sonders schlecht gegangen sein mag, die Worte ins Stammbuch schrieb: „Wenn Du gegessen und getrunken hast und Nota bene satt bist, so sollst Du den Herrn Deinen Gott loben.“ Zur Wahl dieses Worts wirkten wohl auch eigene Erfahrungen mit.

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen. Nun ging es ihm besser, obwohl er als Regimentsmedikus nicht besonders glänzend gestellt war. Aber jetzt war die Nähe des Elternhauses, das er seit seiner Aufnahme in die Akademie nicht mehr betreten hatte, erst von Wert. So oft es irgend möglich war, wanderte er jetzt nach der Solitude, nicht allein — denn der Weg von zwei Stunden wäre ihm sonst zu langweilig geworden — sondern in Gesellschaft von Freunden. Häufig begleitete ihn sein Freund Leutnant Scharffenstein. Dieser erzählt uns, daß dann die Mutter alle ihre Kochkunst aufgeboten habe, um den Sohn, das „Wundertier“ und seine Begleiter zu bewirten. Aber die Lebensweise Schillers und seiner Kameraden gibt uns derselbe Scharffenstein folgende Schilderung: „Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftlich frugale, aber durch jugendlich gute Laune sehr gewürzte Abendmahlszeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehr ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibähnern ¹⁾ aus dem Erlös seines Magazins ²⁾ überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser.“ Das Mittagessen wurde also wohl in einem Gasthof eingenommen, vielleicht in dem schon erwähnten Stammlokal, dem „Ochsen“ in der Hauptstätterstraße. Die Abendmahlszeiten wurden, wie es scheint, öfters in Schillers Wohnung gehalten. Denn Scharffenstein berichtet an der eben erwähnten Stelle weiter, daß in einem Eck der Wohnung ganze Ballen der „Räuber“, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dergl. untereinander lagen. Daraus darf man wohl schließen, daß hier bei Schiller die Freunde öfters gemeinsam abends zu

¹⁾ Ein Bahren ist gleich vier Kreuzer und dieser etwa 3 Pfennig an Wert, also ein Dreibährer etwa 36 Pfennig.

²⁾ Gemeint ist die Mäntlersche Zeitung „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“, die Schiller kurze Zeit redigirte.

speisen pflegten. Der Kartoffelhaufen war offenbar ihr gemeinsames Eigentum. Zum mindesten hatten ihn die beiden Zimmergenossen Schiller und Leutnant Kapf miteinander erworben.

Aber ihren Verkehr im „Läßen“ gibt uns eine Rechnung, die der Läßtenwirt Johannes Prodhag am 1. August 1782 ausstellte, einen interessanten Aufschluß. Das Original befindet sich im Archiv der Gottaschen Buchhandlung in Stuttgart. Auf dieser Rechnung, die zugleich auch Schillers Freund, den Bibliothekar Petersen angeht, ist notiert, was Schiller und Petersen in der Zeit vom 13. Mai bis 19. Juli an „Schunken und Brot“, Salat und Wein verzehrt haben. Für gewöhnlich trank Schiller eine halbe Maß Wein, nur einmal erlaubte er sich anderthalb Maß. Die ganze Rechnung belief sich auf 13 Gulden 39 Kreuzer. Den Wein zog Schiller damals dem Bier vor. Doch wechselte seine Neigung. Ein Jahr später, am 13. November 1783, schrieb er aus Mannheim an Frau von Wolzogen: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir äußerst wenig aus dem Wein mache, so wohlfeil und gut er hier zu haben ist. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier.“ Petersen macht auch die auffallende Bemerkung, daß Schiller „kränkende Weine“ geliebt habe. Dieser Ausdruck bezieht sich wohl auf neuen sauern Wein, den man in Schwaben „Kräßer“ nennt. Im übrigen mußte sich der Dichter damals mit den billigeren Sorten, die nicht immer die besten waren, begnügen. Später aber, als er in besseren Verhältnissen war, hielt er viel auf einen guten Weinkeller. Er hatte immer gute Sorten auf Lager. In seinen Kalendern hat er seine Vorräte regelmäßig aufgezeichnet. Danach bezog er die gewöhnlichen Weine seit 1796 von dem Weinhändler Zapf in Jena. Eine ziemlich große Anzahl von Bestellungen, Sendungen und Zahlungen an Zapf sind in den Kalendern notiert. Die feineren Weine ließ er sich von den Erfurter Weinhändlern Fröhlich und Lange und von den Gebrüdern Kaman kommen. Die letztere Firma besteht noch heute. Im Jahre 1901 hat die „Weingroßhandlung“ Gebrüder Kaman als „Eine kleine Erinnerung aus klassischer Zeit“ ein Schriftchen mit Facsimiles von Weinbestellungen herausgegeben. Unter diesen findet sich auch ein solches von Schiller.

Unter den aufgeschriebenen Weinvorräten befinden sich folgende

Glaschenweine: Koufillon, Stein- und Leistenwein, Ruster, Frontignac, Burgunder, Champagner, Muskat, Falerner, Portwein. Im Jahre 1803 kaufte Schiller einmal einen ganzen Eimer Malaga um den Preis von nur 34 Talern; ebenso am 7. Juli 1804 einen Eimer Burgunder von Raman um 39 Taler; zehn Tage später, am 17. Juli nochmals einen halben Eimer und am 29. September wieder einen Eimer. Schiller hatte also einen ganz stattlichen Weinkeller, wie ihn nur immer ein reicher Mann aufweisen kann. Einmal ist auch „Edinburger“ notiert statt „Ebenburger“ Ungarwein (13. Juni 1804).

Im Dezember 1800 wünschte Schiller durch seine Mutter einen Eimer guten Neckarwein zu erhalten. Diese riet ihm ganz entschieden davon ab, weil er zu teuer sei; der Eimer würde auf 200 Gulden kommen, bis er in Weimar sei. Aber ihr Sohn bestand auf seinem Willen. Wenigstens enthält der Kalender vom 25. April 1801 die Notiz: „Wein von Stuttgart.“ Daß diese Sendung eben die von Schiller gewünschte ist, scheint aus andern Notizen sicher hervorzugehen.

Schiller hatte also zweifellos eine Vorliebe für den Wein. Da fragt man unwillkürlich: Hat er nicht auch den Wein in seinen Dichtungen besungen? Gewiß, es finden sich Stellen, in denen er demselben hohes Lob spendet. Freilich eigentliche Wein- oder Trinklieder suchen wir bei ihm vergeblich. Es lag z. B. in den „Räubern“ oder in „Wallensteins Lager“ der Anlaß dazu sehr nahe. Wenn er trotzdem davon absah, so war wohl der Grund der, daß ihm das Motiv als solches an und für sich allein nicht genügte zu dichterischer Anregung oder Behandlung. Im Zusammenhang mit andern Motiven dagegen hat er wiederholt auch den Preis des Weins gesungen. So läßt er im „Siegessfest“ Nestor, den „alten Jecher“ der Hekuba, der gefangenen Gemahlin des Königs Priamus den Pecher reichen mit den Worten:

„Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Wohlsam fürs zerrißne Herz.“

In seinem Gedicht „An die Freude“ (1785) schildert er die Wirkung des Weins also:

„Freude sprudelt in Potalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Rannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut.“

Ganz direkt durch den Wein veranlaßt ist das Gedicht „Das Geschenk“. Der Stadjutor Karl von Dalberg in Erfurt schickte ihm nämlich für den Musenalmanach 1796 zwölf Flaschen Rheintwein. Darauf dankte Schiller in humorvoller Weise durch dieses Gedicht, das mit den Worten schließt:

Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Schließlich sind auch noch zwei Punschlieder aus dem Jahre 1803 zu nennen: „Punschlied“ und „Punschlied. Im Norden zu fingen.“ Sie verdanken ihre Entstehung dem Mittwochstränzchen Goethes, sie sind also nicht ein Produkt des Enthusiasmus, innerer Erregung, sondern durch einen äußeren Anlaß hervorgerufen. Man spürt ihnen das an; sie vermögen nicht recht zu erwärmen. Man wird unwillkürlich daran erinnert, daß Schiller den Punsch als Arzneimittel gebrauchte. Dieses Getränk wirkte nämlich auf sein Befinden günstig. Heinrich Voß der Jüngere erzählt, Schiller habe sich in seinen Krankheitsanfällen durch den Punsch zu erholen gepflegt. Auch in seiner letzten schweren Krankheit griff er nochmals zu diesem Mittel, das freilich auch nicht mehr helfen konnte.

Daß Schiller auch Bier trank, versteht sich von selbst. Es war schon oben davon die Rede. Es kommt aber erst ganz in zweiter Linie. In den Kalendern finden sich nur einige wenige Notizen darüber, aus diesen geht auch hervor, daß Schiller manchmal englisches Bier im Keller hatte.

Außer diesen beiden deutschen Nationalgetränken liebte Schiller auch Kaffee, Tee und Schokolade. Während der Arbeit am Schreibtisch genoß er nie Wein, aber oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte; so berichtet uns seine Schwägerin Karoline von Wolzogen. Wenn uns erzählt wird, er habe, zumal in seinem Jenaer Gartenhaus, zur Stärkung und Aufmunterung stets einige Flaschen Wein

zur Arbeit mitgenommen, so ist diese Nachricht, wie sie auch entstanden sein mag, in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Denn er „floh“ nach dem Zeugnis seiner Schwägerin „das Umaß immer“, da ihm, wie er selbst sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Er war also schon durch seine Krankheit zur Mäßigkeit gezwungen und auf die Erhaltung seiner Gesundheit stets sehr bedacht.

Nach einer Haushaltungsnotiz in seinem Kalender von 1802 brauchte er jährlich für Zucker, Kaffee und Tee ca. 60 Taler, für Wein dagegen die schöne Summe von ca. 160 Talern, nämlich sechs Eimer à 24 Taler.

Aus allen diesen Tatsachen ist es leicht, den Schluß zu ziehen, Schiller habe sich deshalb immer einen so großen Weinvorrat gehalten, weil er eine Neigung zum Trunk gehabt habe. Er habe beim Wein sein Leiden vergessen wollen. Ja, wenn nur die Folgen dann nicht noch schlimmer gewesen wären! Es liegt doch klar auf der Hand, daß ein Mann, dessen beste Lebenszeit von Leiden heimgesucht war, sich sehr vor Erzfressen hüten mußte. Es wäre doch töricht gewesen, hätte er, der doch Medizin studiert hatte, seine Gesundheit, wenn sie gerade besser war, dadurch wieder geschädigt. Gewiß, Schiller trank den Wein gern, aber nie zu viel, das sagte er selbst und das muß man ihm glauben. Es liegt doch wahrhaftig kein Grund vor, an seinem Worte zu zweifeln. Im übrigen haben auch Schillers Frau und Kinder ebenfalls Wein getrunken, von andern, Besuchen usw. gar nicht zu reden.

Über seine Mahlzeiten ist uns nichts Bestimmtes überliefert. Daß er in seiner Jugend einfach und mäßig lebte, ergibt sich aus seiner ganzen Lebensgeschichte. Es gab da manchmal Zeiten, in denen er froh war, wenn er nur seinen Hunger stillen konnte. Dabei dürfen wir nicht bloß an die Karlschule denken, auch später, zumal in den Zeiten seiner Flucht, mußte er oft sehr genügsam in seinen Ansprüchen sein. Wenn er daher seinen Musikus Miller in „Kabale und Liebe“ (V, 5) die Worte sprechen läßt: „Ich habe Kartoffeln gegessen oder ein wildes Huhn, satt ist satt“, so mögen wohl auch eigene Erfahrungen und Erinnerungen die Veranlassung dazu gegeben haben.

Gut ist Wallenstein gegeben.
 Lotta von Leipzig zum Abg.
 kommen, und ein 30 Karo Cio
 mitgebracht. Im Jahr an 1773
 zu bezahlen 120 Gulden, w.
 Er gab mir noch die Maria
 Stuart, die Mär. Beth. und die
 zinst. Auflage Wallenstein
 zu bezahlen.

Eintrag Schillers in seinen Kalender vom 16. Mai 1801

Eigene Aufnahme des Originals aus dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar

Über die Zeit nach seiner Verheiratung wissen wir ebenfalls nicht viel. Aber eben aus dieser Tatsache läßt sich der Schluß ziehen, daß Schiller in diesem Punkte gleichgültig war. Er war kein Feinschmecker, sondern liebte die gewöhnliche einfache Kost. Anfangs aß er mit seiner Lotte in der „Schrammei“. Da wurde der Küchzettel von seinen Hausfräulein, den Schwestern Schramm, gemacht. Diese werden wohl schwerlich den Dichter vorher darüber befragt haben. An den norddeutschen Tisch war dieser inzwischen durch seinen Aufenthalt in Bauerbach und durch Körners längst gewöhnt worden. Als Gast in Bauerbach, Leipzig und Dresden hat er schwerlich besondere Wünsche geäußert. Er aß, was ihm eben vorgefetzt wurde. Als er dann später zu Hause seinen eigenen Tisch hatte, da hat es

sich wohl ohne weiteres von selbst verstanden, daß er die norddeutsche Nahrungsweise beibehielt. Wir hören nie von besonderen Leibgerichten, die ihm Lotte etwa vorgefehlt hätte. Seine Schwägerin Karoline von Wolzogen, die uns allerlei Intimes aus dem Leben Schillers berichtet, schweigt über diesen Punkt völlig. Das kann unsere Behauptung, daß Schiller sich hierin ganz den Umständen fügte, nur bestätigen. Auch aus den Jahren 1793 auf 94, in welchen Schiller wieder in seiner schwäbischen Heimat weilte und also wieder schwäbische Kost genießen konnte, erfahren wir nichts. Nach allem dürfen wir es wohl als feststehend betrachten, daß Schiller, soweit ihn nicht Krankheit daran hinderte, — und das war ja oft der Fall — sich mit der Familientost begnügte.

Zu seinen persönlichen Bedürfnissen gehörte auch das Rauchen. Er hat zeitlebens geraucht und geschnupft. In seinen Briefen aus Bauerbach an Reinwald aus dem Jahre 1783 treffen wir öfters Bestellungen von Tabak. Seine bekannte humoristische „Wittschrift“ an die Körnersche Familie (1785) beginnt mit den Worten:

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabakdose lebig . . .

In einer Zusammenstellung seiner „Auslagen“ im Jahre 1802 hat er für „Tabak, Barbier, Apotheke“ 40 Taler in Rechnung genommen. Daß er ein eifriger Schnupfer war, wissen wir auch von Goethe. W. Iden (gestorben 1843 als Superintendent in Cosnabrück), ein Schüler Schillers in Jena und Freund von H. Voß jr., pflegte zu sagen: „An dem Manne ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksflecken unter der Nase kleidet ihn hold.“ H. Voß, der uns das erzählt, fügt hinzu: „Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solch perpetuierliches Fleckchen.“¹⁾ Derselbe Voß erhielt nach Schillers Tode von Lotte dessen beste Tabakspfeife zum Geschenk.

¹⁾ Eine Tabakdose Schillers, die stets auf seinem Schreibtisch stand, ist jetzt im Greiffensteiner Schillerzimmer aufbewahrt. Auf dem goldenen Grund derselben befindet sich eine Silhouette von Lotte Schiller, „ein angenehmes zierliches Bild mit einer vollerbblühten Rose auf der Brust“.

Kleidung: Von den Kleidungsstücken, die Schiller einst getragen, sind noch verschiedene vorhanden. So werden im Marbacher Schillerhaus ein paar Höschen und ein Jäckchen aus Leinwand aufbewahrt, die noch aus Schillers frühesten Jugend stammen. Dann erfahren wir wieder etwas Weiteres bei seinem Eintritt in die Militärakademie am 16. Januar 1773. Da lautet der offizielle Bericht, daß er mit einem „blauen Köllen nebst Cammisoehl ohne Ermel“ ausgestattet gewesen sei. Als Bögling der Akademie trug er Uniform. Diese bestand in einem stahlblauen Rock mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, wie sie unsere Artillerie in ähnlicher Weise hat, silbernen Achselschnüren und versilberten Knöpfen, weißen Hosen und weißer Weste. Dazu kamen weiße Strümpfe mit Schnallenschuhen im Sommer und Stiefeln im Winter. Zur Bedeckung des Hauptes diente ein dreieckiger Hut. Derjenige, der einst Schillers Kopf schmückte, ist noch heute im Marbacher Schillerhaus zu sehen. Besonders charakteristisch ist schließlich noch ein falscher, im Nacken herabhängender Zopf und Locken an den beiden Schläfen. Diese Uniform mag zum Tragen minder angenehm gewesen sein. Man muß recht eigentlich Mitleid empfinden mit der damaligen Jugend, die mit solchen Außerlichkeiten geplagt wurde, und man wundert sich, daß sie dabei noch einen fröhlichen Humor bewahren konnte, denn auf die Sauberkeit der Uniform und auf ihre Zöpfe und Locken wurde scharf geachtet. Man sah übrigens selbst ein, daß diese Kleidung unbequem und lästig war. Daher mußten die Böglinge nur beim Essen, Spazierengehen, Kirchgang und wenn sie sonst öffentlich auftraten, darin erscheinen. Für den Unterricht, der den größten Teil des Tages einnahm, war ein gewöhnliches Hauskleid vorgeschrieben.

Auch nach dem Verlassen der Karlschule mußte Schiller als Regimentsmedikus wiederum Uniform tragen und zwar diesmal beständig auch außerhalb der Dienstzeit. Er hatte beabsichtigt, in seiner freien Zeit Privatpraxis auszuüben, um dadurch sein Einkommen zu vergrößern. Zu diesem Zweck hatte ihm sein Vater zwei Zivilanzüge machen lassen und dem Herzog den Wunsch vorgelegt, daß sein Sohn „außer seiner Verrichtungen beim Regiment, bei dem Vestraben nach einer Praxi in der Stadt oder auf dem Lande diese Kleidung

anziehen“ dürfe. Der Herzog aber machte, wie schon früher in Schillers Leben, wieder einmal einen Strich durch die Rechnung, und entschied mit dem Befehl: „Sein Sohn soll Uniform tragen!“ Dabei hatte es sein Bewenden. Vater und Sohn mußten sich fügen.

Diese militärische Uniform hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der der Karlschüler. Sie war nicht minder geschmacklos steif wie jene; wie Schiller darin aussah, schildert sein Freund Scharffenstein in ergötzlicher Weise mit den Worten: „Gingesperrt in der Uniform, damals noch nach altem preussischen Schnitt und vorzüglich bei den Regimentsfeldschereern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife vergipfte Rollen, der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale rothhärlige Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig; durch den den weißen Gamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Zylinder von einem größeren Diameter als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht bewegen zu können, wie ein Storch.“ Der Rock, nach altem preussischen Muster tractartig, war dunkelblau, Hosen und Gamaschen weiß.

Diese Uniform trug Schiller nicht ganz zwei Jahre. Dann erfolgte seine Flucht. Bei dieser kamen ihm wohl die beiden Zivilanzüge, die ihm sein Vater einst vergeblich hatte machen lassen, sehr zustatten. Uniform hat er von da an nicht mehr getragen, man mußte denn nur die Hofkleidung, in der er in späterer Zeit am Weimarer Hofe erschien, dazu rechnen.

Seine Kleidung war von da ab stets einfach, aber gewählt. Nach dem Zeugnis seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen hielt er besonders viel auf seine Wäsche. Nach seinem Kalenderetat für 1802 rechnete er für seine Kleider allein 75 Taler. Eine ganz genaue Zusammensetzung aller seiner Kleider usw. findet sich in dem Kalender vom Jahre 1804. Da sind von seiner Hand notiert in Übereinstimmung mit der Angabe der Schwägerin Schillers: 2 Paar weißseidene und 5 Paar buntseidene Strümpfe, 33 bunte und 14 weiße Schnupftücher, 37 Hemden, 3 ganze und 4 halbe Halstücher, 8 ge-

wöhnliche und 8 streife Halsbinden. Außerdem sind wir durch diese Notizen ganz genau über die Kleider, die Schiller trug, unterrichtet. Schiller zählt auf:

1. Unterhosen: 2 Paar barchente, 2 Paar leinene und 1 Paar Mulum.

2. Hosen: 3 schwarzseidene, 1 Paar schwarze Tuchhosen, 2 Paar manchesterne, 1 Paar grüne, 5 Paar Nanquing, 2 Paar schwarze Zeughosen und 1 Paar leberne Hosen.

3. Dazu kommen 20 Westen, nämlich 4 gestickte, 2 schwarze, 4 seidene, 1 rot gestreifte, 2 weiße, 2 Winterwesten, 1 Sommerweste ohne Taschen, 1 noch nicht gemachte gestickte Weste, dazu 2 Barchentwesten mit Ärmeln und 1 wollenes Kamisol.

4. 10 Röcke, 3 Ober Röcke, 1 Pelz, 1 Mantel. Auch ein Schlafrock und Pudermantel fehlt nicht.

5. Zur Bedeckung seines Hauptes dienten: 3 Hüte, 3 Mützen und 1 Chapeaubas-Hut; für seine Hände hatte er 1 Muff und 4 Paar Handschuhe.

Auch für seine Füße war reichlich gesorgt durch 3 Paar Stiefel, 4 Paar Schuh, 1 Paar Halbtiefel und 1 Paar Oberschuhe. Auch 1 Paar Schuhschnallen und 1 Paar Sporen — Schiller hielt sich gesundheits halber einige Zeit ein Pferd und ritt gerne — sind noch zu erwähnen und schließlich auch noch 2 Degen, die zur Hostracht gehörten.

Von diesen hier aufgezählten Kleidern, die offenbar Schillers gesamten Vorrat bildeten, sind noch etliche erhalten. Im Schillermuseum zu Marbach sind z. B. Staatskleider des Dichters öffentlich ausgestellt, nämlich 1 Paar schwarzseidene und 1 Paar gestreifte seidene Kniehosen; ferner drei Staatswesten von Seide, eine blau geblümete, eine lila und eine lila und weiß variierte; alle vorzüglich erhalten.

Dazu noch eine große seidene Schärpe mit roter Grundfarbe, ein Geschenk Alexander von Humboldts, aus Südamerika. Schiller soll dieselbe bei einem Kostümfest getragen haben. Unter der Liste der Kleider vom Jahre 1804 ist sie nicht genannt.

Die Farbe der Röcke ist in der Liste nicht angegeben. Vermut-

lich waren auch dunkel- und stahlblaue darunter. Denn die beiden Ölgemälde Schillers von Graff und L. Szymanowicz weisen solche Röcke auf. Das letztere hat auch dunkle (schwarze?) Kniehosen und weiße Strümpfe.

Auch aus der Literatur erfahren wir einzelnes über des Dichters Kleidung. In Gotters Lustspiel „Der schwarze Mann“ ist Schiller als Poetaster Flickwort verspottet. Bei der Aufführung am 3. August 1784 in Mannheim spielte Jffland die Rolle Flickworts. Er trug sich dabei ganz nach Schillers Art. In einem Tagblatt von 1784 ist eine Beschreibung der Gestalt und Kleidung der Hauptperson des Stückes enthalten, in welcher alles vom blauen Aberrock mit Stahlknöpfen bis zu den schmutzig weißen Strümpfen und den großen Schuhknallen herab auf Schiller, „den Feuerkopf von 25 Jahren“ paßte. So berichtet uns M. Esler in seiner Geschichte der Stadt Mannheim.

Während seines Dresdener Aufenthalts, als er mit Henriette von Arnim verkehrte, soll seine gewöhnliche Kleidung in einem dürftigen grauen Rock bestanden und das Zubehör in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitsfinnes entsprochen haben.

Ein andermal, heißt es, habe er den Einfall gehabt, sich mit einigen Freunden eine Uniform machen zu lassen. Sie habe in einem blauen Frack bestanden mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das dunkelblaue hervorsah, und silbernen Knöpfen. Längere Zeit sei Schiller mit seinen Freunden in dieser gleichmäßigen Kleidung erschienen. Diese Geschichte klingt recht unwahrscheinlich, denn wann sollte das wohl geschehen sein?

Und schließlich ist im „Österreichischen Morgenblatt“ zu lesen: „In seiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geschmack, was wohl zu verzeihen wäre, sondern er handelte so sehr gegen 'alle' Regeln desselben, daß er meist wunderbarlich angezogen war, besonders wenn er sich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rotes Halstuch, gelbe Weinkleider und dunkle Strümpfe zusammen anziehen, und dies gab seiner ganzen Figur, besonders durch die zusammenstoßenden Arme etwas Pizarres.“ Rot und blau trägt

heute sogar das Militär! Ist das richtig, was in diesem Morgenblatt berichtet wird, so folgt daraus nur, daß Schiller sich nicht an die gewöhnliche Mode hielt, sondern auch hier seinem eigenen Kopfe folgte.

Wohnung: Schillers Geburtsstadt ist Marbach am Neckar, ein württembergisches Oberamtsstädtchen von 2400 Einwohnern. Das Haus, in welchem der Dichter geboren wurde, gehörte damals einem Säcker Ulrich Schöllkopf. Bei ihm wohnte seine Mutter in der Mitte, sie hatte nur ein Zimmer, die untere Stube, mit einer kleinen Küche daneben. Die Frau Schiller konnte sich mit diesem kleinen Raum begnügen, da ihr Mann häufig in Kriegsdiensten abwesend war und weil ihre Eltern in nächster Nähe wohnten, wodurch ihr manches erleichtert wurde; deshalb mag sie sich wohl auch zu dieser Wohnung entschlossen haben.

In diesem Raume, der als Wohn- und Schlafzimmer zugleich dienen mußte, wurde Friedrich Schiller in Abwesenheit des Vaters am 10. November 1759 geboren. Also nur ein einziges Zimmer ist es, das an Schiller erinnert, das eine historische Bedeutung hat. Heutzutage ist aber das ganze Haus als „Schillerhaus“ dem Andenken an den Dichter gewidmet, denn es ist Eigentum der Stadt Marbach seit dem Jahre 1859, dem hundertsten Geburtstage Schillers. Es ward dem damaligen Besitzer, einem Bäcker, um 4000 Gulden abgekauft und einer gründlichen Reparatur unterzogen, da es inzwischen gar manche Veränderungen erlitten hatte. Um 2000 Gulden wurde dies bewerkstelligt. Alte Pläne des Hauses, die sich zum Glück noch vorfinden, dienen als Vorlage und so befindet sich das Haus jetzt in dem Zustande, in welchem es zur Zeit von Schillers Geburt gewesen war.

Das jetzige „Schillerhaus“ enthält eine Menge Reliquien, die im Laufe der Jahre meistens als Geschenke in demselben niedergelegt worden sind. Besonders würdig ist das Geburtszimmer ausgestattet. Es enthält einige alte Möbelstücke: den Stuhl, „Hocker“ genannt, mit dem Tischchen, das Schiller in der Militärakademie benützte, nebst seinem Spiegel von dort, ferner einen alten Schreibtisch, „Sekretär“, des Vaters Schillers und das Spinradchen der Mutter. In der Ecke steht eine Büste des Dichters von Tannecker. Außerdem schmücken



Gesamtansicht von Marbach a. S.

zahlreiche Bilder die Wände, darunter zwei Ölgemälde der Eltern. In dem oberen Zimmer des Hauses, das durch eine Bretterwand in zwei Teile geteilt ist, sind wesentlich Bilder Schillers und seiner Familie zu sehen; darunter Ölgemälde der Eltern und Geschwister Schillers von Ludovike Simanowiz, ferner Bilder der Schillerschen Kinder, Enkel usw., auch eine Anzahl Reliquien, wie z. B. der Hut Schillers, den er als Karlschüler getragen, Haare von ihm, Ringe u. a.

Das stets zugängliche Haus wird jahraus jahrein von Tausenden von Verehrern des Dichters besucht.

Der nächste sicher bezugte Wohnort Schillers ist Ludwigsburg, eine gute Stunde von Marbach entfernt. Näheres über diesen ersten Aufenthalt daselbst ist nicht bekannt. Von dort wurde Schillers Vater als Werbeoffizier nach Gmünd und dann nach Lorch ver-



!; rechts oben das Schillermuseum

seht. An ersterem Ort, wo es ziemlich teuer zu leben war, blieb Hauptmann Schiller allein; erst nach Lorch ließ er seine Familie nachkommen. Zuerst wohnten sie dort im Gasthof zur Sonne und später in einem Privathaus, das heut zur Erinnerung daran eine Gedenktafel trägt. Drei Jahre 1763—1766 verbrachte Schiller mit den Seinigen in dieser schönen Gegend und diese Zeit blieb ihm stets in angenehmster Erinnerung. Dort empfing er zuerst regelmäßigen Schulunterricht und dort zeigte sich zuerst seine Neigung zum geistlichen Stande.

Von Lorch lehrte Hauptmann Schiller aus pekuniären Gründen nach Ludwigsburg zurück. Die erste Wohnung nahm er im Hause des Leibchirurgen Reichenbach in der hinteren Schloßstraße; später zog er in das Haus der Cottaschen Buchhandlung (seht



Schillers Geburtshaus in Marbach

Stuttgarterstr. 26, nicht Aspergerstraße, wie man früher annahm). Dort lernte also der junge Schiller zuerst die berühmte Firma kennen, zu der er nachher in die engsten Beziehungen treten sollte.

Die ersten Berührungen mit Gotta waren echt kindlicher Art. Schillers Freund, der spätere Arzt von Hoven, berichtet in seiner Autobiographie, daß sie — er wohnte auch im Hause — nicht selten miteinander dem Seher, der mühsam seine Lettern zusammengesetzt hatte, einen Streich spielten.

Lange Jahre nachher kam Schiller zum drittenmal nach Ludwigsburg und zwar bei seinem Aufenthalt in der schwäbischen Heimat im Jahre 1793/94. Während dieses Winters hielt er sich in Ludwigsburg auf, und wohnte, sehr „angenehm und bequem logiert“, im ersten Stock des Hauses seines Freundes Dr. von Hoven, bei dem er zugleich Genesung von seinem Leiden suchte. Das Haus, heute noch im alten Zustande — nur fehlt die große Freitreppe, die vor etlichen Jahren entfernt wurde —, liegt in der Wilhelmstraße. Es ist das jetzige Weinhaus von Fischer. Wir fügen eine Abbildung mit der alten Steintreppe bei. Es sind also vier verschiedene Wohnungen,



Schillerhaus in Lorch

die Schiller im Laufe der Zeit in Ludwigsburg bewohnt hat. Eine Gedenktafel ist an keiner noch angebracht; doch besteht die Absicht, das Fischersche Haus mit einer Gedenktafel, die schon im Jahre 1859 geplant war, am hundertsten Todestag Schillers, 9. Mai 1905, zu schmücken.

Von Ludwigsburg aus kam Schiller in die Militärakademie auf der Solitude, von der wir ebenfalls eine alte Abbildung aus Schillers Zeit geben. Schillers Freund, V. P. Heideloff, ist der Künstler, dem wir das Bild verdanken. Dort war Schiller von Januar 1773 bis November 1775. Dann siedelte die Anstalt mit ihren Böglingen nach Stuttgart in die noch heute bestehenden Räume des Akademiegebäudes über.



Schillers Wohnhaus in Ludwigsburg
1793—94

Als Regimentsmedikus in Stuttgart hatte Schiller zwei verschiedene Wohnungen inne. Die Lage der ersteren ist völlig unbekannt. Es ist möglich, daß er anfangs in der Kaserne des Augéschen Grenadierregiments, dem er zugeteilt war, wohnen mußte, die andere Wohnung befand sich auf dem „Langen Graben“, jetzt Eberhardstraße 63. Dort hin zog er am 1. Februar 1781 mit seinem Akademiegenossen, dem leichtsinnigen Leutnant Kapf. Sie bewohnten ein Parterrezimmer bei der Hauptmannswitwe Luise Vischer, der „Laura“ in Schillers Jugendgedichten. Eine Schilderung der Wohnung, die höchst primitiv eingerichtet war, hat uns Scharffenstein hinterlassen. Danach bildeten zwei Bänke und ein hölzerner Tisch das ganze Mobiliar; an den Wänden hing die spärliche Garderobe, in einer Ecke lagen ganze Ballen der „Käuber“, in einer anderen ein Haufen Kartoffeln, leere Teller und Flaschen durcheinander. Die Luft in dem „nach Tabak und allerhand stinkenden Loche“ war auch nicht die beste. An dieser Schilderung Scharffensteins, so wahr sie auch sein mag, vermissen wir eines: Die Erwähnung der Betten. Also hatten beide, Schiller und Kapf, miteinander wohl noch ein gemeinsames Schlafzimmer, während das geschilderte Zimmer ihr gemeinsames Wohnzimmer war.



Solitude

Nach dem Gemälde von W. P. Heidehoff

In der Tat hatten sie nach den Hausakten des jetzigen Eigentümers des Hauses (Uhrmacher Krauß-Hettenbach) „eine heizbare Stube mit Vorherd, gegen die Gasse, und große Kammer“ im Parterre von Frau Wischer gemietet.

Dieses Haus, in welchem Schiller bis zu seiner Flucht wohnte, ist durch eine Gedenktafel kenntlich gemacht. Freilich ist es seitdem umgebaut und vergrößert worden. Aber den letzten Aufenthalt Schillers in Stuttgart im Jahre 1794 wird unten die Rede sein.

Den ersten längeren Aufenthalt auf seiner Flucht nahm Schiller in Sachsenhausen, Frankfurt gegenüber, an der Mainbrücke. Vierzehn Tage lang wohnte er zusammen mit seinem Fluchtgenossen Andreas Streicher in dem Gasthof „Zu den drei Kindern“. Schon am ersten Tage wurde mit dem Wirt der Preis für Kost und Logis ausgemacht, „damit man wisse, wie lange der geringe Geldvorrat reichen würde“. Das Gebäude brannte später völlig ab. An seiner Stelle steht zwar wieder ein Gasthof mit demselben Schild, er ist



Die Militär-Akademie (Hohe Karlschule) in Stuttgart

aber ohne jede Beziehung zu Schiller und nur durch seinen Namen und seine Lage erinnert er an den Dichter.

Von Sachsenhausen siedelte Schiller mit Streicher nach Eggersheim über. Im dortigen Gasthof „Zum Viehhof“, der heute zur Erinnerung an Schillers Aufenthalt eine Gedenktafel trägt, nahmen sie Quartier. Die Abende verbrachte Schiller meistens in dem eine Stunde von da entfernten Mannheim, wo er aus Furcht vor Verhaftung und mit Rücksicht auf seine leichte Börse nicht zu wohnen wagte. Bei einem seiner Besuche ereignete sich eine heitere Episode. Kaum war er einst dort eingetroffen, als ihm seine Freunde voller Bestürzung meldeten, ein württembergischer Offizier habe nach ihm gefragt. Das schien natürlich höchst verdächtig. Was konnte ein solcher anderer wollen, als den Flüchtling des Herzogs verhaften? Da hieß es, auf der Hut sein. Man entschied daher, daß Schiller in dieser Nacht nicht mehr nach Eggersheim zurückkehren dürfe, sondern in Mannheim bleiben müsse. Durch die Liebenswürdigkeit einer Madame Gurioni, welcher die Aufsicht über das Palais des gerade vertrieben

Prinzen von Baden anvertraut war, ward der Not abgeholfen; denn sie gestattete, daß Schiller mit seinem Freunde die Nacht in dem Palais zubrachte. Schiller hat später noch oft in Schlössern übernachtet (in Ettersburg und Weimar), allein diese unfreiwillige Nacht in dem prächtigen Palais blieb ihm gewiß zeitlebens in außergewöhnlicher Erinnerung. Nachher stellte es sich heraus, daß der Offizier ein Freund des Dichters war, der ihn auf der Durchreise besuchen wollte. Schiller war



Henriette von Wolzogen
geb. Marschall von Oßheim
1745—1788

froh über diese Lösung der Angelegenheit, bedauerte aber sehr, auf diese Weise um den Besuch des Stuttgarter Freundes — Koserich hieß er — durch die Angßlichkeit der Freunde gekommen zu sein.

Als sich des Dichters Hoffnungen, die er auf den Mannheimer Hoftheaterintendanten, Freiherrn H. von Dalberg, gesetzt hatte, nicht erfüllten, sah er sich gezwungen, Oggersheim zu verlassen und der Einladung seiner mütterlichen Freundin Freifrau Henriette von Wolzogen nach Bauerbach zu folgen.

Ghe er sich dorthin begab, traf er mit seiner Mutter und seiner Schwester Christophine in Bretten zusammen. Mutter und Schwester

erwarteten ihn dort. „Um Mitternacht hörten sie einen Reiter heransprengen, welcher sich bei dem Kellner erkundigte, ob nicht zwei Damen da seien. Sie erkannten seine Stimme, stürzten ihm entgegen und lagen schluchzend an seinem Halse.“ Drei Tage dauerte der Aufenthalt daselbst, dann kam der Abschied, der, zumal für die Mutter, die ihren Sohn einer ungewissen Zukunft entgegengehen sah, sehr hart war. „Es muß der Einbildungskraft überlassen bleiben“, sagt A. Streicher, „diese Szene nebst dem nach kurzem Aufenthalt gewaltsamen Losreißen dreier vortrefflichen Menschen, die das von zitternden Lippen gepreßte Lebewohl! für lange, lange Zeit ausgesprochen glauben mußten, sich teilnehmend ausmalen zu können.“

Die Pietät hat trotz dieses kurzen Aufenthaltes daselbst an dem betreffenden Hause, dem „Posthause“, ein Erinnerungszeichen in Gestalt einer Bronzetafel errichtet.

Jetzt also ging es nach dem Baurbacher Asyle. Das Wolzogenische Gebäude, in welchem nun Schiller vom 7. Dezember 1782 bis 24. Juli 1783 lebte, war recht hübsch und artig. Es gefiel ihm so gut, daß er die Stadt gar nicht vermißte; er hatte „alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung“, alles, was er brauchte, wurde ihm „von den Leuten des Dorfs auf das vollkommenste und willigste besorgt“. Zwei kleine, niedrige, aber behaglich eingerichtete Zimmer dienten ihm zur Wohnung; ein lederbezogener Armstuhl, der in seinem eigentlichen Wohnzimmer stand, war ihm besonders willkommen. Das Haus, zum „Schillerhaus“ geworden, schmückt ebenfalls eine Gedenktafel.

In Baurbach entstand im wesentlichen „Kabale und Liebe“. Dieses Stück erregte von neuem das lebhafteste Interesse Dalbergs und er berief daher Schiller nach Mannheim als Theaterdichter. Während seiner einjährigen Tätigkeit daselbst wohnte er zuerst bei einer Madame Hammelmann im Hubertushaus. Es war eine billige Wohnung, die ihm Frau Meyer, die Gattin des Regisseurs, eine Stuttgarter Landsmännin, besorgt hatte. Später zog er zu dem Maurer- und Zimmermeister Hölzel, in dessen Hause er sich der besten Aufnahme erfreute. Die Hausfrau sorgte in mütterlicher Weise für alle seine Bedürfnisse, insbesondere für seinen „verwaisten Weißzeug“.



Schillerhaus in Bauerbach
1782—1783

Ja die braven Leute erretteten den von seinen Gläubigern hart Bedrängten durch ein Darlehen von 200 Gulden aus der äußersten Not.

Aber die Lage der Mannheimer Wohnungen sind wir, wie es scheint, nicht mehr genau unterrichtet. Eine davon trägt auf einer schwarzen Marmortafel die Inschrift: „Hier wohnte Schiller im Jahre 1784.“ Es ist als O 2 nr. 1 bezeichnet. Aber trotzdem bestehen Zweifel darüber, ob es wirklich Schillers Wohnung war.

Zweimal war Schiller von Mannheim kürzere Zeit abwesend. Einmal im Juli 1784 zum Sommeraufenthalt in Schwepingen, wo er im Gasthof „Zum König“ logierte, im folgenden Dezember sodann eine Woche in Darmstadt. Sein Absteigequartier war der Gasthof „Zur Sonne“. Auf Empfehlung der Frau von Kalb hatte er nämlich die Erlaubnis erhalten, dem Darmstädter Hof und dem Herzog Karl August von Sachsen, der auf Besuch dort weilte, den ersten Akt seines „Don Carlos“ vorzulesen. Am Tage nach der Vorlesung erteilte ihm Karl August auf seinen Wunsch „mit

vielem Vergnügen“ den Titel eines Rats. Schiller war dadurch sehr erfreut, weil sein Verhältnis mit dem Mannheimer Theater seit Ende August gelöst war. Nun war er ein freier Schriftsteller und gründete die „Rheinische Thalia“. Aber der gehoffte Erfolg blieb aus und als die Not über den Dichter kam, da erinnerte er sich der Einladung seiner Freunde in Leipzig, Körner und Huber. Er begab sich zu ihnen. Am 17. April 1785 sah er zum erstenmal Leipzig, es war gerade Messe. Im „Wauen Engel“ (heute „Ruffischer Hof“) stieg er ab. Nachher quartierte ihn Huber in einem Studentenzimmer in der Hainstraße im kleinen Joachimstal ein. Aber nur kurze Zeit wohnte er dort; denn schon Anfangs Mai begab er sich mit seinen Freunden zum Sommeraufenthalt nach Gohlis, wo er bei dem Gutsbesitzer Schneider Wohnung nahm. Das Haus ist jetzt im Besitz des Leipziger Schillervereins. An den Dichter erinnert die Inschrift: „Hier wohnte Fr. Schiller und schrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785.“ In diesem Hause sind auch noch Möbel zu sehen, die Schiller benutzte, nämlich ein ovaler Arbeitstisch und ein Wachslicht. Der Dichter arbeitete, übrigens wenn irgend möglich, im Freien, da die freie Luft für seine Gesundheit sehr zuträglich war. Auch in Gohlis machte er es so. Unter einer mächtigen Linde, die zwischen dem Wohnhaus und der Scheune stand, konnte man ihn oft an seinem Don Carlos arbeiten sehen. Aber in Gohlis gefiel es ihm nicht lange und da er wußte, daß Körner in Dresden sei, zog er ihm nach. Am 11. September 1785 traf er in Dresden ein. Es war Mitternacht; daher übernachtete er, um Körners nicht mehr zu stören, im „Goldenen Engel“ (Zimmer Nr. 4). Am anderen Tage geleitete ihn Körner in seinen Weinberg bei Loschwitz an der Elbe, eine Stunde von Dresden entfernt. Dasselbst besaß er zwei Wohnungen, eine größere am Fuße des Weinbergs an der Landstraße, und ein Weinberghäuschen auf der Höhe des Berges. In ersterem wohnte Schiller, das letztere benutzte er zur Arbeit. Er dichtete hier an seinem Don Carlos. Eine Inschrift an dem Häuschen gibt darüber Auskunft. Der Aufenthalt bei Körner dauerte fast zwei Jahre, nämlich bis zum 20. Juli 1787. Die meiste Zeit wohnte Schiller in Loschwitz, vorübergehend auch in Dresden im Hause Körners (jetzt



Schillerhaus in Gohlsis

Unter Leitung von A. Krause gez. und gest. von L. Schulz

Körnerstraße 7); so z. B. im Dezember 1786 über Weihnachten, während Körner mit seiner Frau verreist war.

Den April und Mai 1785 verbrachte er in dem von Dresden einige Stunden entfernten Tharandt. Körner hatte ihn veranlaßt, von Dresden weg in die Einsamkeit zu ziehen, um Fräulein Henriette von Arnim zu vergessen.

Nach seiner Rückkehr von dort fühlte Schiller, daß es für ihn Zeit sei, ganz fortzuziehen, um in jeder Beziehung seine Selbständigkeit wieder zu gewinnen.

So zog er nach Weimar, wo er einige Monate zuzubringen gedachte, um dann nachher zu Schröder, dem großen Schauspielers,

nach Hamburg zu reisen, wohin er von diesem eingeladen worden war. Am 21. Juli 1787 traf er in Weimar ein. Es gefiel ihm dort so gut, daß er Hamburg ganz vergaß. Zunächst wohnte er im „Erprinzen“ (heute noch das erste Hotel Weimars); dann zog er in das „Logis“ das früher Frau von Kalb innegehabt hatte. Am 28. Juli schrieb er Körner darüber: „Es kostet mir das Vierteljahr mit den Moenbles 17 u. 1/2 Thlr: viel Geld für 2 Zimmer und eine Kammer“.

Von Weimar fortzugehen dachte er nicht mehr. Fast zwei Jahre wie in Dresden bei Körners lebte er nun daselbst. Unterbrochen wurde sein Aufenthalt nur durch das Volkstädter Jdhl. In Volkstädt bei Rudolstadt verbrachte er zwei Sommer, um Lotte von Lengefeld und ihrer Schwester Karoline von Beulwitz näher zu sein. Das erstemal verweilte er dort vom 20. Mai bis 12. November 1788, das anderemal, bereits von Jena aus, vom 18. September bis 22. Oktober 1789. Er wohnte beidemal in der „sehr bequemen, heiteren und reinlichen Wohnung“ des Kantors Unbehaun, die ihm auf seinen Wunsch Lotte besorgt hatte. Das Haus lag der Kirche gerade gegenüber. Es ist unterdessen längst vom Erdboden verschwunden. An seiner Stelle steht eine moderne Villa.

Schiller fühlte sich sehr behaglich in dieser Wohnung. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause, alles ist vortrefflich, Sie haben aus meiner Seele gewählt.“ Aus diesen Worten, die er an Lotte richtete, spricht seine volle Zufriedenheit mit derselben, und doch hatte sie einen Fehler: sie war trotz ihrer Nähe immer noch zu weit von Rudolstadt, von Lotte entfernt. Daher schlüßte er das „üble Wetter“ vor und zog nach Rudolstadt selbst. Die Lage seiner dortigen Wohnung ist nicht sicher; entweder wohnte er bei Rat Koff am Schloßberg oder im Wirtshaus „Zur Gabel“. Das zweitemal blieb er ganz in Rudolstadt. Er war jetzt insgeheim mit Lotte verlobt, und war täglicher Gast im Lengefeldschen Hause.

Inzwischen war Schillers Berufung nach Jena erfolgt. Am 11. Mai 1789 war er dort eingezogen und hatte bei den beiden „Demoselles“ Schramm, Jenerstraße 26, Wohnung genommen. Am 22. Februar 1790 folgte seine junge Frau nach. Sie bewohnten die vorderen Zimmer im ersten Stock. Eine Schilderung derselben gibt Schiller



Schillerhaus in Volkstädt
Sommer 1788 und Herbst 1789

selbst mit den Worten: „Es sind drei Piecen, die ineinander laufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern und alles entweder ganz neu oder gut konserviert. Möbel habe ich reichlich und schön: Zwei Sofas, Spieltisch, drei Kommoden und anderthalb Duzend Sessel mit rotem Plüsch ausgeschlagen.“ Sein „wichtigstes Möbel“, eine „Schreibkommode“ hat er sich damals selbst angeschafft. Aber die Einrichtung der Wohnung hat Schiller wiederholt mit seiner Braut und seiner Schwägerin verhandelt und an der Hand eines Grundrisses machte er ihnen allerlei Vorschläge. In dieser kleinen Wohnung wollte er anfangs sogar seine Schwägerin noch unterbringen, wie aus seinem Brief an beide Schwestern vom 18. Januar 1790 hervorgeht. Zum Glück kam dieser abenteuerliche Gedanke nicht zur Ausführung, denn die Frauen erkannten das Unpassende dieses Vorschlags sofort und Schiller stand davon ab. Vier Jahre lang lebte Schiller mit seiner Lotte in diesem Haus, das ihm und seiner Frau völlig genügte, da sie noch

keine Kinder hatten. Erst am 7. April 1793 gab er diese Wohnung auf und zog in ein Gartenhaus. Wo dieses lag, ist völlig unbekannt. Vielleicht dürfte es aber trotz mancher Bedenken das Gartenhaus sein, das denselben Demoiselles Schramm, bei denen Schiller wohnte, gehörte. Er schreibt nämlich am 25. Januar 1790, als er daran dachte, sein Logis, weil es „zu enge“ sei, aufzutündigen, an die beiden Schwestern Lengefeld: „Auch einen großen schönen Garten mit einem Hause, das man bewohnen kann, haben sie (Demoiselles Schramm) auf dem Wege nach Rudolstadt, und dieser steht ganz zu meiner Disposition. Schon dies allein könnte mich in diesem Hause halten.“ Daß Schiller damals dieses Gartenhaus bezog, scheint nicht ganz unwahrscheinlich und da er längst seine Reise nach der schwäbischen Heimat geplant hatte, wäre es eigentlich auffallend, wenn er kurz vor seinem Ausbruch vorher noch eine neue Wohnung gemietet hätte. Vermutlich war dieses Gartenhaus billiger zum Wohnen und Schiller nahm es deshalb vor allem für die Zeit seiner Abwesenheit, weil er doch irgendwo seine Möbel untergebracht haben mußte. Weil also Schiller tatsächlich zu keinem andern Hausbesitzer zog, sondern bei denselben Demoiselles Schramm in der Miete wohnte, und weil damit keine Änderung in dieser Beziehung eintrat, so wurde schließlich — die Richtigkeit dieser Voraussetzung angenommen — die Sache vergessen und man meinte, Schiller habe tatsächlich eine neue Wohnung bei andern Leuten gemietet.

Am 1. August 1793 trat er seine schwäbische Reise an. Am 8. kam er in Heilbronn am Neckar an und blieb dort bis 8. September. Er wohnte zuerst im Gasthof „Zur Sonne“ und nachher, weil es dort zu teuer war, in einer Privatwohnung. Letzteres Haus, Sülmerstraße Nr. 101, ist mit einer Gedenktafel versehen.

Von Heilbronn zog er nach Ludwigsburg zu seinem Freunde Dr. von Hoven, wovon schon oben (S. 202) die Rede war.

Schließlich — es war im März 1794 — siedelte er noch nach der schwäbischen Residenz, nach Stuttgart, über. Auch hier wohnte er in einem Gartenhaus (heut Augustenstraße Nr. 9¹²), wo er einen sehr schönen Frühling zubrachte. Er ließ damals seinem „Goldsohn“ Karl den „Osterhasen“ in seinem Garten „legen“. Von Stuttgart



Die „Schrammel“ (Schillers erstes Wohnhaus in Jena)

aus machte er in Tübingen bei Cotta einen Besuch, wohnte aber nicht bei ihm, sondern bei seinem früheren Lehrer Professor Abel in der alten Bursa, dem jetzigen Klinikum, in welchem einst Melanchthon längere Zeit gelebt hatte.

Auf der Rückreise nach Jena, die er am 6. Mai antrat, verweilte er noch drei Tage in Meiningen bei seinem Schwager Reinwald. Am 15. Mai traf er glücklich in Jena wieder ein. Von da ab wohnte er unterm Markt Nr. 1 im jetzt Richterschen Haus. In nächster Nähe wohnte Wilhelm von Humboldt, was für Schiller besonders angenehm war. Aber doch blieb er nur ein Jahr bis 13. April 1795 in dieser Wohnung; daun zog er in das Haus des ihm befreundeten Professors der Theologie J. J. Griesbach in der Schloßgasse Nr. 17. Hier gefiel es ihm sehr gut und er blieb daselbst bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar am 3. Dezember 1799.

Bald regte sich in ihm auch wieder das Verlangen im Freien arbeiten zu können. Deshalb kaufte er im Frühjahr 1797 einen Garten mit einem Häuschen, in dem er fortan gewöhnlich die Sommermonate verbrachte, auch später noch im Anfang seiner Weimarer Zeit. Am Ende des Gartens, der an dem kleinen Leutrabach liegt, erbaute er sich ein zweites Häuschen, das er ganz für seine Zwecke einrichtete. In seinem „Epilog“ zu Schillers „Lied von der Glocke“ singt Goethe darüber:

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ewigen, gleich lebendgen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam . . .

Von Goethe ist auch noch eine hübsche Zeichnung dieses Gartens vorhanden. Sie stammt aus dem Jahre 1810. Wir geben ein Bild davon. Die Gartenzinne steht nicht mehr; an ihrer Stelle erhebt sich die Sternwarte der Universität. Aber der steinerne Tisch ist noch erhalten, an welchem Schiller bei günstiger Witterung an seinem Wallenstein arbeitete oder mit Goethe in erustem Gespräch vertieft saß. Ein großer Gedenkstein an dieser Stelle trägt die Aufschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein.“

Der Umzug nach Weimar vollzog sich, wie schon erwähnt, am 3. Dezember 1799. Schiller hatte eine Wohnung bei dem Perrückenmacher Müller, Windischengasse A 71 gemietet.¹⁾ Bei diesem wohnte er, bis er sich sein eigenes Haus erworben hatte. Am 6. Mai 1802 — am 29. April war er ausgezogen — zahlte er ihm den letzten Mietzins mit 31 Rthlrn. 12 Gr., wie in seinem Kalender notiert ist. Aber die Wohnung vernehmen wir nichts besonderes. Schiller war damit, wie es scheint, zufrieden.

Im ersten Sommer (1800), in welchem ihm diese Wohnung gehörte, war er zweimal kürzere Zeit daraus abwesend. Im Mai

¹⁾ Schillers Sohn, Oberförster Karl v. Schiller, sagt in seinen biographischen Notizen: „Im Monat Dezember siedelten meine Eltern nach Weimar über. Wir wohnten in der sogenannten Windischengasse, im Hause des alten Geheimrat Müller, im zweiten Stock.“ Karl von Schiller scheint sich in seiner Erinnerung getäuscht zu haben.



Schillers Garten in Jena
Handzeichnung von Goethe

Angelesen von der Höhe über dem rechten Ufer der Leutra; der Prädenbogen führt zum Engelgatter. Das Häuschen daran eine Gartenlaube, welche Schiller zur Küche verwandeln ließ; das gerade entgegenstehende Eckgebäude errichtete Schiller als ein einsames Arbeitszimmer.

An dem höher stehenden Wohnhaus sind die zwei oberen Fenster des Giebels merkwürdig. Hier hatte man die schönste Aussicht das Thal hinabwärts und Schiller bewohnte diese Dachzimmer.

(Aus einer Bemerkung Goethes zu obiger Zeichnung.)

des Jahres zog er sich zur Vollenbung der „Maria Stuart“ nach Ettersburg zurück, wo er im dortigen Schlosse wohnen durfte. Im August treffen wir ihn in Oberweimar, wo er mehr Ruhe für die Vollenbung des Schemas seiner „Jungfrau von Orleans“ zu finden hoffte. Nur kurze Zeit war er dort, denn viel Ruhe fand er auch hier nicht.

Im August des folgenden Jahres unternahm er eine Reise zu Körner nach Dresden, von der er am 20. September heimkehrte.

Im Frühjahr 1802 erwarb er sich sein eigenes Haus, das jetzige „Schillerhaus“, in dem er am 20. April, am Todestage seiner Mutter, wie er nachher erfuhr, einzog. „Eine solche Verflechtung der



Schillers Haus in Weimar
1802—1805

Schicksale" ergriff ihn schmerzlich. Die neue Wohnung mußte er zunächst gründlich herrichten lassen, was ihm manche Störung in seiner Arbeit brachte. Aber dann, als alles fertig war, freute er sich sehr über den Besitz eines eigenen, wenn auch sehr einfachen Heims. Im August 1804 erfahren wir nochmals von Veränderungen, die Schiller in seinem Hause vornehmen ließ, und von „Anordnungen“, die er traf, ehe Lotte nach der Geburt der jüngsten Tochter Emilie von Jena nach Weimar zurückkehrte. Am 21. August schrieb er an seine Frau, daß ihn das auf eine angenehme Weise beschäftige. Dann fährt er fort: „Das Kabinetchen ist schon gebedelt, auch der Christine (Schillers Magd Christiane Wezel) ihre Kammer wird ordentlich und bewohulich eingerichtet. Die Kinderstube ist jetzt recht komfortable, und auch das Schlafzimmer daran. Zu dem harten Sopha lasse ich aus Pferdehaarkissen, die ich noch vorrätig hatte, eine neue gute Matraße machen, zwei eichene Comoden und zwei



Schiller's Arbeitszimmer in Weimar

neue eichene Tische hineinsetzen, die andern schlecht conditionierten Tische von Buchenholz werden neu furniert und gebeizt. Ein recht schönes Nachttischgen von Mahagoni steht schon für Dich bereit und auch noch ein kleines Theetischgen mit einem lackierten Blech. Die Sopha- und Stuhlklappen aus den guten Zimmern lasse ich waschen, wie auch die Vorhänge aus diesen vorderen Stuben, die ich nun für mich nehmen werde." Es war das lehtemal, daß Schiller den besorgten Hausvater machte.

Die Möbel und die ganze Einrichtung war so einfach, daß heute, wie der Schillerbiograph Wyhgram sagt, eine Kleinbürgerfamilie sich kaum mit solchem Mobiliar begüßen würde. Denn die schönen Polstermöbel und der Teppich, die sich heute in seinem ehemaligen Besuchs- zimmer befinden, hat Schiller selbst nie gesehen. Erst in späterer Zeit sind sie dorthin gebracht worden.

Einige wenige Möbelstücke, die einst Schiller benützte, befinden

sich noch im Besitze seiner Nachkommen. Freiherr Alexander von Gleichen-Rußwurm hat in dem „Schillerzimmer“ seines Greiffensteiners Schlosses Schillers Schreibtisch stehen, „ein braun poliertes Cylinderbureau mit eingelegtem Stabe in hellem Holz und leichten Messingbeschlägen. Kollt man den Deckel in die Höhe, so sieht man die Mappe aus gelbem Pappdeckel und zerrissenem Leder, die mit Tintenflecken und verwischten, kaum leserlichen Wörtern bedeckt ist“. Mit diesen Worten hat Freiherr von Gleichen-Rußwurm selbst den Schreibtisch beschrieben.¹⁾ Auch Lottens „Kleiner Schreibtisch mit den zierlichen Fächern und Kästen, dem anspruchslosen Tintensaß aus blauem Glas und der verschlossenen Schreibkassette mit dem aufgedruckten Namen „Charlotte von Lengefeld“ steht in demselben Zimmer in Greiffenstein.“ Ein Tectisch aus dem Schillerschen Hause, „dessen abnehmbares Brett Angelika Kaufmann mit einer Szene aus Homers Odyssee schmückte“, wird ebendasselbst als kostbare Reliquie aufbewahrt.

Das Stehpult, an dem Schiller neun Jahre gearbeitet hat, schenkte die Witwe dem treuen Freund Heinrich Voss, wie dieser selbst in einem Briefe an Jden vom 31. Juli 1805 erzählt.

Außerdem sind in neuester Zeit Möbel aufgetaucht, die einmal in Schillers Besitze waren. Es sind sechs Polsterstühle mit dem dazu gehörigen Sofa. Sie waren ursprünglich mit schwarzen Koffhaarüberzügen versehen; später wurden sie mit grünem Stoff überzogen. Diese Möbel hatte einst nach Schillers Tod dessen Witwe an den Freund und Nachbar, den Leibarzt Dr. Huschke, der auch in Schillers Haus kam und z. B. im Mai 1800 seine Tochter Karoline impfte, verkauft. In seiner Familie vererbten sich diese Möbelstücke fort. Gegenwärtig befinden sie sich in Stettin.

Ein Möbelstück im „Schillerhaus“ zu Weimar erfüllt uns mit

¹⁾ Von einem zweiten Schreibtisch berichtet P. Föhne (Münchener Zeitung 15. Juli 1904): Der Schreibtisch wurde von dem Sohne des verstorbenen Tischlermeisters, der den ersten gemacht hatte, nachgemacht (mit dem Raum für die soulen Äpfel), da die Möbel längst in alle Welt zerstreut worden seien. Später sei der echte Schreibtisch von Nachkommen Schillers in Ungarn dem Großherzog Carl Alexander geschenkt worden. Die Sache klingt etwas merkwürdig, wenn wir bedenken, daß Schillers Urenkel den Schreibtisch besitzt. Vgl. oben S. 138 und 213.

besonderer Wehmut: Die Bettstelle, in der er Ruhe suchte von der Arbeit und in der er sein Leben aushauchte. Sie steht mit Lorbeerkränzen bedeckt noch an derselben Stelle wie früher.

Auch die Fenstervorhänge, die heute für die Hausfrau eine so wichtige Rolle spielen, waren so einfach wie möglich und bedeckten nur die obersten Fenster, so daß genügend Licht und Luft eindringen konnte. In Schillers eigenem Zimmer hingen solche von karmoisinroter Farbe, welche er liebte, da sie nach seiner Meinung belebend auf seine Phantasie einwirkten.

Das Zimmer hatte grüne arsenikhaltige Tapeten. Nach einem Überrest davon, der sich in späterer Zeit, als das Haus in den Besitz der Stadt Weimar gekommen war, unter den Tapeten vorfand, wurden neue Tapeten angefertigt und damit das Zimmer von neuem tapeziert.

In diesen Räumen hat Schiller bis zu seinem Tode gelebt. Anfangs kam er noch öfters in sein Jenaer Gartenhaus, 1803 aber verkaufte er es an Professor Thibaut daselbst; im Juli desselben Jahres begab er sich nach Lauchstädt ins Bad zur Erholung.

Schon zwei Jahre vorher hatte er eine Badereise in das Ostseebad Dobberan geplant, war aber durch Unwohlsein an der Ausführung gehindert worden. In Lauchstädt hatte er „Mühe ein Logis zu finden und nur nach vielem Umherfragen fand man eines für ihn aus, zwischen der Allee und dem Komödienhaus, das sehr hübsch gelegen war, parterre, an einem Garten, wo die andern Hausnachbarn ihm völlig fremd waren und ihn nicht genierten“.

Daß er öfters nach Jena kam, ist selbstverständlich. So war er noch im Oktober 1803 kurze Zeit daselbst und bewohnte Goethes Zimmer im Schloß.

Seine letzte und größte Reise unternahm er im Mai 1804. Das Ziel dieser Reise war Berlin¹⁾, wohin er ging, um seine Cristenz zu verbessern. Er wohnte im Hotel de Russie unter den Linden.

¹⁾ Schiller war von seiner Frau und seinen beiden Söhnen begleitet. Der älteste Karl berichtet darüber in seinen „Notizen über meinen Lebenslauf“ u. a.: „Ich ward dort mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.), dem Prinzen Wilhelm (nachher Kaiser Wilhelm I.) und dem Kronprinzen von Oranien (späterem König von Holland) bekannt, die auch noch in späterer Zeit sich meiner in Liebe erinnerten.“

(Heutzutage steht an dessen Stelle der Prachtbau der „Passage.“) Nach seiner Rückkehr von der preussischen Hauptstadt kam er nur noch in die nächste Umgebung Weimars nach Tiefurt, Jena usw. Längeren Aufenthalt hat er nur noch einmal in Jena (4 Wochen) genommen.

In Weimar, wo er seine bedeutendsten Werke verfaßte, ward seinem Leben ein Ziel gesetzt. Wie Goethe hat er dort abgeschlossen, mit ihm ruht er nun friedlich in der Fürstengruft. Die beiden größten Dichter Deutschlands sind so auch im Tode wieder miteinander vereinigt, wie sie es im Leben gewesen waren.

11. Abbildungen Schillers

Bei jeder Persönlichkeit, deren Werke oder Taten wir bewundern, empfinden wir im allgemeinen auch das lebhafteste Verlangen, ihr Äußeres näher kennen zu lernen. Wir wünschen zum mindesten ihr getreues Bild zu sehen. Freilich werden wir manchmal in unserer Erwartung sehr betrogen, wenn wir nun wirklich ein solches Bild vor Augen haben; wir hatten uns ein ganz anderes Bild von der betreffenden Person gemacht. Es geht hier eben auch wie so oft im Leben, daß die Wirklichkeit der Phantasie nicht entspricht. Das ist nun freilich bei Schiller im allgemeinen nicht der Fall. Die guten Bilder, die wir von ihm haben, stimmen mit unserer Vorstellung von einem idealen Dichter, als welcher Schiller in uns lebt, völlig überein. Nur die Leipziger sahen sich im Jahre 1785 sehr enttäuscht, daß der Dichter der „Räuber“ — denn damals war er wesentlich durch dieses Stück bekannt — auch „wie andere Mutteröhne“ ausah. Sie hatten ihn zum mindesten mit Reitpreitsche, Sporen und einem Räuberhut ausgerüstet sich vorgestellt, und nun hatte dieser Mann ein ganz sanftes Aussehen! Wie sollte das zu den revolutionären Gedanken passen, von denen seine „Räuber“ erfüllt waren! Bald aber sahen sie ein, daß dieser Rat Schiller, so sanft und freundlich er ausah, doch mit aller Kraft des Geistes alles Unrecht bekämpfte und alles Schlechte und Gemeine mit grimmigem Haß verfolgte. Sein Ansehen litt unter seinem Aussehen nicht im geringsten.

Wir sind nun heutzutage in besserer Lage als einst die Leipziger, wir haben und kennen den ganzen Schiller. Um aber jede falsche Vorstellung von seinem Außern von uns fern zu halten, wollen wir hauptsächlich solche Bilder unsern Lesern vor Augen führen, die von namhaften zeitgenössischen Künstlern herrühren, und zu denen Schiller selbst gegessen, die also nach dem Leben gezeichnet sind.

Wir schicken zunächst eine Schilderung seines Außern voraus, wie sie uns die Abtlieferung seiner Familie und seiner Freunde an die Hand gibt. Unter den überlieferten Zeugnissen sind die von seiner Frau und Schwägerin, Karoline von Wolzogen, in erster Linie zu nennen. Letztere insbesondere hat ausführliche Schilderungen seines Außern gegeben. Sie sagt in ihrer Schillerbiographie: „Schiller war von großer, in richtigem Verhältnis gebauter Gestalt, von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu besaß er die Freiheit des Geistes und das immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Außern ausdrückte. Dies alles gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja machte sie sogar liebenswürdig. Der wohl gerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genies; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust, der Leib war schmal; Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältnis. Seit Schillers letztem Krankheitsanfälle hatte seine physische Kraft abgenommen. Vorher war man gewohnt, die hohe Gestalt — er war der größte Mann in Weimar, sechs Fuß zwei Zoll hoch — mit der breiten Brust und dem stolz emporgerichteten Haupte festen militärischen Schritts einherwandeln zu sehen, wobei er den Stock mit der rechten Hand zu schwenken pflegte. Schillers Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als grazios. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter den hervorstechenden Stirnknochen und den blonden ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräch belebt Lichtfunken; sonst schien derselbe in ruhigem Schauen mehr in das Innere gefehrt als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief ins Herz. Von seiner

etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen; aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Übergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins rötliche. Die Hautfarbe war weiß, das Rot der Wangen zart. Er errötete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmutig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war, oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. . . Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges; aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.“

Das nachfolgende Urteil von Schillers Frau ergänzt das vorstehende Zeugnis ihrer Schwester im einzelnen. Sie sagt: „Schiller hatte sehr blonde, hellgelbe Haare, ein blaßes, weißes Gesicht und eine sehr zarte Haut, keine griechische Nase, keine aufgeworfenen Lippen; der Knochenbau des unteren Gesichtsteils trat hervor. Es gab nicht leicht eine schönere Gestalt als die seinige. Edel und ernst war sein Anstand, man sah, daß er militärisch erzogen worden, an der Haltung seines Körpers. Eine natürliche Feinheit hatte ihn früh alles Unedle verachten lehren; so war auch seine Erscheinung in der Welt und in der Gesellschaft.“

Ein drittes Zeugnis stammt von Schillers Jugendfreund Scharffenstein. Es ergänzt die beiden vorhergehenden, widerspricht ihnen aber auch im einzelnen. Scharffenstein berichtet also: „Schiller war von langer gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tourniere. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spitzig. Die roten Augenbrauen über den tief liegenden dunkel-

grauen Augen inklinierten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besät, die Augenlider waren meistens entzündet, das buschige Haupthaar war rot von der dunklen Art. Der ganze Kopf, der eher geisternmäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber Schillers Stimme war kreischend, unangenehm; er konnte sie ebensowenig beherrschen, als den Affekt seiner Gesichtszüge.“ Scharffensteins Aussage kann nur für die Jugend Schillers in Betracht kommen, in späteren Jahren kam er mit ihm nicht mehr in Verührung. Wenigstens ist uns nichts darüber bekannt.

Das vergeistigte Aussehen Schillers in späteren Jahren wird von verschiedenen Seiten hervorgehoben, so besonders von Goethe, F. W. v. Hoven u. a. Ein neuerdings wieder bekannt gewordenes Zeugnis aus dem Jahre 1809 lautet: . . . „Wie anders in dem Jahre 1794 (gegen 1781 und 82)! Auffallend hatten sich alle seine Züge verschönert. Die eingedrückte Nase hatte sich zur Adlernase erhoben, und ausgegossen waren über sein ganzes Gesicht Lieblichkeit und Großheit. Dieses Sinnen, Seelenadel und Geisteshoheit leuchteten mehr als sprechend aus seinem Antlitz hervor.“

Alle diese Schilderungen zusammen geben ein anschauliches Bild des Dichters, so daß man sich schon darnach eine ziemlich richtige Vorstellung von ihm machen kann. Allein das Glück war noch günstiger. Bekanntlich gibt es eine Anzahl guter bildlicher Darstellungen unsres Nationaldichters, die in den Ausgaben seiner Werke usw. eine weite Verbreitung gefunden haben. Die wichtigsten unter ihnen sind natürlich diejenigen, für welche Schillers Person direkt die Vorlage bildete, zu welchen er also „gefessen“ hat. Ein besonderes Glück dabei war es, daß die Künstler, die Schillers Kopf wiederzugeben versuchten, durchweg hervorragende Kräfte waren.



Jugendportrait Schillers um 1785
von Doris Stok, gestochen von Werner

Wir geben nun im folgenden eine Zusammenstellung dieser Bilder, von denen die besten auch in unserem Buch sich finden.

A. Aus der Frühzeit des Dichters stammen zwei Schattenrisse, über deren Ursprung nichts weiter bekannt ist, als daß sie Schiller als Karlschüler darstellen. Das eine der Originale ist jetzt im Besitze eines Schillerschen Nachkommen, des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm.

Das andere, jetzt auf

der kgl. Landesbibliothek in Stuttgart befindlich, gehörte einst dem Intendanten der Karlschule, Oberst von Seeger. Ein Jugendbildnis Schillers hat auch sein Freund Scharffenstein auf Elfenbein gemalt. Es ist daselbe Bild, das Schiller der Schauspielerin Katharina Baumann schenkte (S. 104).

B. Aus der Dresdener Zeit haben wir drei Bilder zu nennen. Das früheste ist von Dora Stok, der Schwägerin G. Körners und der damaligen Braut F. Hubers, gezeichnet. Es ist im Jahre 1785 entstanden, stellt also Schiller im 26. Lebensjahre dar.

Zwei Jahre später hat ihn der Maler J. Chr. Reinhart gemalt. Schiller schrieb über das Bild, das im Original nicht mehr bekannt ist, am 8. Dezember 1787 an Körner: „Er hat mich gezeichnet und ziemlich getroffen.“ In späterer Zeit hat Reinhart nochmals ein Bild Schillers gemacht, Schiller zu Gfel in Karlsbad darstellend.

Dieses Bild ist aber der Phantasie des Malers entsprungen; denn Reinhart lebte seit 1789 in Rom, während Schiller erst im Jahre 1791 in Karlsbad war. Schiller war mit Reinhart gut befreundet, das sehen wir aus den drei Briefen, die er an ihn gerichtet hat, und in denen die eigentümliche Anrede mit „Er“ zu treffen ist. Dieser Fall steht im ganzen Priestwechsel Schillers vereinzelt da. Die beiden Freunde hatten in humoristischer Weise diese gegenseitige Anrede verabredet.

Reinhart achtete den Dichter sehr hoch und

darum ist es auch zweifellos, daß er alle Mühe auf das Bild Schillers verwendet hat. Ein Beweis seiner Verehrung ist eine Medaille, die er ihm im Jahre 1801 gewidmet hat. Sie stellt eine römische Landschaft im Sturm dar und trägt die Unterschrift: *Friderico Schiller, ingenio arte virtute illustri.*

Das dritte und bekannteste Bild hat den berühmten Dresdener Hofmaler Anton Graff zum Urheber (s. Seite 23). Schiller stand im 31. Lebensjahre, als ihn Graff malte. Die Vollendung des Bildes zog sich ziemlich lange hin. In einem Brief Schillers an Körner vom 10. April 1790 hören wir zum erstenmal von ihm. Da schrieb Schiller von Rudolstadt aus: „Wenn Du sie (die Prinzen von Rudolstadt) zu Graff führen solltest, so laß doch mein Porträt hinstellen, ob sie es erkennen.“ Das geschah. Die Prinzen fanden das Bild sehr ähnlich. Auf Weihnachten desselben Jahres wünschte der Dichter



Schiller in seinem 28. Lebensjahre
von Reinhart

dieses Bild als Geschenk für seine Frau zu erwerben. Er hoffte es um etwa 30 Thaler von dem Künstler zu erhalten, aber Graff gab es nicht her, weil es noch nicht vollendet war. Auch ein späterer Versuch Schillers war vergeblich; Graff forderte eine zu hohe Summe dafür. Nachher erwarb Körner das Gemälde für sich und heute befindet es sich im Körnermuseum in Dresden. Es ist gut erhalten. Das Gesicht ist leicht gerötet; die Augen bläulich, das Kinn und die Unterlippe hervortretend, die langen gelockten Haare hellblond, ganz entsprechend den in Warbach vorhandenen Haaren des Dichters. Der Rock ist stahlblau.

Aber die Entstehung des Gemäldes hat Graff sich folgendermaßen Friedrich Förster gegenüber ausgesprochen: „Die größte Not, zuletzt auch die größte Freude, hat mir das Bild Schillers gemacht. Das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie die Nigöhen regungslos dastehen oder wohl gar interessante Gesichter schneiden; aber Freund Schiller trieb mir denn doch die Unruhe zu weit; ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht stille hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesehen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er sitzt bequem und nachdenklich, den zur Seite geneigten Kopf auf den (linken) Arm stützend; ich meine, den Dichter des Don Carlos, aus welchem er mir während der Sitzung vordekamierte, in einem glücklichen Momente aufgefaßt zu haben.“

Die eine der „Körnerschen Damen“, Frau Minna Körner, berichtet: „Wir erwählten gemeinschaftlich mit Graff diese Stellung, in welcher wir ihn in einsamen Stunden belauscht hatten, vornehmlich deshalb, um ihn zu einer ruhigen Haltung zu nötigen. Gewöhnlich trug er den Kopf etwas trohig zurückgebogen. Graff war zufrieden, daß ihm Schiller etwa viermal saß, so daß er den Kopf und die Hände fertig malen, das Abriß wenigstens anlegen konnte.“

C. Dem Graffschen Bilde kommt das Nigemälde von Ludovite Simanowitz (s. Seite 123) an Bedeutung zum mindesten gleich, wenn

es daselbe nicht noch übertrifft. „Madame“ Simanowitz, die Tochter eines württembergischen Regimentsfeldsachers Reichenbach, verbrachte ihre Jugend in Ludwigsburg, wo sie mit Christophine Schiller und durch sie auch mit Schiller selbst wohl befreundet war. In der Malerei wurde sie durch Künstler wie N. Guibal in Stuttgart und Jean Vestier in Paris ausgebildet. Im Jahre 1790 heiratete sie einen Leutnant Simanowitz in Ludwigsburg. Ihren alten Freund Schiller malte sie auf dessen Bitte während seines Aufenthaltes in Schwaben im Jahre 1793/94. Ihr Gemälde ist als eines der besten sehr oft vervielfältigt worden, freilich meistens ohne den Homerkopf, den die Malerin in sinniger Weise zur Ausfüllung des übrigen leeren Raumes beigelegt hat. Wir geben das volle Bild wieder.

Das Original schenkte später die Schillersche Familie dem Schillerhaus in Marbach und jetzt ist es eine Hauptzierde des dortigen Schillermuseums.

Ein direktes Urteil, durch das Schiller seine Anerkennung des Bildes ausgesprochen hätte, ist nicht mehr bekannt. Daß er aber mit dem Bilde völlig zufrieden war, geht unzweideutig aus folgenden Zeilen an die Künstlerin hervor: „Ich schäme mich in der That“, schreibt er in einem undatierten Brief, „meine vortreffliche Freundin, Ihnen für die Mühe, die Sie mit unsern Porträts gehabt, und für die Zeit, die Sie dabei verloren, die geringe Belohnung anzubieten, die in meinen Kräften steht. Seien Sie indessen nachsichtig und nehmen die inliegende Kleinigkeit als Erstattung für die Farbe und für die Leinwand an; denn die Kunst kann und will ich Ihnen nicht bezahlen. Wie sehr wünschte ich in diesem Augenblick, daß meine Kräfte meinen Wünschen möchten angemessen sein.“ Dieses Schreiben, das im Original sich im Marbacher Schillermuseum befindet, enthält zweifellos ein glänzendes Lob für die Künstlerin. Das Gemälde ist noch gut erhalten, insbesondere das wichtigste, der Kopf ist ganz frisch und lebendig. Das Gesicht ist leicht gerötet, die Haare lang gelockt, dunkel, die ursprünglich wohl ebenfalls hochblonde Farbe derselben ist im Laufe eines Jahrhunderts etwas dunkler geworden. Auch die Augen sind nicht bläulich, sondern dunkel; wohl ebenfalls Folge der



Dannerer

gez. von Wölke nach Leybold
gestochen von Gd. Schuler

langen Zeit. Im ganzen ist aber die Ähnlichkeit des Bildes mit dem Graffschen, das nur 3—4 Jahre jünger ist, sehr groß.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß Ludovik Simanowiz noch zwei andere Gemälde Schillers geschaffen hat. Das eine befindet sich im Wittumspalais in Weimar (eine Abbildung ist in Bellermanns Schillerbiographie zu finden). Das andere, Eigentum der Frau Major Kiedel in Weimar, ist mit schwarzer Kreide

und Wasserfarben ausgeführt. Es war wohl die Vorarbeit zu dem Öl-bilde. Im Jahre 1884 war es in der Weimarer Schillerausstellung zu sehen. Eine Nachbildung des Werkes, das bis jetzt nicht weiter bekannt war, bietet unser Titelbild.

Außerdem hat Frau Simanowiz auch die Eltern, Gattin und Schwestern Schillers gemalt. Auch diese Gemälde befinden sich in Marbach, das von Frau Charlotte im Schillermuseum und die andern im Schillerhaus. Ein zweites Bild Charlottens, von L. Simanowiz gemalt, ist Eigentum des Urenkels von Schiller, des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm in Greiffenstein bei Donnland in Unterfranken. Wir geben eine Nachbildung desselben (S. 122).

Während Schillers Besuch in seiner Heimat entstand der Stich des

Grassichen Schillerbildes durch den Kupferstecher J. G. Müller in Stuttgart und die erste Büste Schillers. Am 17. März 1794 schrieb dieser an G. Körner: Danneder „modelliert jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird“. Am 23. April bemerkte er darüber: „Meine Büste von Danneder wird ganz vortrefflich; nur schade, daß ich sie nicht früher habe anfangen lassen; denn nun kann sie vor meiner Abreise nicht fertig sein. Gegen Anfang des Julius aber werden wir sie haben können, und dann sollst Du Dir Deinen Abguß bei mir abholen.“ Die Arbeit verzögerte sich indessen; erst am 9. Oktober konnte Schiller Körner melden, daß seine Büste angelangt „und ein rechtes Meisterstück geworden“ sei. „Wer sie ansieht, erstaunt über die Wahrheit und große Kunst der Ausführung! Danneder will sie in Marmor ausarbeiten und hat schon carrarischen Marmor aus Italien bestellt.“ Am 19. Dezember schrieb er demselben Freunde: „Meine Büste erhältst Du nun gewiß, und vielleicht eh



Friedrich Schiller

Nach einer Büste Danneders aus dem Nachlaß
des Freiherrn Karl von Schiller
im Besitze von Frau A. Lang in Mannheim

ein Monat vergangen ist. Abgegossen ist sie nun, wie mir Dannecker schreibt, und er hat nun bloß die letzte Hand daran zu tun. Meyer (Direktor der Zeichenschule in Weimar) und Goethe sind äußerst wohl damit zufrieden.“ Endlich am 3. April 1795 konnte Körner die Ankunft der Gipsbüste nach Jena melden.

Die erste Marmorausführung der Büste befindet sich jetzt in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Die Nachricht von Schillers Tode, die Schillers Schwager Wilhelm von Wolzogen Dannecker, der schon davon gehört hatte, bestätigte, bestimmte diesen, eine Kolossalbüste des Dichters auszuarbeiten. Er schrieb darüber an Wolzogen: „Ich glaubte die Brust müßte mir zerpringen und so plagte mich den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen; da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose.“ Dannecker hat Wort gehalten. Was er damals im ersten Schmerz um den verstorbenen Freund gelobte, das hat er in glänzendster Weise ausgeführt. Diese Kolossalstatue Schillers ist jetzt eine Zierde des Stuttgarter Museums der bildenden Künste. Freilich ist man bei ihrem Anblick enttäuscht, denn die Haare, insbesondere die lang herabhängenden Locken, sind ganz dünn, während man doch in den unzähligen Nachbildungen derselben schönes volles Haar zu sehen gewohnt ist. In der Tat hatte die Büste ursprünglich dieses volle Haar und von diesem Zustande wurden glücklicherweise Gipsabgüsse gemacht, denn in seinem Alter kam Dannecker auf den unglücklichen Einfall, die Haare dünner zu machen. Dadurch hat er aber sein eigenes Werk entstellt.

Im Jahre 1825 schenkte Dannecker eine Büste Schillers dessen Sohne Karl als Hochzeitsgeschenk. Diese Büste ist jetzt im Besitz von Frau Anna Lanz in Mannheim, der Nichte Karl von Schillers. Ihrer Güte verdanken wir die in unserem Buch enthaltene Nachbildung (S. 231).

Nach einem Gipsabguß der ursprünglichen Kolossalbüste mit den unveränderten Haaren hat J. von Donndorf neuerdings ein Marmorbild geschaffen, das König Wilhelm II. von Württemberg dem Schillermuseum in Marbach zum Geschenke machte.



Friedrich Schiller
Nach dem in Berlin gezeichneten Bilde von Weitsch

Schon früher hatte der Stuttgarter Hofbildhauer Bernhard Frank ein Porträtmedaillon Schillers „nach der Natur“, in Wirklichkeit nach Dannerer, verfertigt, das weite Verbreitung fand.

D. Während seines Berliner Besuchs im Mai 1804 wurde Schiller vom Galeriedirektor Weitsch gezeichnet. Das Bild weicht vollständig ab von den übrigen. Schiller ist nur schwer darin zu erkennen, und doch soll es „nach der Natur“ gemacht sein. Die Augen insbesondere fallen auf, sie entstellen das Bild, das sonst vielleicht nicht übel geraten ist. Aber die Geschichte des Bildes ist nichts weiter bekannt, so wenig als über die Bekanntschaft Schillers mit Prof. Weitsch.

In demselben Jahre hat ein anderer Berliner Künstler, der Kupferstecher Johann Friedrich Volk, der auch verschiedene Stiche zu Schillers Werken geliefert hat und von diesem sehr geschätzt wurde, den Dichter gezeichnet.

Nach Henriette Herz, der bekannten Gattin des Berliner Arztes Markus Herz, besaß Schiller damals ein sehr edles Profil, bleiche Farbe, rötliche Haare.

Schließlich sind auch aus dem letzten Lebensjahre Schillers zwei Originalbilder zu verzeichnen. Das eine von Johann Friedrich August Tischbein, dem Direktor der Leipziger Akademie. Die Anregung dazu gab der Buchhändler Crusius, welcher Schillers Porträt als Titelbild für eine neue Ausgabe der Gedichte haben wollte. Am 10. Februar 1805 schrieb ihm Schiller auf seinen Wunsch: „Mit großem Vergnügen werde ich Ihren Wunsch erfüllen und dem Herrn Prof. Tischbein zu meinem Porträt sitzen. Hoffentlich bin ich in einigen Tagen von einem fatalen Schnupfenfieber frei, das mich jetzt sehr angreift und zu keinem schicklichen Gegenstand für den Maler machen würde.“ Leider war Schillers Hoffnung vergeblich. Das erfahren wir aus seinem Brief an Gotta vom 25. Februar 1805. Darin lesen wir: „Wollen Sie nicht Dannerer bitten, daß er das Gesicht von meiner Wüste abgießen lassen und direkt an Herrn Prof. Tischbein nach Leipzig schicken möchte. Dieser hat mich gezeichnet, weil er aber keine Zeit zu einem ausgeführten Bild hatte (da ich krank war), so wünscht er seine Zeichnung an der Wüste zu berichtigen. Das Bild soll für die Prachtausgabe meiner Gedichte, welche Crusius

veranstaltet, gestochen werden.“ Die Prachtausgabe kam leider nicht zustande, da Schiller bald darauf starb. Das Gemälde, ein Kniestück in Öl, befindet sich im Städtischen Museum zu Leipzig. Ein anderes Schillerbild Tischbeins, „in römischer Tracht mit dem leicht umgeworfenen blutroten Mantel“, ist im Besitz von Schillers Urenkel, Alexander Freiherrn von Gleichen = Kuffwurm.

Schließlich hat der Weimarer Maler Ferdinand Jagemann, der auch zu Schillers „Jungfrau von Orleans“ das Titelbild gestochen hat, den Dichter auf dem Totenbett gezeichnet. Dieser Zeichnung liegt auch ein Bild Schillers zugrunde, das er später ausgeführt hat.



Schiller

gemalt von Tischbein gest. von Ludy



Tanner mit Schillers Büste
Aus einem Erinnerungsblatt von 1859

III.

Geschichte der Schillerverehrung



A. Zu Lebzeiten des Dichters



nach dem Erscheinen der „Räuber“ ward Schiller plötzlich ein berühmter Dichter. Zwar brachte ihn dieses Trauerspiel um seine engere Heimat, dafür aber ward sein Name in ganz Deutschland mit großer Achtung genannt. Dieser Erfolg spornte den Dichter zu neuer Tätigkeit an. In der Folge berief ihn Freiherr Heribert von Dalberg an das Mannheimer Theater als „Theatraldichter“. In Mannheim ward ihm auch eine andere Würde zuteil. Er wurde von der Churfürstlich deutschen Gesellschaft als Mitglied aufgenommen. Diese Auszeichnung erfüllte ihn mit edlem Stolz, wie uns sein Brief an seinen Freund den Musiker H. Zumsteeg vom 19. Januar 1784 zeigt. Darin heißt es: „Jetzt lebe ich zu Mannheim in einem angenehmen dichterischen Taumel — Churfalz ist mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protektor der Churfürst ist, bin ich nationalisiert, und Churfürstlich Pfalz-bairischer Untertan.“ Ende Dezember 1784 durfte Schiller vor dem Herzog Karl August in Darmstadt den 1. Akt seines Don Carlos vorlesen. Zur Anerkennung erteilte ihm der Herzog Tags darauf auf seinen Wunsch „mit vielem Vergnügen“ den Titel eines Rat. Es war das erste Mal, daß er mit Karl August in Berührung kam, und dieser Anfang war vielversprechend. Schon vorher, anfangs Juni 1784, war die Leipziger Kundgebung, die von G. Körner und F. Huber ausgegangen war, bei ihm eingelaufen. Schiller schrieb darüber am 7. Juni 1784 an Henriette von Wolzogen: „Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme Pakete aus Leipzig und finde von 4 ganz fremden Personen Briefe, voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer (Minna und Tora Stod)

sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die eine (Minna) hatte mir eine kostbare Briestafche gestickt, die gewiß an Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann. Die andere (Dora) hatte sich und die drei andern Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst. Ein dritter (Körner) hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt, um etwas zu tun, das mir angenehm wäre.“ Groß war der Eindruck, den diese Huldigung auf Schiller machte. Das verrät seine Aufferung in demselben Brief. Sie lautet: „So ein Geschenk von ganz unbekanntem Händen durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht — aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten.“ Körner ließ es bei diesem einen Geschenk nicht bewenden. Im folgenden Jahr nahm er Schiller ganz als seinen Gast auf, nachdem er ihm vorher die zur Tilgung seiner Mannheimer Schulden nötige Geldsumme vorgestreckt hatte. Als Schiller in Leipzig ankam, ward er überall ehrenvoll aufgenommen und erregte Bewunderung. Dabei ereigneten sich wohl auch manche komische Szenen. Eine erzählt Schiller selbst: Er besuchte einst in heiterer Stimmung mit seinen Freunden ein — Affentheater. Der Direktor desselben wollte von ihm, als einem Kollegen, absolut kein Eintrittsgeld annehmen!

Im August 1787 machte Schiller von Weimar aus einen Besuch in Erfurt. In dem Gasthof, wo er abgestiegen war, wurde sein Name durch seinen Bedienten verraten und es sammelte sich eine Menge Leute vor dem dortigen Privattheater, um ihn zu sehen. „Keiner aber getraute sich ihn anzureden und er erfuhr es erst was es war, wie er in den Wagen stieg.“ „In keinem Gasthof“ schließt Schiller seinen Bericht darüber an Körner, „bin ich so fröhlich bedient und so christlich behandelt worden.“

Nicht so bescheiden war eine Dame aus Schweinfurt. Schiller erhielt nämlich im April 1788 von dort durch die vierte Hand einen Heiratsantrag. Es kam die Anfrage an ihn, ob er „nicht eine Ratherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von

einigen tausend Talern, die an Geistes und äußerlichen Vorzügen seiner nicht unwert sei, annehmen wolle“. Dieses Angebot machte Schiller viel Spaß. Er glaubte, daß die Sache von der Person ausgehe, die er heiraten sollte. Dieser habe vielleicht der Zufall einige seiner Schriften in die Hände gespielt, an denen sie Geschmack gefunden habe. Nun hoffe sie ihn zu fischen. Reintwald gegenüber, der, wie es scheint, vermitteln sollte, äußerte Schiller: „Ich ein Ratsherr! — Die Leute müssen nicht just im Kopfe sein. Wenn sie mich wirklich dazu machten, so würden sie über ihr eignes Werk erschrecken und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.“ Ubrigens hatte Schiller damals schon ganz andere Gedanken: die Liebe zu Lotte von Lengefeld erfüllte sein Herz. Vor der Heirat mit ihr erhielt er vom Herzog von Meiningen auf seine Bitte den Titel eines Hofrats. Am 2. Januar 1790 traf das betreffende Diplom ein. Am Ende dieses Jahres folgte er einer Einladung des Koadjutors Karl von Talberg nach Erfurt. Am 3. Januar 1791 wohnte er mit ihm einer Sitzung der kurfürstlichen „Akademie nützlicher Wissenschaften“ bei und ward als Ehrenmitglied aufgenommen. In Erfurt ergriff ihn freilich auch ein heftiges Katarrhfieber, das den Anfang seines schweren Lungenleidens bildete. Die Kunde davon verbreitete sich bald weithin, ja in übertreibender Weise wurde sogar sein Tod gemeldet. Bis nach Dänemark drang diese Nachricht; dort wurde von seinen Verehrern, dem Dichter Baggesen, dem Prinzen Christian von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann, eine Totenseier veranstaltet. Das Nähere darüber haben wir in dem Abschnitt „Im Leiden und Sterben“ (S. 165 f.) mitgeteilt. Da ist auch zu lesen, wie seine beiden hohen Gönner dem Dichter einen Ehrensold von 1000 Talern auf drei Jahre gewährten.

Ein Jahr nachher, 1792, erhielt Schiller wiederum aus einem fremden Land eine Auszeichnung. Die französische Rationalversammlung erteilte ihm das französische Bürgerrecht. Das Schreiben war an „Monsieur Gille publiciste allemand“ gerichtet. Offenbar hatten die revolutionären Jugenddramen Schillers die Aufmerksamkeit der französischen Revolutionsmänner erregt. Schiller hatte anfangs die französische Revolution mit großem Interesse verfolgt und wollte

sich in einem „Mémoire“ des unglücklichen Königs Ludwig XVI. annehmen. Aber nach der Hinrichtung des Königs (21. Januar 1793) blieb die angefangene Schrift liegen, da die „elenden Schindersknechte“ ihn ansetzten.

Das von dem damaligen Minister Roland unterzeichnete Diplom gelangte infolge der ungenauen Adresse erst sechs Jahre nachher in Schillers Hände. Das Original befindet sich jetzt im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

Einige Tage nach dem Eintreffen dieser Urkunde (1. März 1798) erhielt Schiller das Restrikt, durch das er zum ordentlichen Honorarprofessor in Jena ernannt wurde. Er schrieb darüber an Goethe: „Und so sehe ich mich in kurzer Zeit mit mehreren Würden bekleidet, von denen ich nur wünschte, daß sie mich wärmer hielten.“

In seiner eigenen Heimat konnte er auf keine Ehrung rechnen, als er im Jahre 1793 nach elf Jahren der Abwesenheit dort einen Besuch machte. Sein Herzog hatte es ihm nie verziehen, daß er geflohen war. Jetzt ignorierte er ihn, er hatte freilich auch keine Neigung, sich um Schiller zu kümmern, denn er war krank und starb bald nach dessen Ankunft. Nun besuchte Schiller auch die Karlschule, die Stätte, der er seine Bildung verdankte. Die Gleven begrüßten ihn mit großer Begeisterung und diese Huldigung der akademischen Jugend für den großen Genius war die erste öffentliche Ehrenbezeugung in Schwaben. Später machte man auch noch den Versuch, Schiller für die Universität Tübingen zu gewinnen, aber die Verhandlungen scheiterten an dem leidenden Zustand des Dichters, der zudem mit Weimar zu fest verwachsen war, als daß er sich hätte losreißen können.

Die nächsten Jahre brachten nichts Besonderes. Erst im April 1797 lesen wir in einem Brief an Goethe von einer schwedischen Auszeichnung. Da heißt es: „Dieser Tage bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächsernen Siegel aufschlug, es müßte wenigstens eine Pension herauspringen, am Ende wars aber bloß ein Diplom der Akademie der Wissenschaften. In- dessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln weiter ausdehnt und seine Fristenz in andere eingreifen sieht.“

Für seinen Wallenstein, den er im Jahr 1799 vollendete, erhielt er „ein ansehnliches Präsent“ nämlich ein silbernes Kaffeefervice von der regierenden Herzogin Luise von Sachsen-Weimar. „Und so haben sich die Muses diesmal gut aufgeführt“ schloß er seinen Bericht darüber an Körner am 26. September 1799.

Besonders wichtig war das Jahr 1802. Das brachte zwei Überraschungen: eine beabsichtigte und eine wirkliche Ehrung. Die erste ging von A. von Klopke aus. Dieser hatte sich jüngst in Weimar niedergelassen und wünschte Zutritt zu Goethes Mittwochstränzchen zu erhalten, aber dieser wollte ihn nicht aufnehmen. Das verdroß Klopke und er sann auf Rache. Zu dem Ende suchte er Goethe und Schiller zu entzweien, denn so glaubte er am leichtesten sein Ziel zu erreichen. Er plante nun an Schillers Namenstag, dem 5. März, eine öffentliche Verherrlichung Schillers im sogenannten (noch heute bestehenden) Stadthaus ins Werk zu setzen. Es sollten Szenen aus Schillers Werken dargestellt werden, und die Feier mit einer Krönung von Schillers Büste abschließen. Aber das so gut ausgedachte Unternehmen scheiterte daran, daß der Saal und Schillers Büste verweigert wurden. Damit endete die Geschichte. Schiller freute sich herzlich über diese Lösung der ihm peinlichen Angelegenheit, deren Tendenz gegen Goethe nur allzu offenbar war.

Um so bedeutender war die andere wirkliche Auszeichnung, die Schiller dem Herzog Karl August zu verdanken hatte. Auf dessen Veranlassung wurde er vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben. Schiller machte sich aus dieser Ehre nicht viel, aber seiner Gattin zulieb, die einem adeligen Geschlecht entstammte, und um seiner Kinder willen ließ er sie „sich gefallen“. Freilich entbehrte auch diese Auszeichnung nicht einer gewissen persönlichen Spitze. Der Herzog hatte Schiller längst „etwas zugebacht, das ihm angenehm sein könnte“. Nun war Herder von dem Kurfürsten von der Pfalz aus besondern Gründen geadelt worden. Herder wollte seinen Adel am Weimarer Hof geltend machen, wurde aber „damit abgewiesen“, da das „Nobilitationsrecht“ des pfälzischen Kurfürsten nicht anerkannt wurde. Der Herzog, ärgerlich über die Sache, beschloß nun Schiller „einen Adel zu verschaffen, der unwiderrsprechlich sei“. Auch das Benehmen

A. von Hofebues, der „zudringlicherweise an den Hof eindrang“, mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, Schiller adeln zu lassen. Dazu kam noch, daß Schillers Schwager, Wilhelm von Wolzogen, „den ersten Posten am Hof bekleidete“. „Uns nun war es bisher sonderbar gewesen, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte.“ Der Adelsbrief brachte nun alles dies „ins Gleiche“. Im November erhielt Schiller von Wien das „Adelsdiplom in optima forma“.

Anfangs des neuen Jahres 1803 sandte Karl von Dalberg, der „Goldschah“ des Schillerschen Hauses, 650 Taler als Neujahrspräsident. Das war eine sehr wichtige Ergänzung zum Adel! Im Oktober ließ er nochmals 620 Rtlr. nachfolgen.

In demselben Jahre vollendete der Dichter seine Braut von Messina. Die erste Aufführung in Weimar am 19. März fand in seiner Anwesenheit statt. Lauter Beifall wurde dem Stück zuteil, eine Auszeichnung, die man sich bis jetzt im Weimarer Hoftheater nicht erlaubt hatte. Nach der Vorstellung wurde Schiller sogar ein „Vivat gebracht“. Diese „verwünschte Aklamation“ trug freilich dem, der den Anfang damit gemacht hatte, einem jungen Doktor Schüh aus Jena, eine polizeiliche Rüge ein. Wie haben sich doch inzwischen die Zeiten geändert! Eine Aufführung ohne lauten Beifall wäre heutzutage ein schlimmes Zeichen.

Am 3. Juli desselben Jahres wohnte Schiller einer andern Aufführung seines Trauerspiels im Bad Lauchstädt bei Halle bei. Auch hier war der Dichter Gegenstand begeisterter Kundgebung, besonders die akademische Jugend war daran beteiligt. Schiller schrieb tags darauf an seine Gattin: „Man hat mir gestern . . . noch in später Nacht eine Musik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren, so daß ich noch nicht recht habe ausschlafen können, auch des Morgens haben sie mich mit Musik begrüßt.“

Ende August dieses Jahres (1803) kam der König von Schweden nach Weimar. Er ließ sich den Dichter vorstellen und schenkte ihm zum Zeichen seiner Anerkennung einen „brillantenen Ring“. Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“ hatte den besonderen Beifall des Königs erlangt. Der Dichter schrieb über dieses freudige Ereignis

an seinen Schwager W. v. Wolzogen am 4. September: „Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen und noch seltener geschieht, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren.“ Am 12. September berichtete er Körner dasselbe mit den Worten: „Es ist dies der erste Vogel von dieser Art, der mir ins Haus geflogen kommt; mögen ihm nur bald andere nachfolgen!“ Sein Wunsch ging schon im nächsten Jahre in Erfüllung. Sein Schwager Wolzogen brachte ihm nämlich aus Rußland, wo er als Gesandter tätig gewesen war, einen sehr kostbaren Ring von der Kaiserin mit. Es war die Anerkennung für den Don Carlos, den ihr Schiller durch W. von Wolzogen hatte überreichen lassen. Diesen Ring hat Schiller, wie aus seinem Schreiben an seine Schwiegermutter vom 20. Dezember 1804 hervorzugehen scheint, verkauft. Er schreibt nämlich: „Wolzogen hat mir meinen Ring um 500 Reichstaler sächsisch angebracht, womit ich höchlich zufrieden bin.“ Damit ist doch wohl der russische Ring gemeint, den er erst kurz vorher erhalten hatte. Wo mag wohl der schwedische sein? Hat ihn der Dichter auch verkauft?

Im Jahre 1804 hatte Schiller übrigens schon vorher zweimal größere Geldgeschenke erhalten. Als er am 21. Mai von seiner Berliner Reise zurückgekehrt war, fand er zu Hause ein besonderes Geschenk Gottas. In seinem Kalender hat er notiert: „Von Gotta 648 Rthl. vorgesunden.“ Nach den Ausgaben, die ihm seine Reise verursacht hatte, mag ihm diese Aufmerksamkeit Gottas doppelt willkommen gewesen sein. Gotta war überhaupt sehr aufmerksam gegen Schiller. Im Dezember 1804 ließ er ihm eine Kiste mit Malaga- und Portowein zugehen. Schiller dankte ihm dafür (23. Dezember) mit den Worten: „Von Bremen ist eine Kiste mit Porto- und Malaga-Wein an mich angekommen, woraus ich abermals Ihre liebe Sorgfalt für mich erkenne, wertester Freund.“ Nachdem er dann bemerkt, daß er diesen Wein, der ihm wohl bekomme, mit Vergnügen trinke, fährt er fort: „Haben Sie auch dafür herzlichen Dank, ich will mich stets dabei Ihrer Liebe erinnern, die so unermüdet für mich sorgt.“ Schon früher hatte Gotta in seiner Fürsorge einen Blikableiter auf Schillers Haus in Weimar machen lassen. (Vgl. S. 149.)

Genau einen Monat nach dem Eintreffen der Gottaschen Geld-

summe, am 22. Juni, traf ein neues Geldgeschenk ein. Diesmal war der Geber wieder der „Goldschah“ Karl von Dalberg. Er sandte 1085 Wiener Gulden (= 542 Rtlr.). Er war außerordentlich freigebig gegen Schiller; insgesamt schenkte er ihm nicht weniger als 1812 Rtlr. Auch sonstige kleinere Aufmerksamkeiten erwiderte er ihm; so erfreute er ihn im März und November des Jahres 1796 zweimal mit einer Sendung Flaschentweine. Zum Hochzeitsgeschenk hatte Dalberg ein Bild gemalt, das einen Hymen darstellt, welcher die Anfangsbuchstaben S und L (Schiller und Lengefeld) auf einen Baum schreibt. Das Gemälde befindet sich heute im Besitz von Schillers Nachkommen, des Freiherrn A. von Gleichen-Rußwurm. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß auch der Berliner Aufenthalt Schiller besondere Auszeichnungen brachte. Insbesondere wurde er der Königin Luise vorgestellt. Diese wünschte ihn in Berlin festzuhalten, aber die Verhandlungen, auf die Schiller gerne einging, denn er wäre mit Vergnügen dorthin gezogen, scheiterten. Er blieb in Weimar und der Herzog Karl August verdoppelte sein Gehalt. Dieses war längst ein Ehrengeld, denn Schiller hatte gar keine amtlichen Verpflichtungen mehr zu erfüllen. Zum letztenmal war Schiller bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Weimarer Erbprinzenpaares, für das er seine „Huldigung der Künste“ gedichtet hatte, der Gegenstand öffentlicher Ehrung.

Nun drängen sich noch einige Fragen auf. Wie hat sich der Dichter zu diesen Auszeichnungen gestellt? Erregten sie in ihm Gedanken für die Zukunft? Was erwartete er von dieser? Ahnte er etwa, daß sein Name fortleben werde? In zwei Brieffstellen gibt er uns selbst die Antwort darauf. Im Jahre 1795 sprach er an Fichte, mit dem er damals literarische Differenzen hatte, die feste Hoffnung aus, daß seine Schriften in 100 oder 200 Jahren zwar nicht mehr, aber gewiß auch nicht weniger denn jetzt gelesen würden. Schon früher am 26. Mai 1784 hatte er an Henriette von Wolzogen die bedeutamen Worte geschrieben: „Wenn ich denke, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren . . . man mein Andenken segnet und mir noch im Grab Tränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich

mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ Das ist ein merkwürdiger Ausspruch voll hoffnungsfroher Ahnung. Es sind jetzt 100 Jahre seit Schillers Tod verfloßen, sein Wort hat also eine merkwürdige Erfüllung gefunden. Er hat seine eigene Zukunft, seinen eigenen Ruhm bei der Nachwelt vorausgesehen. Auf eine so glänzende Erfüllung seiner Hoffnungen und Träume konnte er allerdings wohl kaum rechnen. Schwerlich kam es ihm in den Sinn, daß er neben Goethe, mit dem er in gleicher Linie genannt zu werden hoffte, auch nach einem Jahrhundert noch unerreicht und unübertroffen dastehen und mit ihm als der erste deutsche Klassiker „bewundert“ werden würde.

B. Nach des Dichters Tode

Die Verehrung und Liebe, die Schiller im Leben genoß, setzte sich nach seinem Tode fort. Schon unmittelbar nachdem er die Augen für immer geschlossen, zeigte sich das. Der Sitte gemäß sollte er von Handwerkern zur letzten Ruhestätte getragen werden; die Schneiderzunft war an der Reihe und die nötigen Leute waren bereits bestellt. Das schien aber einer Anzahl junger Männer, worunter der spätere Weimarer Bürgermeister Schwabe war, Schillers unwürdig zu sein. Sie beschloßen daher — es waren 20 Mann an Zahl, Gelehrte, Beamte und Künstler — selbst den Sarg Schillers auf den Friedhof zu tragen. Nicht ohne Schwierigkeiten wurde ihnen die Erlaubnis dazu gegeben. Um Mitternacht trugen sie durch die stillen Straßen der Stadt die Überreste des geliebten Toten nach dem alten Friedhof bei der Jakobskirche. Das „Kaffengewölbe“, eine der Landschaft gehörige Gruft, in welcher nur vornehmere Persönlichkeiten bestattet wurden, nahm die entseelte Hülle des Dichters auf. Die eigentliche Totenfeier fand am folgenden Tage in der Jakobskirche statt. Eine große Menschenmenge nahm daran teil.

Die Klage um den Toten war allgemein, das Verlangen, ihm besondere Ehren zu erweisen und das Andenken an ihn lebendig zu erhalten, regte sich mächtig. Dem Anfang damit machte seine Heimat, Schwaben: sie hat ihren größten Sohn zuerst in würdiger

Weise geehrt. Unter den schwäbischen Städten steht die Geburtsstadt des Dichters, Marbach am Neckar, voran. Dort wurde kurz nach dem 9. Mai 1805 der Beschluß gefaßt, demselben ein Denkmal zu errichten. Man sammelte Beiträge, die so reichlich eingingen, daß im Jahre 1811 fast die Mittel beisammen waren. Schon fehlte zur Errichtung des Denkmals nicht mehr viel, als etwas Unerwartetes dazwischentrat: Marbach faßte den Beschluß, die angesammelten Gelder für — Schillers Familie zu verwenden. Auf diesen Gedanken brachte es der Schriftsteller Rudolf Zacharias Becker in Gotha, der mit Schiller befreundete Herausgeber des „Reichsanzeigers“. Dieser hatte nämlich schon am 17. Oktober 1805 folgenden merkwürdigen Aufruf erlassen:

„Nachricht den Vorschlag zu einem Monumente der Dankbarkeit für Schillers Verdienste um die Schaubühne betreffend. Eine gewisse Veranlassung, die nicht zur Publizität geeignet ist, bewegt mich jetzt den eigentlichen Plan dieses Unternehmens doch noch vor dem gesetzten Termin bekannt zu machen. Der Gedanke, dem Verewigten in der kleinen Stadt Marbach im Württembergischen, als seinem Geburtsorte, ein steinernes Denkmal zu errichten, hat nämlich — aus guten Gründen — keinen Beifall gefunden und ist aufgegeben worden. Statt dessen soll der ganze Betrag der von den deutschen Schaubühnen zur Stiftung eines Andenkens der Schillerschen Verdienste gewidmeten Beiträge auf folgende Art verwendet werden. Es wird dafür nach Beschaffenheit der Summe ein Landgut oder Gütchen in einer schönen, womöglich romantischen Gegend gekauft. Mit landesherrlicher Bestätigung wird der Name dieses Gutes in Schillerstube, Schillershain oder auf ähnliche Art verändert, wodurch die Veranlassung dieses Monumentes in die Landesgrundbücher verzeichnet, künftig in die Geographie aufgenommen werden und hier sicherer auf die späte Nachwelt übergehen wird als ein Denkmal vom härtesten Marmor. Das Eigentum dieses Gutes wird zu einem Fideikommiß für Schillers Nachkommen — (er hat zwei Söhne hinterlassen) erhoben und kann nur von einem Schiller besessen werden. Eine über dem Haupteingang des Wohnhauses anzubringende Inschrift erzählt die Geschichte der Stiftung und nennt die Namen der Schaubühnen, die sie gründeten.

An einem schicklichen Plage im Garten, oder in einem dabei befindlichen Lustwäldchen wird Schillers Hüfte, von seinem Freund Dannecker gearbeitet, mit passenden Verzierungen aufgestellt. Auf diese Weise wird die Absicht eines Monuments, das Andenken verdienter Personen auf die Nachwelt zu bringen, vollkommen erreicht und der Verewigte wird dadurch zugleich ein Wohltäter seiner Nachkommen auf undenkliche Zeiten hinaus. Ich darf daher sicher auf allgemeine Willigung dieses Planes rechnen."

Dieser Aufruf, so fein und weise erfonnen er auch schien, war, bei hellem Lichte betrachtet, doch unausführbar, wie sich bald zeigte. Trotz anfänglicher Begeisterung für denselben kam man doch wieder auf den ursprünglichen Plan eines Denkmals zurück. Aber es sollten noch viele Jahre vergehen, ehe das erste deutsche Schillerdenkmal errichtet wurde. Erst am 8. Mai 1839 wurde in Stuttgart unter Beteiligung von ganz Deutschland die erste Schillerstatue feierlich enthüllt. Wir werden nachher darauf zurückkommen. Zunächst müssen wir noch in das Todesjahr Schillers, 1805, zurückkehren, in welchem noch zwei gewaltige Denkmale zur Verherrlichung des abgeschiedenen Dichters entstanden, die beide von Freunden desselben herrühren. Das eine ist der „Epilog zu Schillers Glocke“, den Goethe für die Totenfeier im Lauchstädter Theater am 10. August 1805 dichtete. Hier lesen wir die Worte:

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
 Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
 Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
 An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
 Den Lebenswürdig'n soll der Tod erbeuten?
 Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
 Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
 Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Rag das stolze Wort
 Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
 Er mochte sich bei uns im sichern Port,
 Nach wildem Sturm, zum Tauern den gewöhnen.
 Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
 Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
 Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
 Rag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Zehn Jahre nachher dichtete Goethe dazu die Schlußstrophe:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
 Schon zehne sinds! von uns sich weggekehrt!
 Wir haben alle legendreich erfahren,
 Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
 Schon längst verbreitet sich's in ganz: Scharen,
 Das Eigenste, was ihm allein gehört.
 Er glänzt uns vor, wie ein Komiet entschwindend,
 Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Das andre Denkmal setzte dem Dichter sein Freund, der Bildhauer Danneker in Stuttgart. Im Augenblicke der Todesnachricht faßte er den Entschluß zu einer Kolossalbüste des Dichters. „Schiller kann nicht anders lebig werden als kolossal“ mit diesen Worten gab der Meister seinen Entschluß kund. Goethes Epilog und Dannekers Büste, die heute im Museum der bildenden Künste in Stuttgart aufgestellt ist, zählen wohl für immer zu den schönsten Denkmälern, die dem Dichter errichtet wurden.

Im Jahre 1805 fanden auch noch in Breslau und Hamburg Totenseiern statt und im folgenden Jahre in Berlin, Bremen, Regensburg und Rudolstadt. Im Jahre 1808 folgte Wien nach.

Im Jahre 1812 vollzog sich in des Dichters Geburtsstadt ein bedeutungsvoller Akt. Auf Veranlassung des dortigen aus Sachsen stammenden Gürtlermeisters Franke wurden nämlich vom Oberamt fünfzehn Personen, meist noch Zeitgenossen von Schillers Eltern, protokolларisch vernommen und dadurch festgestellt, daß Schiller im Hause des Secklers Schöllkopf beim Ricklastor geboren wurde. Den Anlaß zu dieser Untersuchung bildete der Umstand, daß noch eine zweite Wohnung als Schillers Geburtshaus ausgegeben wurde. Franke ist es also zu verdanken, wenn diese Frage für immer erledigt wurde. Derselbe wünschte auch noch, wie ebenfalls protokolларisch feststeht, dem Dichter in seinem Geburtshaus ein Denkmal zu setzen, aber die geringe Teilnahme des Publikums machte die Ausführung unmöglich.

Fünf Jahre später, 1817, faßte Goethe den Plan, das Zinnenhäuschen in Schillers Garten zu Jena, das er auch in seinem „Epilog“ erwähnt, zu einer Erinnerungsstätte einzurichten. Das Gebäude, die

Geburtsstätte des „Wallenstein“, sollte restauriert und mit der Büste des Dichters geschmückt werden. Leider wurde der schöne Plan Goethes nicht ausgeführt. Das Häuschen geriet in Verfall und mußte schließlich abgetragen werden. Im Jahre 1859 wurde an seiner Stelle ein großer Gedenkstein errichtet mit der Aufschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein.“

Am 9. Mai 1825 wurde in Stuttgart das erste deutsche Schillerfest gefeiert. Der im Jahr vorher dort neu gegründete Liederkranz hatte die Anregung dazu gegeben. Der Dichter Gustav Schwab sprach einen Prolog und Albert Schott hielt die erste Festrede. Die Einnahmen bei dem Feste wurden für ein Schillerdenkmal bestimmt, das dem Dichter in seiner Geburtsstadt errichtet werden sollte. Bald aber wurde in Stuttgart selbst der Wunsch nach einem Denkmal laut, es bildete sich deshalb daselbst ein Schillerverein, der erste in Deutschland. Er „stellte sich die Aufgabe, die allgemeine Teilnahme der Nation für die Errichtung des Denkmals zu gewinnen“. Seine Bemühungen waren von gutem, wenn auch langsamem Erfolg begleitet. Im Jahr 1839 fand die Einweihung des Denkmals, das Thorwaldsen geschaffen hatte, statt. Gustav Schwab hielt bei der feierlichen Enthüllung desselben die Festrede.

Unterdessen hatte sich in Weimar die Pietät den irdischen Überresten des Dichters zugewendet. Im Jahr 1826 sollte nämlich das Stängengewölbe, in welchem Schiller beigesetzt worden war, wieder einmal, wie es von Zeit zu Zeit geschah, geräumt werden. Da wurden auf Anregung des Bürgermeisters Schwabe und mit Goethes Beihilfe die Gebeine Schillers gesammelt und in einen neuen Sarg gebracht. Der Schädel aber wurde auf den Wunsch des Großherzogs Karl August in dem Postament von Lannekers Büste in der Weimarer Bibliothek aufbewahrt.

Der Anblick des Schillerschen Schädels regte Goethe zu seinen berühmten Strophen „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“ an. Darin sagt er am Schluß:

„Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,

Das flutend strömt gesteigerte Gefalten.
 Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend!
 Wie bin ich wert, Dich in der Hand zu halten?

Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
 Und in die freie Lust, zu freiem Sinnen,
 Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
 Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
 Wie sie das Feste läßt zu Geist verfließen,
 Wie sie das Geisterjunge fest bewahre."

Im folgenden Jahre 1827 kam König Ludwig I. von Bayern nach Weimar. Er veranlaßte den Großherzog, da ihm die Sache als eine Profanierung erschien, Schillers Gebeine wieder zu vereinigen. Daher ließ dieser am 16. September 1827 „die Schillerschen Reliquien“ vorläufig in der Fürstengruft beisetzen, in der Absicht ihnen später einmal nach Goethes Tode zugleich mit dessen Leichnam ein gemeinsames Mausoleum zu errichten. Die Ausführung dieses Planes scheiterte aber und so ruhen Schillers Überreste noch heute neben denen Goethes in der Fürstengruft, zu der jahraus jahrein die Verehrer unserer beiden Klassiker pilgern.

Im Jahre 1830 wurde eine Taunckerische Kolossalbüste auf der Schillerhöhe bei Volkstädt aufgestellt und das von Schiller im Jahre 1788 daselbst bewohnte Haus mit einer Inschrift versehen.

Am 18. Juni 1835 erfolgte die Gründung des Marbacher Schillervereins. Noch am 18. Juli dieses Jahres erließ er einen Aufruf zu Beiträgen für ein Denkmal in Marbach und für die Erwerbung des Geburtshauses. Daneben war er für die Herstellung und Ausschmückung der heutigen „Schillerhöhe“ besorgt. Die Beiträge gingen ziemlich spärlich ein. Ein neuer Aufruf, welcher im Mai 1858 erlassen wurde, hatte bessern Erfolg. Jetzt konnte das Geburtshaus angekauft und restauriert werden. An Schillers hundertstem Geburtstag, dem 10. November 1859, wurde es mit einer Festrede des Dichters J. G. Fischer feierlich eingeweiht. An demselben Tage wurde auch der Grundstein zu dem Denkmal in Marbach

gelegt. Freilich erst im Jahre 1876 konnte daselbe, ein Werk des Bildhauers Ernst Rau von Wierach, aufgestellt werden. Am 9. Mai dieses Jahres fand die feierliche Enthüllung statt, bei welcher J. G. Fischer wiederum die Weiherede hielt.

Schon vor dem Geburtshaus in Marbach war das Sterbehäus in Weimar zu einer Erinnerungsstätte geweiht worden. Im Jahre 1847 hatte es die Stadt Weimar angekauft, nachdem es einige Jahrzehnte in fremdem Besiß gewesen war. Es war das erstemal, daß eine durch Schiller geweihte Stätte den Zufälligkeiten des Privatbesißes entrißen wurde, um zu einem Tempel der Erinnerung gestaltet zu werden, wie der Schillerforscher A. Egger sagt.

Besonders bedeutsam für die Schillerverehrung waren die Fünfziger Jahre. In diesen Zeitraum fallen die fünfzigjährige Todesfeier und die hundertjährige Geburtsfeier des Dichters. Am 9. Mai 1855 veranstalteten 16 der größten deutschen Bühnen und viele größere Städte Erinnerungsfeiern. Diese Totenfeiern hatten die Gründung der Deutschen Schillerstiftung zur Folge, welche sich die Unterstützung und Förderung deutscher Schriftsteller zum Ziele gesetzt hat. Die Anregung zu dieser Stiftung gab der Dresdener Dichter Julius Hammer; er hatte richtig erkannt, daß der Name Schillers, der selbst auch mit des Lebens Nöten zu kämpfen hatte, der geeignetste sei, um mit seinem Zauber ein solches Unternehmen ins Leben zu rufen.

Die Begeisterung, die die Totenfeier von 1855 wachgerufen hatte, erregte auch wieder erneutes Interesse für die Schillerstätten. So wurde im Jahre 1856 vom Leipziger Schillerverein das Schillerhaus in Gohlis angekauft, das Bauerbacher Asyl restauriert und das Haus in Eggersheim von König Ludwig von Bayern mit einer Inschrift versehen. Im Jahre 1857 wurde das Doppelstandbild Goethe-Schiller von Rietschel in Weimar enthüllt.

Nun folgte die Feier des 100. Geburtstags des Dichters. Wer vermag die Bewegung zu schildern, die im Jubeljahr 1859 ganz Deutschland ergriffen hatte? Wer den Enthusiasmus, den der Name Schillers überall hervorrief? Wie wieder hat ein solcher Sturm der

Begeisterung ganz Deutschland durchzogen! Nur der Siegesjubiläum in den Jahren 1870/71 läßt sich damit vergleichen. Wie damals der Name eines Kaisers Wilhelm, eines Bismarck und Moltke auf aller Lippen war, so feierte in jenen Novembertagen des Jahres 1859 alles ohne Unterschied der Stämme und Stände den Namen Friedrich Schillers als eines Nationalhelden. Damals „bot sich der Welt ein Schauspiel, das die Geschichte noch nicht kannte — das deutsche Volk in geschlossener Einheit! Was kein Mann der gleichnerischen Politik oder der blutigen Tat erreichte, das bewirkte der Geist des Dichters, der Mann der idealen Welt“.

Die Jubiläumszeit von 1859 rief das Interesse für Schillerstandbilder wieder wach. Man wollte den Allverehrten auch im Wilde verkörpert vor sich sehen. Das war ein ganz populärer Gedanke. Ja es hatte „den Anschein, als sollte das Schiller-Standbild ein deutsches Städtewahrzeichen werden“. Am 10. November selbst wurde der Grundstein zu den Denkmälern in Marbach und Berlin gelegt. In Wien schuf ein kaiserliches Wort einen Schillerplatz. Im Laufe der Zeit erhielten folgende deutsche Städte Denkmäler: Berlin (1871), Mannheim, Mainz, Frankfurt a. M., München, Hamburg, Salzburg, Troppau, Graz, Wien, Ludwigsburg, Jena. Auch in Amerika fehlt es nicht an Denkmälern, — so in Chicago und St. Louis (beide genaue Abgüsse des Marbacher Denkmals), Columbus, New York und zuletzt in San Francisco. Die Amerikaner schätzen den Dichter Schiller überhaupt sehr hoch; der „Schwabenverein“ von Chicago veranstaltet j. W. jährlich am 10. November vor dem Schillerdenkmal im Lincoln-Park eine Gedächtnisfeier, an der sich viele Tausende von Deutschen beteiligen.

Nach dem Jubeljahr von 1859 trat eine Pause in der Schillerverehrung ein, in einzelnen Kreisen sogar eine gewisse Reaktion. Das änderte sich mit der Gründung des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar im Jahr 1889. Damals schenkte Schillers Onkel Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greiffenstein mit außerordentlicher Liberalität der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar den literarischen Nachlaß seines Großvaters. Die Papiere wurden zunächst im Schlosse in Weimar untergebracht, bis im



Tafel Goethe-Schiller-Archiv in Weimar

Jahr 1896 das neue Gebäude, von dem wir eine Abbildung geben, bezogen werden konnte. Dort sind sie der literarischen Forschung zugänglicher gemacht als in dem entlegenen Greiffenstein.

Ein Jahr vor der Einweihung des neuen Weimarer Archivs war in Schwaben durch König Wilhelm II. von Württemberg eine bedeutsame Kundgebung erfolgt. Am 9. Mai 1895 tat der König in einem Schreiben an den Stadtschultheiß Daffner, den sehr verdienten Vorstand des Marbacher Schillervereins, seinen Entschluß kund für die Errichtung eines Schiller-Archivs in Marbach seine Mitwirkung eintreten lassen zu wollen. Gleichzeitig gab er die Anregung dazu, den „Marbacher Schillerverein“ zu einem „Schwäbischen Schillerverein“ zu erweitern. Dem Gedanken folgte die Tat: Der König zeichnete sich als erstes Mitglied des neu gegründeten Vereins ein und übernahm die Protektion desselben. Dieser königliche Entschluß wurde in allen Kreisen, in denen man Schiller schätzte und

liebe, mit großer Freude begrüßt. Bald sah sich der neue Verein infolge großer literarischer Schenkungen vor allem durch den Geheimen Kommerzienrat Dr. Kilian von Steiner und Dank reicher Geldbeiträge in die angenehme Lage versetzt, in Marbach ein eigenes Schillermuseum zu erbauen. Am 10. November 1903 gab König Wilhelm als Protektor des Schillervereins dem neuen Archiv durch seinen Besuch die Weihe. Der Schillerverein hat es sich zur Aufgabe gestellt, „die Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers, wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht hat“, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und allgemeines Interesse dafür zu erregen. Damit ist der Verein in eine edle Konkurrenz mit Weimar getreten. Wie Weimar im Norden, so wird im Süden Marbach eine Pflegestätte des Schillerischen Genius werden. Neben dem Orte, wo der Dichter seine größten Werke geschaffen und wo er sein Leben beschloß, wird auch seine Geburtsstadt der Schillerverehrung in hervorragender Weise dienen.

Die hohe Verehrung und Liebe, die Schiller in Deutschland genießt, hat in vielen Gedichten auf ihn den schönsten Ausdruck gefunden. Allen Dichtern voran ging Schillers Freund Goethe, wie wir bereits im vorhergehenden Abschnitt gesehen haben. Ihm folgten viele andere nach, die die Größe ihres Dichtergenossen neidlos anerkannten. Unter ihnen sind Dichter der verschiedensten Richtungen vertreten. Aus der großen Menge derselben nennen wir zunächst die Schwaben: Alexander Graf von Württemberg, G. Schwab, L. Pfau, G. Hertwegh, J. G. Fischer; weiterhin die Norddeutschen: Fr. Bodenstedt, G. Geibel, F. Freiligrath, W. Müller von Königswinter, W. Jordan, Th. Fontane; sodann den Bayern F. Rückert und den Schweizer G. Keller; schließlich noch die Österreicher: A. Grün, R. Hamerling, J. R. Vogl, F. Raimund.

Von ihren Produkten seien folgende vier mitgeteilt:

I. Am Schillertage (1859).

Von Emanuel Geibel.

Wenn fromm den Kranz aus hundertjäh'gen Zweigen
 Ein ganzes Volk für seinen Liebling rückt,
 Wer nennt ein ebenbürtig Wort sein eigen,
 Zu länden, wo's aus allen Herzen drückt!
 Drum nur mit Zaudern in des Festes Reigen
 Voll scheuer Ehrfurcht wagt sich das Gedicht,
 Daß es den Pfad des hohen Meisters heute,
 Die Sterne, die ihn führten, nenn' und deute.

Ein armes Dach nur war's im Gau der Schwaben,
 Zu dem der Genius segnend eingekehrt,
 Der Sorge Wohlfüh, die den blonden Knaben
 Fröhlich lehrte, wie man duldet, kämpft, entbehrt.
 Ach, vor der Zeit in starren Zwang begraben
 Und vom verhöhnten Feuer angezehrt
 Ruht' er die Laufbahn nach des Ruhmes Zinnen,
 Ein flüchtig Bild, auf steilstem Pfad beginnen.

Doch hielt die Ruh' ihn aufrecht, wie er klimmend
 Aus Jugend-Brust und Rot zum Licht sich rang,
 Und kühn des Denkens lantern Strom durchschwimmend
 Hinwegwusch, was ihn noch zum Staube zwang,
 Bis sich, voll Wohlklang ineinander stimmend,
 Gedank' und Leben, Sinn und Form durchdrang,
 Und siegreich überm niedern Horizonte
 Sein Geist im Ätherreich der Kunst sich sonnte.

Aud nun aus Kampf und Flammen neugeboren
 Entfaltet' er die Schwingen hoch und rein;
 Doch bleibt, wie klar der Rost sich ausgegoren,
 Des Nebstods Art erkennbar stets im Wein;
 So ging auch ihm das Eine nie verloren:
 Er war ein Sohn des Volks und wolt' es sein,
 Und wo er dachtend Welt und Zeit gemessen,
 Der Freiheit hat er nimmermehr vergessen.

Wie liebt er sie! Doch nicht die trunkne Tirue,
 Die zu Paris sich wälzt' in Blut und Rot,
 Rein jene keusche, die mit klarer Stirne
 Dem Inquisitor Trug und Kampf entbot,
 Die segnend von kristallner Gletscherfirne
 Auf's Werk des Küttl schaut im Morgenrot,
 Sie, die allein mit unlösbarem Bande
 Dem Ganzen und verknüpft, dem Vaterlande.

Und wie er so in läuterndem Gedichte
 Die Sehnsucht ausgoß seiner ganzen Zeit,
 Ward ein lebendig Buch ihm die Geschichte
 Und Zukunft lehrt' ihn die Vergangenheit;
 Er sah des Gottes wandelnde Gerichte
 Im Kampf der Völker, in der Geister Streit,
 Und, aus der Leidenschaften Schuld und Sühne
 Das Schicksal deutend, meistert' er die Bühne.

Hier war sein Reich. Genährt vom Wein der Kiten,
 Wie strebt er kühn mit Ableröflug hinaus!
 Doch gnügt' ihm nicht der strenge Wurf der Falten,
 Die scharfumrissne Form des Gliederbau's;
 Selbst ewig lodernnd füllt' er die Gestalten
 Mit feiner Brust erhabnem Pulsschlag aus;
 Tes eignen Lenens Tief Sinn lieb er ihnen,
 Daß sie uns nah, und doch wie hoch erschienen!

Und weil des deutschen Lebens tiefster Bronnen
 Geheimnißreich ihm in der Seele floß,
 Und weil in jedes Werk, das er begonnen,
 Er diese Seele voll und stutend goß,
 So war ihm bald des Volkes Herz gewonnen,
 Das stolz in ihm sein bestes Selbst genoh,
 Und, ob es andre fromm bewundern mochte,
 Nur keinen wie für ihn in Liebe pockte.

Er aber schritt, den Blick gewandt nach oben,
 Ten Pfad des Ruhms mit nur beschwingter'm Gang;
 In Bildern reich und reicher stets verwoben,
 Enthüllt er uns der Weltgeschichte Trang,
 Und wie von Schwänenfittichen gehoben
 Zur Feier schwebte rauschend sein Gesang;
 Raßlos geschürt, ach nur zu raßlos, glühte
 Ihm der Begeist'ung Feuer im Gemüte.

Ach, wie der Baum, den Stützen stets umkleiden,
Am eignen Reichthum hinsiecht vor der Zeit,
Zu früh erlag er dem verborgnen Leiden,
Ein Opfer, das sich achlos selbst geweiht;
Doch sein erlöschend Auge sah im Scheiden
Den Sonnenaufgang der Unsterblichkeit.
Er ging nur hin, um aus des Todes Wehen
In Millionen Herzen zu ersehen.

Er ist erstanden! Seine Worte schweben
Wie reine Flammen fort von Mund zu Mund,
Begeistert lehrt sein Lied den Jüngling streben
Und tut dem Greis erhabnen Weisheit kund,
Und wo sich deutsche Männer kühn erheben
Zu hoher That, da segnet er den Bund.
So lebt er glorreich, ewig unvergessen;
Heil ihm! Heil unserm Vott, das ihn befehlen.

2. Sein Bild.

Von J. G. Fischer.

In's Schilleralbum im Dichterhause zu Marbach.

Ich hab' die Wölbung nie gesehn
Von feines Hauptes Wänden; —
Wie müht's durch Leib und Seele gehn
Dem, der ihn griff' mit Händen!

Und dennoch hab' ich ihn gesehn,
Von keiner Hand gehalten,
Und fühl't's durch Leib und Seele gehn,
Wie ewige Gewalten: —

Die Sterne nicht wie Alpenchwung
Nur bis zum Wolkenschoße;
Es reicht die Berggöttlichung
Hinweis ins Grenzenlose.

Das Auge, nicht wie Adlerblick
Nach bald erflog'nen Grenzen;
Tenn nur das ganze Weltgeschick
Fällt dieses Auges Glänzen. —

So seh' sein Bild ich vor mir stehn,
Unendlich alle Züge,
Ob Gottes Donner drüber gehn,
Ob leise Schwalbenfüge.

3. Schillers Standbild (in Stuttgart).

Von Anastasius Grün.

Lodert, ihr deutschen
Herzen, in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

Taß sich das Erze
Formend belebe,
Taß sich des Dichters
Bild drauß erhebe!

Kiefig und glänzend,
Löwend soll's rogen,
Nemnon Germanios,
Da es will togen.

Doch auch zu lönen
Soll es beobacht sein,
Bräc' einst in deutschen
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düsteren Tagen,
Weit soll es dröhnen,
Laut soll es sagen:

Lodert, ihr deutschen
Herzen in Flammen,
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

4. Schillerlied.

Von Ludwig Pfau.

Woh! bist du uns geboren,
 Gestorben bist du nicht!
 Du lebst so unverloren,
 Wo deutsche Zunge spricht.
 Du giebst uns, großer Meister,
 Ein einzig Vaterland; —
 Die Brüderschaft der Geister,
 Das ist der Einheit Band.

Dein Wort hat uns gestählet,
 Dein Lieb uns Trost gebracht;
 Dein Hauch hat uns befelet
 Am großen Tag der Schlacht.
 Mit Iells Geschoh, ein Rächer,
 Stehst du in neuer Zeit —
 Der ist der Kettenbrecher,
 Der uns den Geist befreit.

Du hast in ew'ge Töne
 Das flücht'ge Wort gebannt,
 An höchste Menschensöhne
 Die höchste Kraft gewandt.
 Hell brennt im deutschen Busen
 Dein heilig Feuer noch —
 Die liebste deiner Musen,
 Das war die Freiheit doch.

Nie hat der Dichtung Flamme
 Ein edler Haupt geschmückt,
 Du hast dem ganzen Stamme
 Dein Siegel aufgedrückt.
 Wie weite Lande leuchtet
 Im Abendfeuer stehn —
 So darf dein Volk, o Dichter!
 In deinem Purpur gehn.

Wir stehen, deine Erben,
 Getrennt, doch ungebeugt:
 Das Volk kann nicht verderben,
 Das solche Männer zeugt.

Ten du gestreut, der Same,
 Er schießt in Ähren schon —
 Ge segnet sei dein Name,
 O Teutschlands liebster Sohn!

Ihr Völker nah und ferne,
 Juchzt unterm Himmelszelt:
 Die Denker und die Sterne,
 Sie leuchten aller Welt.
 Sprich, Genius, dein „Werde“!
 Bis jede Schranke fiel —
 Die Menschheit und die Erde:
 Ein Volk, ein Land, ein Ziel!

Auch die Literatur über Schiller dient im großen ganzen der Verherrlichung des Dichters. Sie setzte sofort nach Schillers Tode ein. In den Jahren 1805 und 1806 erschienen zwei Biographien von R. W. DmIer und J. G. Gruber, die freilich wenig zuverlässig waren und gar manches Unrichtige, ja Erdichtete enthielten. Man hat die beiden Verfasser als die „vollendetsten literarischen Schwindler“ bezeichnet, denen Schiller in die Hände gefallen sei. Vielleicht aber ist dieses Urteil doch zu hart; vielleicht war ihre Absicht besser als ihre Ausführung, der Wille besser als die Kraft.

Die ersten zuverlässigen „Nachrichten von Schillers Leben“ lieferte im Jahre 1812 Schillers intimster Freund G. Körner als Einleitung zu seiner Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken.

Im Jahr 1827 gab Goethe seinen Briefwechsel mit Schiller heraus. Er hat damit seine Pietät und Liebe zu dem Dahingegangenen in herrlichster Weise geoffenbart. Zugleich aber hat er damit ein sehr wichtiges Material zum Verständnis von Schillers Leben und Dichten an die Hand gegeben.

Kurz nachher im Jahr 1830 veröffentlichte Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen die erste bedeutendere Biographie über „Schillers Leben“. Immer wieder von neuem aufgelegt, erfreut das Buch noch heute durch die Wärme und Pietät, mit der es geschrieben ist. In demselben Jahr erschien die Schillerbiographie des berühmten

Engländers Thomas Carlyle in deutscher Uebersetzung eingeleitet von Goethe.

Das Jahr 1829 brachte uns das erste „Schillerbuch“, „dem Andenken Fr. von Schillers“ gewidmet von dem Oesterreicher Johann Lorenz Greiner. Es war eine Sammlung „von nicht oder wenig bekannten poetischen und prosaischen Aufsätzen aus Schillers Jünglings- und Mannesjahren, nebst anderen Dichtungen auf dessen Grab und Tod“. Greiner hatte schon im Jahr 1826 „Schillers Leben und Wirken als Mensch und Gelehrter“ geschildert. Dieser literarischen Verherrlichung ging eine „artistische Ergänzung“ durch neue Kupferstiche zur Seite, welche Schillers Büste nach Danneker, sein Geburtshaus, seinen Garten in Jena; sein Sterbehaus und andere durch ihn geweihte Stätten darstellen.

Im Jahr 1836 gab Gotta das erste Schiller-Album heraus. „Dieses bezeichnet einen bemerkenswerten Fortschritt in der poetischen Auffassung des Gefeierten. Es enthält nicht mehr bloß Dichtungen auf dessen Grab und Tod, wie das Greinersche Buch von 1829, sondern man preist ihn als einen dem Grabe entstiegene[n], in die Nation wieder eintretenden Helden, als Vorkämpfer hoher Ideen, welche die Zeit beherrschen.“ Charakteristisch ist die lebhafteste Beteiligung österreichischer Schriftsteller an diesem Album, für das L. A. Frankl Beiträge gesammelt hatte.

In den vierziger Jahren erschienen die beiden Schillerbiographien von Karl Hoffmeister und Gustav Schwab. Erstere, ein geistvolles Werk (1838—1842), hat noch heute seinen Wert. Schwabs Buch (1840) dagegen ist veraltet. Es ist noch stark von Cmler beeinflusst.

Es folgt nun das Jahr 1859 mit seiner Schillerbegeisterung. Von dem Umfang der Äußerungen des Enthusiasmus jener Tage kann man sich einen Begriff machen, wenn man R. Gödeles „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ [1893, V, 123 ff.] zur Hand nimmt. Da staunt man über die Hunderte von Namen, die uns dort entgegentreten. Hunderte von Festreden, Festprogrammen, Festspielen, Gedenkblättern, Gedichten, Prologen, Schilleralbums usw. findet man dort aufgezeichnet.

Aus der großen Zahl der Festredner erwähnen wir nur folgende Namen: V. Auerbach, M. Carriere, F. Vischer, J. G. Fischer, Kuno Fischer, G. Kinkel, J. Grimm, Guckow, Dingelstedt, F. Dahn, A. Träger.

Welche Bedeutung man damals Schiller zuschrieb, das mag auch die Tatsache beweisen, daß u. a. zwei bedeutende Theologen von der Kanzel herab Schillers Verhältnis zum Christentum erörterten. Es sind der Stuttgarter Prälat H. Kapff und W. Beytschlag. Der erste hielt „Zwei Predigten mit Beziehungen auf Schiller“, der andere predigte über das Thema: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Ein evangelisches Zeugnis zur allgemeinen Schillerfeier.“

Daß damals auch eine Anzahl von Schillerbiographien erschien, ist selbstverständlich. Gödke zählt gegen 25 größere Lebensbeschreibungen des Dichters auf. Die wichtigeren darunter sind die Werke von Döring, Palleske, Spieß, Venz, Johannes Scherr, Julian Schmidt und Ferdinand Schmidt. Nur zwei dieser Bücher sind heute noch bekannt: Das von Ferd. Schmidt (5. Aufl. 1875) und das von Palleske, in neuerer Zeit von Hermann Fischer herausgegeben (15. Aufl. 1900). Ein anderes hervorragendes Werk von bleibendem Wert erschien in Osterreich. Es ist das durch seine vorzüglichen Illustrationen ausgezeichnete „Schillerbuch“ von Konstant. Wurzbach von Tannenberg. Aus demselben heben wir hervor: „Schillers Apotheose in Erz und Stein, in Bild und Wort, in Stiftungen und Vereinen.“ Dieser Abschnitt umfaßt nicht weniger als 57 Seiten Großfolio!

Mit einer Zusammenstellung aller Festschriften usw. befaßten sich drei Bücher: 1. „Verzeichnis der zum hundertjährigen Geburtstage Schillers seiner Tochter eingesandten Festgaben“ (Stuttgart 1863); 2. „Verzeichnis der zur hundertjährigen Geburtsfeier Fr. von Schillers erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke“ usw., herausgegeben von A. Büchting (Nordhausen 1860); 3. „Aus Weimars goldenen Tagen“, bibliographische Jubelfestgabe von G. Wenzel (Dresden 1859).

Von der Jubiläumsfeier hatte die Stadt Marbach den größten Gewinn. „Zu Denkmals- und Stiftungszwecken“ erhielt sie größere Geldsummen, insbesondere von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, geschenkt. Sodann verdient Erwähnung, daß das Grab von Schillers

Mutter in Cleverfulzbach von der dortigen Gemeinde dem Marbacher Schillerverein als Eigentum überlassen wurde. Die Schiller'sche Familie machte reiche Geschenke an Arkunden, Briefen und Reliquien. Die Deutschen in Moskau stifteten eine Schillerglocke „Concordia“ mit der Bestimmung, daß sie am Geburtstag und Todestag des Dichters je eine Stunde zu läuten sei. Schließlich überreichten sieben Hanauer Gymnasiasten ein von 52 deutschen Gymnasien ersammeltes Kapital von 1455 fl und zwar 1355 fl zur Erwerbung und Wiederherstellung des Geburtshauses und die übrigen 100 fl als eine „bleibend zu verwaltende Stiftung, damit aus den Zinsen dem Dichter der Jugend alljährlich ein frischer Lorbeerkrantz in seinem Geburtshause durch Marbachs Schüler gespendet werde“.

In dem Jubiläumsjahr erreichte die Schillerverehrung ihren Gipfel. Nachher trat — wie schon gesagt — eine gewisse Reaktion ein, verschiedene Kritiker suchten den Dichter herabzusetzen und zu verkleinern. Der erste war der Literaturhistoriker Julian Schmidt. Ihm folgte der Wiener G. Freiherr von Feuchtersleben, der Dichter Otto Ludwig, Professor Hermann Grimm in Berlin, der Sohn Jakob Grimms, u. a. Doch vermochten diese Angriffe die Schillerverehrung nicht zu dämpfen. Sie riefen lebhaftesten Widerspruch hervor und die weitere Folge war, daß sich die strenge wissenschaftliche Kritik mit erneuter Sorgfalt dem Leben und den Werken des Dichters zuwandte. Die Frucht derselben waren die biographischen Werke von Weltrich, Minor und Brahm, die freilich zur Zeit noch nicht abgeschlossen sind. Daran reihten sich die illustrierten Biographien von Hepp, Wyckgram und Vellermann, nachdem schon früher H. Dünker eine illustrierte Schillerbiographie hatte erscheinen lassen. Auch C. Harnack hat ein gutes Buch über Schiller geschrieben. Schließlich ist noch die treffliche Sammlung von Schillers Briefen zu erwähnen, die wir Frh. Jonas verdanken.

Frägt man zum Schluß noch, worin die Schillerverehrung ihren Grund hat, und warum sie bis jetzt alle Angriffe überdauert hat, so möchten wir darauf also antworten: Weil wir in Schillers Leben und Werken die schöne Menschlichkeit aufs herrlichste dargestellt sehen. Gerade die Eigenschaften, auf die wir Deutsche besonders stolz sind,

finden wir bei ihm in schöner Harmonie vereinigt. Jeder findet in ihm ein Stück seines eigenen Wesens. Schiller ist uns einerseits ein leuchtendes Beispiel der kindlichen Pietät, der Anhänglichkeit und Treue gegen die Freunde und der Vaterlandsliebe. Andererseits ist er durch sein ideales Streben und Ringen, durch seine Kühnheit und Ausdauer, durch seinen sittlichen Ernst und seine edle Selbstverleugnung, wie der englische Philosoph Thomas de Quincey sagt, „der Repräsentant des deutschen Geistes in seiner höchsten Form und Vollendung und ihm sicherlich ist es unter allen Umständen zuzuschreiben, daß der deutsche Geist eine bekannte Macht geworden ist, und eine Macht von wachsender Größe und Bedeutung für die ganze große Gesamtheit der Christenheit“.

Das Wort, das Schiller am 7. Januar 1795 an Goethe gerichtet hat: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch“ hat in seiner eigenen Person, wie die Geschichte der Schillerverehrung zeigt, eine gewisse Beleuchtung und Berechtigung erhalten.



Tafel Schillermuseum zu Marbach a. N.
Nach einer Original-Aufnahme von L. Schaller in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	III
<u>I. Schillers Bedeutung als Dichter</u>	
<u>A. Schillers Dramen</u>	
Die Räuber	5
Die Verschwörung des Fiesco zu Genua	15
Rabale und Liebe	17
Don Carlos	21
Die Wallensteintrilogie	25
Maria Stuart	29
Die Jungfrau von Orléans	31
Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder	34
Wilhelm Tell	37
Emele	41
Die Huldigung der Künste	41
Rörners Vormittag oder Ich habe mich rasieren lassen	42
Die dramatischen Fragmente	42
<u>B. Schiller als lyrischer Dichter</u>	48
<u>C. Schillers Prosaarbeiten</u>	56
Schillers Arbeitsweise	63
<u>II. Schillers Menschentum</u>	
1. Als Sohn und Bruder	71
2. Im geselligen Verkehr	81
3. Liebesleben	100
4. Als Gatte und Vater	114
5. Verhalten zu seinen Freunden	131
6. Im Kampf gegen seine Feinde	154

	Seite
7. Im Leiden und Sterben	160
8. Schillers religiöse Anschauung	176
9. Schillers Vaterlandsliebe	182
10. Schiller in seinen persönlichen Bedürfnissen	186
11. Abbildungen Schillers	222
 III. Geschichte der Schillerverehrung	
A. In Lebzeiten des Dichters	239
B. Nach des Dichters Tode	247

Verzeichniß der Abbildungen im Text und der Beilagen.

Abbildungen im Text.

	Seite
Schiller im 35. Lebensjahre, Nach einer bisher unveröffentlichten Kreide- Skizze von L. Sيمانowitz.	
Christian Friedrich Schwan, Hofbuchhändler in Mannheim	8
Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Talberg	9
Karl Chodowiecki's Kupferstichen zu den „Räubern“	13
Karl Chodowiecki's Kupferstichen zu „Kabale und Liebe“	19
Schiller, Nach einem Gemälde von A. Graff, gestochen von G. A. Müller	23
Schiller, Portrait auf einer Brosche, die Kotte Schiller zu tragen pflegte	62
Johann Kaspar Schiller, Herzoglich Württembergischer Major	72
Elisab. Doroth. Schiller, geb. Rodweis	73
Wilhelm Reinwald, Nach einem Aquarellgemälde	76
Christophine Reinwald, geb. Schiller	77
Kuise Schiller, gezeichnet von ihrer Schwester Christophine	78
Ranette Schiller, Nach einer Brosche	79
Humoristische Zeichnung von Schillers Hand	89
Goethe um 1794, Nach einer Kreidezeichnung von unbekannter Hand	97
Charlotte von Wolzogen	102
Charlotte von Kalb, Nach einem Stich von Auguste Hühener	106
Anna Margareta Schwan	107
Marie Henriette Elisabeth von Arnim	111
Charlotte Schiller, Nach einem Eisenbeinbild, welches Schiller an seiner Ihrkette getragen hat	113
Karoline von Beulwitz, spätere von Wolzogen, geb. von Lengefeld, Schillers Schwägerin	115
Charlotte von Schiller, geb. von Lengefeld, gemalt von L. Sيمانowitz	122
Friedrich von Schiller, gemalt von L. Sيمانowitz	123
Schillers Kinder	129
Dr. Friedrich Wilhelm von Hoven, Nach einem Stich von Preißel	133
Andreas Streicher	134
Christian Gottfried Körner, Nach einem Schabekbalt von Christian Mayer	137
Minna Körner, geb. Stod, Nach einer Silberstiftzeichnung von Tora Stod	138
Tora Stod, Nach einem Selbstportrait	139
Ludwig Ferdinand Huber, Nach einer Silberstiftzeichnung von Tora Stod	140

Schiller, Nach einem Eisenach-Portrait aus dem Nachlaß des Freiherrn Karl von Schiller	142
Goethe, Nach einem Eisenach-Portrait aus dem Nachlaß des Freiherrn Karl von Schiller	143
W. von Humboldt, gemalt von C. Krüger, gestochen von J. V. Raab	146
Christoph Martin Wieland, Nach einem Stich von Lips	147
Johann Gottfried Herder	148
Joh. Friedr. Freiherr von Gotta	149
Karl Freiherr von Talberg, Nach einem Stich von Berger	151
Prinz Friedrich Christian von Augustenburg, Nach einem Cibild von Grass	152
Karl Eugen, Herzog von Württemberg und Teck	156
Karl August, Herzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach, gemalt von Taniel Ghodawiecki	167
Schiller im Tode, Nach einer Zeichnung von F. Jagemann	175
Eintrag Schillers in seinen Kalender vom 16. Mai 1801	193
Gesamtansicht von Marbach a. N., rechts oben das Schiller-Museum	200
Schillers Geburtshaus in Marbach	202
Schillerhaus in Vorch	203
Schillers Wohnhaus in Ludwigsburg	204
Solitude	205
Die Militär-Akademie (Hohe Karlschule) in Stuttgart	206
Henriette von Holzogen, geb. Marschall von Löhren	207
Schillerhaus in Panerbach	209
Schillerhaus in Gohlis, Unter Leitung von A. Krause gezeichnet und gestochen von L. Schulz	211
Schillerhaus in Volkstädt	213
Die „Schrammei“, Schillers erstes Wohnhaus in Jena	215
Schillers Garten in Jena, Handzeichnung von Goethe	217
Schillers Haus in Weimar	218
Schillers Arbeitszimmer in Weimar	210
Jugendportrait Schillers um 1785, gezeichnet von Toris Stof, gestochen von Werner	226
Schiller in seinem 28. Lebensjahre, von Reinhart	227
Tanneder gezeichnet von Wölke nach Leybold, gestochen von Ed. Schuler	230
Friedrich Schiller, Nach einer Büste Tanneders aus dem Nachlaß des Freiherrn Karl von Schiller	231
Friedrich Schiller, Nach dem Berliner Schillerbild von Weitsch	233
Schiller, gemalt von Tischbein, gestochen von Rudy	235
Tanneder mit der Schillerbüste	236
Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar	255
Marbacher Schillermuseum	266

Verzeichnis der Beilagen

	Neben Seite
<u>Handschrift aus Schillers Vorarbeiten zum „Tell“</u>	<u>16</u>
<u>Brief der Frau Kat Goethe an ihren Sohn vom Jahre 1804 über den „Tell“</u>	<u>32</u>
<u>Aus der Weimarer Theaterhandschrift des „Tell“</u>	<u>48</u>
<u>Demetrius II, Akt 2, Scene</u>	<u>64</u>
<u>Brief Schillers an seine Eltern, Neujahr 1796</u>	<u>80</u>
<u>Brief Goethes an Schiller vom 13. Januar 1804</u>	<u>96</u>
<u>Brief Schillers an Wilhelm und Christophine Reinwald</u>	<u>128</u>
<u>Brief Schillers an Goethe vom 14. Januar 1804</u>	<u>144</u>

